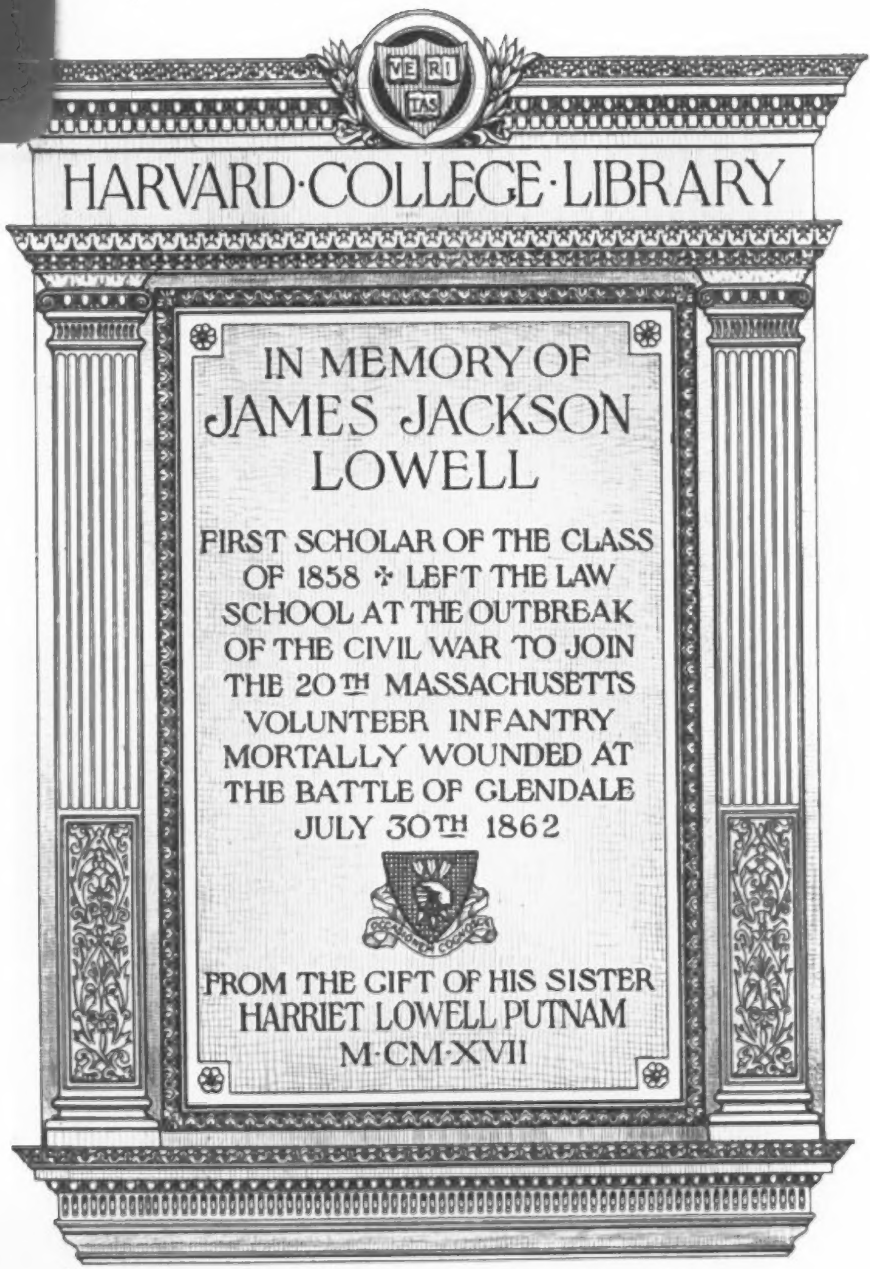
SÖREN KIERKEGAARD: EIN LITERARISCHES CHARAKTERBILD

Georg Morris Cohen Brandes

Digitized by Google

6664.86



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sören Kierkegaard.

Ein literarisches Charakterbild.

Von

Georg Brandes.

Was Tarquinius Superbus in seinem Garten mit den Mohnköpfen sprach, verstand der Sohn, aber nicht der Bote.

Hamann-Kierkegaard.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Leipzig, 1879.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Ei

Digitized by Google

Sören Kierkegaard.

Ein literariſches Charakterbild.

Von

Georg Brandes.

Was Tarquinius Superbus in ſeinem Garten mit den Mohnköpfen ſprach, verſtand der Sohn, aber nicht der Bote.

Hamann = Kierkegaard.

Autoriſirte deutſche Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Johann Ambroſius Barth.
1879.

Digitized by Google

Scan 6664.86

J. J. Lowell fund

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

1. Das Kindesalter 4

2. Vater und Sohn 7

3. Häuslichkeit und Schule 13

4. Die Universität 20

5. Salomo. Antigone 22

6. Hinaustritt ins Leben 28

7. Angriff auf H. C. Andersen 30

8. Jünglingsleben 37

9. Ueber die Ironie 45

10. Verlobung und Aufhebung derselben 55

11. Verlassene Mädchen 72

12. Nochmals Antigone 78

13. Abraham und Isaak 81

14. Das erste Grundthema 89

15. Das Mirakelland; der Einzelne 94

16. Die Anlage von „Entweder — Oder." Erstes Stadium: das Genußleben 105

17. „Don Juan" 116

18. „Die erste Liebe" 126

19. Das Tagebuch des Verführers und das Trinkgelag. Der Stil 136

Digitized by Google

Seite

20. Zweites Stadium: die Ehe 150
21. Drittes Stadium: das Paradox 166
22. Begrenzung gegenüber der Natur und Geschichte . . . 183
23. December 1845 193
24. Neuer Ausgangspunkt 203
25. Die Christusgestalt 213
26. Drohende Haltung gegen die Kirche 222
27. Kierkegaard's Agitation 225
28. Sein Tod 233

Druckfehler.

S. 40 Z. 11 v. u. Statt spanisches! lies spanisches ~!

Digitized by Google

Meine früheſte Erinnerung in Betreff Kierkegaard's iſt die, daß, wenn ich als kleiner Junge meine Hoſen nicht glatt und ſorgfältig über die damals üblichen langen Stiefelſchäfte hinab zog, das Kindermädchen mir warnend zurief: „Sören Kierkegaard!" So hörte ich zum erſten Mal den Namen, welcher zur ſelben Zeit ſo laut den Erwachſenen in die Ohren klang. Die Karrikaturzeichnungen im Kopenhagener Witzblatte „Der Korſar" hatten Kierkegaard's Beine in Kreiſen bekannt gemacht, zu denen ſein Genie nicht hingedrungen war. Seine Hoſen hatten bei uns eine eben ſo große Berühmtheit erlangt, wie in Frankreich zehn Jahre vorher Théophile Gautier's rothe Weſte.

Der merkwürdige Mann war in Kopenhagen als ein Straßen-Original bekannt. Die Außenſeite ſeines Lebens war wunderlich und monoton. Man konnte ihm in früher Morgenſtunde auf den abgelegenen Pfaden längs des Stadtgrabens begegnen, für den er, humoriſtiſch genug, eine Fiſchereimarke gelöſt hatte, um ungeſtört denken und dichten zu können. Er hat ſpäter einmal ſolche Wanderungen im feuchten Morgennebel, im bethauten Graſe geſchildert, um die Zeit, wo der kalte Schauer, welcher den Sonnenaufgang verkündet, durch die Natur geht. Man konnte ihn alleine in ſeinem gemietheten Wienerwagen in fliegender Haſt die Landſtraßen Nordſeelands

entlang oder in langsamem Trabe durch die Wälder Nordseelands fahren sehn, bei einem jener häufigen Ausflüge, die mindestens einen, öfters mehrere Tage in Anspruch nahmen, und von denen er ein paar in jedem Wintermonat und im Sommer monatlich sechs oder sieben unternahm. Er besuchte in Gribskov seinen lieben Otteveiskrog (Achtwegewinkel), dessen Name schon für ihn, den Verschlossenen, den Alle kannten und anredeten, etwas Anziehendes durch den Widerspruch hatte, welcher darin lag, daß ein Zusammentreffen von acht Wegen ein Winkelversteck bilden sollte. Dort setzte er sich hin, und es war ihm, als sei eine ganze Völkerschaft auf den acht Wegen ausgewandert und habe nur Einen vergessen, als hätten die acht Wege ihm alle Menschen entführt, um ihm nur seine eigenen Gedanken zurück zu bringen. Er, dem es so schwer fiel, sich selbst zu vergessen, der sich niemals ganz in die Natur, deren Studium er geringschätzte, versenken konnte, niemals in die Geschichte, für die ihm bei seiner scharf ausgeprägten philosophischen Anlage der rechte Sinn gebrach, kaum einmal in die Musik, in der er nur seine eigenen Ideale aufsuchte, fand ein Gefallen daran, sich selbst hier in der Einsamkeit als Centrum zu fühlen.

An einem anderen Tage konnte man auf der Östergade um die Mittagszeit zwischen zwei und vier Uhr im Menschenschwarme die hagere und dürre Gestalt mit dem gebeugten Haupte und dem Regenschirm unterm Arme verfolgen, die fast unabänderlich hier auf jener Promenade zu finden war, welche der Korso der halbfeinen Welt Kopenhagen's ist. Er grüßte jeden Augenblick nach rechts und nach links, unterhielt sich bald mit Diesem, bald mit Dem, hörte ein vereinzeltes Mal einen kleinen Gassenjungen „Entweder — Oder" hinter sich her schreien, ließ

ſich mit Krethi und Plethi ein, eben ſo zugänglich für Jeden hier auf der Straße wie unzugänglich in ſeinem Daheim, hier eben ſo verſchwenderiſch mit ſeiner Perſon wie ſonſt eiferſüchtig dieſelbe behütend, hier ſcheinbar ſeine Zeit vertändelnd wie zum Erſatz dafür, daß er ſich zu Hauſe ſtets hartnäckig verleugnen ließ.

Aber, ging man dann eines Winterabends an ſeinem Hauſe vorüber, und fiel der Blick auf die lange Reihe erhellter Fenſter, welche der von ihm bewohnten Etage das Ausſehen gaben, als ſei dieſelbe illuminirt, ſo ahnte oder gewahrte man eine Flucht ſchön möblirter, ſämmtlich geheizter Zimmer, in welchen der ſeltſame Denker auf und ab ſchritt unter einer Stille, die nur durch das Kritzeln der Feder auf dem Papier unterbrochen ward, wenn er ſtehen blieb, um einen Einfall in ſein Manuſkript oder eine Notiz in ſein Tagebuch zu ſchreiben; denn in allen Zimmern fand ſich Dinte, Feder und Papier.

So lebte er: ſpazieren gehend, fahrend, Geſpräche führend, und vor Allem ſchreibend, immerzu ſchreibend. Er war fleißig wie Wenige, und ſein ganzer Fleiß beſtand darin, daß er ſchrieb. Er ſprach nicht allein mit ſeiner Zeit, ſondern mit ſich ſelber mittels ſeiner Feder. Im Leben Weniger hat die Dinte eine ſo große Rolle geſpielt. Er hinterließ ungefähr dreißig gedruckte Bände, die zuſammen (nach ſeinem eigenen Ausdruck) faſt „eine Literatur in der Literatur“ ausmachen, und eben ſo viele Bände dickleibige Tagebücher im Manuſkript, und faſt alles Dies iſt im Laufe ſeiner zwölf letzten Jahre geſchrieben. Solchergeſtalt, ſo wunderlich und monoton erſchien die Außenſeite eines Lebens, das innerlich vielleicht das bewegteſte war, welches jemals in Dänemark geführt worden iſt.

1.

Als im Jahre 1813 der reiche Wollwaarenhändler Michael Kierkegaard auf dem Neumarkt in Kopenhagen sieben und fünfzig Jahre und seine zweite Frau Anne (geb. Lund), sein früheres Dienstmädchen, fünf und vierzig Jahre alt war, bekam dies Ehepaar das siebente Kind, einen Sohn, Namens Sören. Addirt man das Alter der Eltern, so erhält man die respektable Zahl 102, eine so ansehnliche Zahl, daß oftmals zwei junge Elternpaare, wenn sie ihre Jahre zusammen zählen, keine so hohe Ziffer erreichen.

Sören Kierkegaard war das Kind alter Eltern; er wurde alt geboren, er wuchs als ein altkluges Kind heran, welches so früh insbesondere über sich selbst zu grübeln begann, daß es ihm in seinem späteren Leben vorkam, als sei er weder Kind noch Jüngling, d. h. weder bewußtlos noch sorglos gewesen. „Mein Unglück war," sagt er mit einer der geschraubten Wendungen, die er liebt, „gleichsam von der Geburt an und durch die Erziehung bestärkt das Unglück: nicht Mensch zu sein." Er meint damit, daß er Geist war, ein sehr anspruchsvoller und zu umfassender Ausdruck, um etwas Bestimmendes über einen Einzelnen auszusagen. Gewiß indessen ist's, daß Der, welcher ihn gebrauchte, mit schwerem Geblüte und Gemüthe zur Welt

kam; in alten barbariſchen Zeiten hätte man vielleicht ein ſo wenig kindliches Kind für einen Wechſelbalg angeſehen, den die Kobolde in die Wiege gelegt.

Er ſucht ſelbſt nach den excentriſchſten Worten der Sprache, um ſeinen urſprünglichen Zuſtand zu ſchildern. Er war, nach ſeiner eigenen Ausſage, „zart, ſchmächtig und ſchwach, faſt in jeder Hinſicht der Bedingungen beraubt, im Vergleich mit Anderen auch für einen ganzen Menſchen gelten zu können, ſchwermüthig, ſeelenkrank, auf vielfache Weiſe tief, und durchaus mißlungen.“ Solch ein armes Koboldkind ſpielt nicht wie andere Kinder, iſt niemals vergnügt oder luſtig; es ſieht einen mit großen, klugen, mitleiderregenden Augen an, weil es, wie Kierkegaard, „unter einem urſprünglichen Zwieſpalt mit dieſem Daſein ſeufzt.“ Es iſt gleich vom zarteſten Alter an ſinnig und wird ſchweigend manche ſeltene Wehr oder Zierat ſchmieden, aber man necke es nicht, es iſt von ſchalkhafter Natur, ſpöttiſch in ſeinen Antworten, beißend witzig, wenn es gereizt wird. Es hat eine Seele ohne Sonnenſchein, es lebt ein Leben ohne Frühling; aber es ſieht ſcharf und es vermag Viel.

Der arme Spätling war nicht nur gebrechlich, ſondern krank, ſehr krank. Drei und dreißig Jahre alt, nennt er ſich ſelbſt ſeit früheſter Jugend von einem „an Wahnſinn grenzenden Leiden“ verzehrt, das ſeinen Grund in einem Mißverhältniß zwiſchen Leib und Seele haben müſſe. Dies Leiden, das er in ſeiner bibliſchen Ausdrucksweiſe ſeinen „Pfahl im Fleiſche“ nennt, war es, was jene brütende Schwermuth erzeugte, deren Nebel ſein ganzes Wachsthum umhüllten. Aber aus dieſen Nebeln brachen die Blitze der ſchalkhaften Ironie und Witzigkeit hervor. Er hatte jene Art von Witz, die man, wenn auch in viel

geringerem Grade, bei Buckligen, Hofnarren oder anderen schwachen und häufig verunglimpften Geschöpfen zu finden pflegt, die an einer unheilbaren Melancholie leiden; nur daß dieser Witz bei ihm stets Ideen diente, und beherrscht, durchsichtig, genial war, selbst wo er sich mit einem so schneidenden Hohn äußerte, daß die Welt seit Swift's Tagen kaum etwas Aehnliches gehört hatte. In den Knabenjahren offenbarte dieser Witz sich als jugendlicher Muthwille. Ein paar Anekdoten aus der Schulzeit charakterisiren die Art desselben. Der dänische Lehrer, Herr Storch, hatte sich verlobt, und der Gegenstand seiner Wahl hieß Charlotte Lund. Es sollte ein dänischer Aufsatz über ein selbstgewähltes Thema verfaßt werden, und Kierkegaard schrieb jetzt „Charlottenlund, die Reise dorthin und die Vergnügungen daselbst," mit Anspielungen auf die Verlobung und den Namen*). Der deutsche Lehrer, Herr Mathiesen, war so schwach, daß die Knaben sich Alles in seinen Stunden erlaubten. Eines Tages trieben sie es so weit, daß sie in der Klasse ein vollständiges Mahl mit gedecktem Tische, Butterbrot und Bier hielten, umher gingen und einander „Gesegnete Mahlzeit!" sagten. Herr Mathiesen wollte sich in seiner Verzweiflung beim Schulvorsteher beschweren, als die Knaben ihn umringten und dazubleiben baten. Sören Kierkegaard allein blieb auf seinem Platze sitzen und sagte nur: „Möchten Sie dann auch dem Professor sagen, daß es in Ihren Stunden immer so zugeht." Der Lehrer blieb.

*) Charlottenlund ist ein bekanntes Lustwäldchen am Sunde, wohin die Kopenhagener gern ihre Sonntagsausflüge richten.

2.

Es war der Vater, von welchem Kierkegaard ſowohl ſeine Schwermuth, wie ſeinen Witz und ſeine Geiſtesgaben erbte. Der Mutter, welche er erſt in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre verlor, gedenkt er, auffallend genug, nie mit einem einzigen Worte. Beide Eltern waren jütländiſche Bauern. Michael Kierkegaard hatte ſich in ſeiner Kindheit dadurch ernähren müſſen, daß er als Hirtenknabe auf den jütländiſchen Haiden die Schafe hütete. Er litt hier geiſtig und körperlich Mangel: hier war weder Schutz, noch Schirm, weder Schatten, noch Bäume, noch Menſchen, nur eine kahle Fläche und die unvernünftigen Thiere. So ward ſein Gemüth mit der Trauer und dem Gefühl der Entbehrung erfüllt, die ſich in der Wehmuth unſerer Volkslieder abſpiegeln, ſo ſog ſeine Seele die ganze ſtumme Melancholie der Haide in ſich ein. Er verlor ſich in die Grübeleien und Viſionen, die bei Leuten entſtehen, welche nur mit ſich ſelber verkehren.

Es iſt — aus zweiter Hand — eine Erinnerung an die Einſamkeit, Monotonie und Schwermuth der jütländiſchen Haiden, was uns aus Kierkegaard's Schriften entgegen weht. Die Haide iſt ihr Naturhintergrund; die dumpf leidenſchaftliche Bauernreligioſität, welche bei der Verlaſſenheit draußen in der Seele des Vaters erzeugt ward, iſt ihre geiſtige Vorausſetzung.

Aber schon mit zwölf Jahren kam der Vater nach Kopenhagen, und wurde bald ein großer Wollwaarenhändler, ein großer Gewürzhändler, nach den Verhältnissen damaliger Zeit ein sehr wohlhabender Mann. Man weiß, daß die religiöse Erwecktheit bei den jütländischen Bauern nicht eine beträchtliche Schlauheit im Handel, eine gewisse solide Kargheit und Sparsamkeit gegenüber dem Erworbenen ausschließt. Das war auch hier der Fall. Tag aus, Tag ein stand der alte grauhaarige, stets scharfsehende Wollwaarenhändler in seinem Laden, im gelben Rocke, den sammtenen Kniehosen, den blanken Schnallenschuhen, oder ungrischen Stiefeln mit Quasten, und legte Thaler zu Thaler. Ein kleiner Zopf im Nacken erhöhte noch sein altväterisches und spießbürgerliches Aussehen. Er war ein loyaler Mann, welcher König Friedrich VI., den Landesvater, verehrte, der ihm als Kronprinz die Erlaubniß ertheilt hatte, obschon er Wollwaarenfabrikant war, nicht allein mit chinesischen und ostindischen Artikeln zu handeln, sondern auch „mit den von Unseren Westindischen Eylanden kommenden Wahren, als da sind Zucker, raffinirt wie unraffinirt, Syrup und Kaffeebohnen, und selbige in großen und kleinen Partien an All und Jeden zu verkaufen.“ Er war ein frommer Mann, der fast immer in seiner ärmlichen Behausung lebte, der auf seinem Holzstuhle an dem kleinen weiß angestrichenen Tische saß und in seiner Postille und seinem alten oder neuen Testamente las, unangefochten von dem Rationalismus der Zeit in die Kirche ging und mit Erbauung und Andacht Mynster's Predigten hörte. Er war ein strenger Mann, der seine Töchter barhaupt, einen gestrickten Shawl über den Rücken gebunden, auf den Markt gehen und die Wirthschaftseinkäufe besorgen, der sie das Zeug der Brüder reinigen und das Haus in Ordnung halten ließ, da er

kein Dienſtmädchen annehmen wollte, und der, ſelbſt als ſeine Söhne Studenten geworden, ihnen ſelten oder niemals Geld für ihre kleinen Bedürfniſſe gab. Kurzum: er ſah zum König empor, achtete die Geiſtlichkeit hoch, und verehrte die Polizei. In ſeinen vier Pfählen war er ein Stück Haustyrann, und der breite Rücken des Vaters ſtellte ſich lange hindernd zwiſchen Sören und die Welt.

Es läßt ſich kaum leugnen: ein Hauch von der beklommenen Luft des Wollwaarenladens weht uns aus Kierkegaard's Schriften an, die bei all ihrer Tiefe, Scharfſinnigkeit und Wärme einen ſo engen geiſtigen Horizont haben. Es iſt — im zweiten Gliede — des bei all ſeiner Begabung unſelbſtändigen, eben erſt vom „hölzernen Pferd" emancipirten gemeinen Mannes ſcheuer Reſpekt vor der ganzen überirdiſchen und irdiſchen Polizei, der uns in der übertriebenen und forcirten Ehrerbietigkeit vor König und Kanzlei, Cenſoren und Miniſtern, Excellenzen und Biſchöfen begegnet, in welcher ſich Kierkegaard faſt ſein ganzes Leben hindurch ergeht.

Doch jener alte ehrwürdige Spießbürger war, trotz ſeines regulären und proſaiſch geſchäftsmäßigen Aeußeren, ein Phantaſt, ein Dialektiker, und ein am Rande des Wahnſinns ſchwebender Hypochondriſt. Die Häuslichkeit wurde dadurch für den Sohn eben ſo beängſtigend, wie unheimlich anziehend. Zerſtreuungen gab es keine. Aber wenn Sören um Erlaubniß, ausgehen zu dürfen, bat und in der Regel eine abſchlägige Antwort erhielt, nahm ihn der Vater bei der Hand und ſchlug ihm zum Erſatz einen Spaziergang durchs Zimmer vor, wohin er wolle, nach Frederiksberg oder den Strandweg entlang. Da erzählte der Vater Alles, was es zu ſehen gab. Sie grüßten die Vorübergehenden, die Wagen rollten an ihnen vorbei und über-

täubten die Stimme des Vaters. Das Obſt der Kuchenfrau hatte niemals einladender ausgeſehen. Der Vater erzählte Alles ſo genau und lebendig, daß Sören nach Verlauf einer halben Stunde müder und erſchöpfter, als von einem wirklichen Spaziergange, war. Bald lernte er dem Alten die Kunſt ab, und ſie unterhielten ſich mit einander auf der fingirten Wanderung; ſie überboten einander, ſie wetteiferten in Erfindung und in dem Bemühen, einander auf das ihnen unterwegs Begegnende aufmerkſam zu machen.

Wenn man davon hört, glaubt man eine Scene aus Schack's „Phantaſten" zu erleben. — Es iſt kaum möglich, auf eine unnatürlichere Art ein Kind mit trefflichen Anlagen alles Wirklichkeitsgefühls zu berauben und ihm Reflexionsſucht und Phantaſterei einzuprägen. Niemand wird gewiß, nachdem er einen ſolchen einzelnen kleinen Zug vernommen hat, ſich über das Blutloſe, das Hirngeſpinnſtartige in Kierkegaard's ſelbſt noch ſo genial erfundenen erdichteten Geſtalten, wie der Verführer Johannes oder der Quidam des Frater Taciturnus, verwundern. Seine Phantaſie war und blieb eine Zimmerluftpflanze.

Es giebt andere große Männer, als Kierkegaard, deren Erziehung darauf angelegt ſchien, das Kind in ihnen zu vernichten. Es giebt einen anderen großen Mann unſres Jahrhunderts, deſſen Vater gleichfalls ſchon von der früheſten Knabenzeit an einen überwältigenden Einfluß auf den Sohn übte. Ich denke an John Stuart Mill. Aber welcher Unterſchied in jenen lehrreichen Spaziergängen, die Mill zwiſchen ſeinem vierten und ſiebenten Jahre täglich an der Hand ſeines Vaters unternahm, von denen er ſelbſt erzählt, daß ſeine früheſten Erinnerungen an grüne Felder und wilde Blumen ſich mit der Erinnerung an dieſelben verknüpfen — und dieſen unheimlichen Wanderungen auf

und nieder unter einer Zimmerdecke, wo Vater und Sohn wie zwei alte Kinder einander vorgaukelten, daß sie wirkliche Naturumgebungen sähen und Eindrücke von denselben empfingen. Der junge Mill mußte seinem Vater auf jenen Morgenspaziergängen Bericht über seine Lektüre erstatten, und mit Wärme erzählte der kleine hochherzige Knabe von der tapferen Vertheidigung der Malteserritter gegen die Türken oder vom Kampfe der aufständischen niederländischen Provinzen gegen die spanische Tyrannei — der arme kleine Wollhändlersohn hatte keinen Vater, dessen Hirn das gesammte Wissen seines Zeitalters umspannte, keinen Vater, der die ganze Wissenschaft jener Zeit seinem Sohne mundgerecht machen und seinen Sinn für Recht, Geschichte und Natur wecken konnte; er gab daher Nichts wieder, sein eigenes überhitztes Hirn brachte die blutlosen Schatten hervor, welche er an den Augen des Vaters vorüber gleiten ließ.

Außer daß er ein Phantast war, war der Alte ein Dialektiker, der eine bei einem ungebildeten Manne höchst ungewöhnliche Disputirfertigkeit besaß. Die formelle Denkvirtuosität, welche so blendend bei dem Sohne hervortreten sollte, scheint in der Anlage schon bei dem Vater vorhanden gewesen zu sein. Er muß Etwas von der Gabe eines Erasmus Montanus besessen haben, alles Beliebige beweisen und Alles auf die Füße oder den Kopf stellen zu können, Etwas von dem Talent, das man nicht selten bei unsern Politikern aus dem Bauernstande findet, mit einem gewissen ätzenden Scharfsinn eine Frage zu spalten und ihre einzelnen Seiten für sich allein auf fragmentarische und überlegene Art zu behandeln. Aber weit entfernt von jeder Selbstzufriedenheit mit seinen hervorragenden Gaben, war er hypochondrisch, litt besonders in seinen späteren Jahren unter dem Gefühle, zu Nichts nütze zu sein, und konnte

in Aeußerungen ausbrechen, welche bewiesen, daß er sich zu Zeiten als der Elendeste von Allen empfand. So ungefähr, denke ich mir, mag der eine oder andere von Cromwell's Soldaten, dieser oder jener Jerobeam-Lobeden-Herrn-meine-Seele oder Pimpleton-Gott-sei-mit-uns in den Stunden gewehklagt haben, wo die Gnade schwach in ihm war. Während der verhältnißmäßig glückliche junge Mill an der Hand seines Vaters in Wissenschaften eingeführt wurde, die zu bewältigen es wohl der Geisteskraft eines Mannes bedurfte, aber doch in Wissenschaften, weihte dieser finstere und phantastische Puritaner von der untersten Volksklasse sein armes Kind in all die Aengste und Kümmernisse ein, mit denen die christliche Orthodoxie, von einem in Skrupeln und Anfechtungen hinlebenden ungebildeten Manne verkündet, ein kindliches Gemüth erfüllen kann. In dem „Gesichtspunkte für meine Schriftstellerthätigkeit" heißt es: „Als Kind wurde ich streng und ernst im Christenthume erzogen, menschlich gesprochen: unsinnig erzogen; schon in der frühesten Kindheit hatte ich mich an Eindrücken überhoben, unter denen der schwermüthige Greis, welcher mir dieselben auferlegt hatte, selbst ohnmächtig ward — ein Kind, das unsinnig dazu angeputzt wurde, ein schwermüthiger Greis zu sein." Wer kann sich also darüber wundern, daß Augenblicke kamen, wo der Alte vor dem kleinen Sohne stillstand, ihn traurig ansah und jene Worte sprach, welche Kierkegaard niemals vergaß, und welche in dem Tagebuche „Schuldig? — Nichtschuldig?" in den „Stadien auf dem Lebenswege" ihren Platz gefunden haben: „Armes Kind! Du gehst in einer stillen Verzweiflung umher." Vater und Sohn scheinen sich Jeder für sich für die Schwermuth des Andern verantwortlich gemacht zu haben; der Sohn fürchtete, daß der

Vater über ihn trauere, und umgekehrt. Allein unter Alledieſem ward im Gemüth des Kindes ein Gefühl groß-gezogen, das bald das vorherrſchende bei ihm wurde: die Pietät, die ſchwermuthvolle Pietät.

3.

Zu Hauſe lernte der Knabe vor Allem gehorchen, phantaſiren und disputiren. Hier lernte er, in die chriſtliche Orthodoxie wie in ein Kloſter eingepfercht, beten, Rechenſchaft von ſich ſelbſt fordern, in Angſt und Beben zuſammenſchauern, und unvermeidlich war es, daß ein ſo aufgeweckter Geiſt manchmal verlangende Blicke über die Kloſtermauer werfen und ſich Sehnſuchtswünſchen hingeben mußte, wie ſie in einem Kloſter erzeugt werden. In der Schule lernte das geniale Kind neue Unterwerfung und Folgſamkeit, nothgedrungene Selbſtvertheidigung und erzwungene Verſtellung.

Wenn der Knabe aus jenem unterirdiſchen Daheim inmitten ſeiner Schulkameraden empor tauchte, mußte er nothwendig ein ungewöhnliches und lichtſcheues Gepräge tragen. Sein Weſen war ſtill, ſein Gang war lautlos. Er ſprach nie von ſeinem Daheim, führte nie einen Kameraden dorthin. Seine plumpe und grobe Tracht, die ſich immer gleich blieb (eine Jacke mit kurzem Schoß, Schuhe und wollene Strümpfe), verſchaffte ihm den bezeichnenden Namen „der Chorknabe“. Er war zu ſchwach und ſchmächtig, um zu Leibesübungen Luſt zu haben. Er war zu alt

und furchtſam, um an den Spielen und Balgereien der anderen Knaben theilzunehmen. Schlug Einer nach ihm, ſo machte er ſich ſtets aus dem Staube; ward er jedoch auf's Höchſte gereizt, ſo rächte er ſich an den langen, robuſten Jungen, ſelbſt auf die Gefahr hin, eine tüchtige Tracht Prügel zu erhalten, wie Loke ſich beim Gaſtmahle Aegir's an den Göttern rächt. Seine Waffen waren die des körperlich Schwachen: beißender Witz, ſchneidender Spott, blutige Ironie, welche ſeinen Gegner dem Gelächter preisgaben, — die Waffen, welche ihm ſein ganzes Leben lang eigen blieben. Keiner ſeiner Mitſchüler ahnte das Genie in ihm. Ich habe dafür das Zeugniß eines ſolchen, der mit ihm in derſelben Klaſſe war. Er ſchwieg nämlich über Das, was ihn beſchäftigte, ja, er nahm faſt unwillkürlich ſeine Zuflucht zur Verſtellung, um ſeine frühzeitige Schwermuth zu verhehlen. Er traute ſich ſelbſt eine ganz außerordentliche Gabe zu, in dieſer Hinſicht zu betrügen, ſeiner Umgebung den Wahn beizubringen, als ſei er voll Heiterkeit und Lebensluſt, während er ſich in Wirklichkeit einſam und unverſtanden fühlte. Er hat ſicherlich ſeine Fertigkeit hierin zu hoch angeſchlagen, wie ſehr er auch den Willen gehabt haben mag, zu täuſchen. Stolz, wie er war, fühlte er, daß er von dem Augenblick an, wo er ſein Inneres erſchlöſſe, zu einem Opfer des Mitleids, „einem ſüßen Duft in deſſen Naſe“ (wie es in „Furcht und Beben“ heißt), erkoren ſein würde, und dieſen Gedanken vermochte er nicht zu ertragen. Er griff alſo zu Verſtellung und Betrug wie zu einer Nothwehr, er griff dazu mit dem ganzen Hange, der ihm eigen war, ſein Weſen zu verdoppeln, und man irrt wohl kaum, wenn man hierin den Keim der tief eingewurzelten Vorliebe für Myſtifikation, Selbſtverdoppelung und Verſtecktheit ſucht, die ſich durch

ſeine ganze Schriftſtellerlaufbahn verfolgen läßt. Es giebt eine Art von allgemein menſchlichem Jeſuitismus, die man nicht allzu vorſchnell verdammen darf, und der Niemand entrinnt, welcher, wie Kierkegaard, an die Zuläſſigkeit „einer teleologiſchen Suspenſion des Ethiſchen“ glaubt. Man ſpürt einige Funken eines ſolchen Jeſuitismus ſchon ſehr frühe in Kierkegaard's Leben. Er war — mit ſeinen Anlagen zu einer unbedingten Unterwerfung aus Ehrfurcht, mit ſeiner tief im Temperamente begründeten Neigung, das Religiöſe die allgemeine ſittliche Sphäre durchbrechen zu laſſen — ein geborener Jeſuit, ein proteſtantiſcher Jeſuit, der ſein eigener Papſt war, aber der eigentlich nie daran zweifelte, daß der Zweck das Mittel heilige, wenn es ſich um die höchſten Ziele handelte.

Indem jetzt der junge Gymnaſiaſt zwiſchen dem Vaterhauſe und der Schule hin und her ging, vertauſchte er in der Wirklichkeit nur die eine Tyrannei mit der andern. Die Schule ward nämlich von dem zu ſeiner Zeit bekannten Rektor Michael Nielſen geleitet, einem tüchtigen, aber beſchränkten Schuldespoten ohne tiefere humane Bildung, der aber in der lateiniſchen Grammatik gründlich bewandert war. Er lehrte ſeine Zöglinge nur „blindlings gehorchen, bei dem blutigſten Unrecht ſchweigen, und lateiniſche Aufſätze ſchreiben.“ Folglich ward er für Kierkegaard ein Ideal. Welches Unglück für ein junges Genie wie Kierkegaard, von jenem Vater zu dieſem Manne zu kommen, für den er ſchon durch die Erziehung daheim nur allzu ſehr vorbereitet war! Er war im Elternhauſe ſchon zu Gehorſam und Reſpekt dreſſirt worden; doppelten Reſpekt und doppelten Gehorſam verlangte der Rektor. Er ſcheint durch ſeinen gewiſſenhaften, wenn auch nicht ſehr freiwilligen Fleiß einer der Lieblinge des

Professors geworden zu sein. Allerdings aber scheint er, um sich in dessen Gunst zu erhalten, bisweilen zu Mitteln gegriffen zu haben, die minder gehorsame, minder regelrechte Knaben oftmals verschmähen: er war bekannt als ein Meister in der Kunst, den Lehrer durch Ablesen der Lektion unter dem Tische zu betrügen, wenn er seine Aufgabe schlecht gelernt hatte.

Es steht für mich außer Zweifel, daß die Aeußerungen des Assessors Wilhelm über seine Schulzeit in „Entweder — Oder" auf Kierkegaard's eigenen Erinnerungen beruhen: „Ich kam unter die anderen Knaben, hörte sie mit Verwunderung über ihren Lehrer klagen, sah das Merkwürdige geschehen, daß ein Zögling aus der Schule genommen ward, weil er sich mit dem Lehrer nicht zu stellen vermochte. Hätte ich nicht in früherer Zeit so tiefe Eindrücke empfangen, so würde ein derartiges Ereigniß vielleicht schädlich auf mich gewirkt haben. Jetzt war Das nicht der Fall. Ich wußte, es sei meine Aufgabe, in die Schule zu gehen, in die Schule, der ich einmal übergeben war; wenn auch Alles verändert würde, Dies konnte nicht verändert werden. Es war nicht allein Furcht vor dem Ernste meines Vaters, was mir diese Vorstellung beibrachte, sondern es war der erhabene Eindruck von Dem, was die Pflicht eines Menschen sei. Wenn mein Vater gestorben, wenn ich unter die Aufsicht eines Andern gekommen wäre, den ich hätte bewegen können, mich aus der Schule zu nehmen, so hätte ich es niemals gewagt oder ernstlich gewollt, es würde mir gewesen sein, als wäre der Schatten meines Vaters dann gekommen und mir in die Schule gefolgt; denn hier hatte ich wieder einen unendlichen Eindruck von Dem, was meine Pflicht sei, empfangen, so daß keine Zeit die Erinnerung daran verwischt haben würde, daß ich sei-

nen Willen verletzt hätte .... Wir trieben zu jener Zeit lateiniſche Grammatik mit einer Gründlichkeit und einem Eifer, die man in unſerer Zeit nicht kennt. Durch dieſen Unterricht erhielt ich einen Eindruck, der in anderer Weiſe gleichartig hiemit auf meine Seele wirkte. So weit ich mir Fähigkeit zutrauen darf, Etwas philoſophiſch zu betrachten, verdanke ich dieſelbe dieſen Eindrücken der Kindheit. Der unbedingte Reſpekt, mit welchem ich die Regel betrachtete, die Ehrerbietung, welche ich für dieſelbe hegte, die Verachtung, mit der ich auf das kümmerliche Leben herabſah, welches die Ausnahme friſtete, die in meinen Augen gerechte Weiſe, auf welche dieſelbe in meinem Aufſatzbuche verfolgt und immer gebrandmarkt wurde, was iſt Dies anders, als die Diſtinktion, welche jeder philoſophiſchen Betrachtung zu Grunde liegt?"

Für Den, welcher ſelbſt in vielen Stücken zu einer Ausnahme geſchaffen war, kann eine ſolche frühzeitig eingepflanzte Ehrfurcht für die Regel als ein trefflicher Ballaſt auf der Reiſe durchs Leben erſcheinen; allein dieſer Ballaſt war zu ſchwer, er nahm zu viel Platz ein, und er hemmte weit mehr die freie Bewegung des Schiffes, als er dasſelbe gegen das Kentern ſchützte. Man denke ſich Kierkegaard in einer der beſten engliſchen Schulen damaliger Zeit erzogen, in welcher die Selbſtändigkeit des Individuums gewahrt, in welcher keine Lakaien-Tugend verlangt oder verehrt wurde, und es wäre einige Hoffnung geweſen, daß jener erſte Druck im väterlichen Hauſe hätte korrigirt werden können. Jetzt ſtieg jener Unterwerfungs- und Unterthänigkeitsgeiſt in dem Knaben ohne Gegengewicht zu einer bedauerlichen Höhe. Derſelbe hatte freilich immer eine Richtung auf das Ideale oder doch auf Das, was ihm als ideal erſchien, aber ſelbſt die Ehrerbietigkeit des Vaſallen

oder Höflings entbehrt ja nicht ihrer Idealität. Als erwachsener Mann läßt er eins seiner Pseudonyme sagen: „Gewiß, ich habe niemals gewünscht, Napoleon zu sein, wohl aber einer der beiden Kammerherren, welche die Flügelthür vor ihm öffneten, sich tief verneigten und die Worte ‚der Kaiser!' riefen!" Er war zu geistig, zu schwärmerisch angelegt, um jemals ein platt unterthäniger Charakter werden zu können. Selbst wo er in seinem späteren Leben um der Unterthänigkeit willen dem Schlechten das Wort redet, wie in dem Falle, wo er an seinen Bruder Peter schreibt, der als Prediger seinem Vorgesetzten, dem Bischof Mynster, einem unmoralischen und unberechtigten Verlangen gegenüber den Gehorsam verweigert hatte, um ihn zum Nachgeben zu veranlassen, — selbst da ist es eine höhere Idee, die ihn leitet, wenn sie ihn auch zum Irrthum verlockt. Es macht unleugbar einen peinlichen Eindruck, Sören Kierkegaard seinem Bruder, der sich nicht zu überwinden vermag, Baptistenkinder gewaltsam zu taufen, in Erwägung geben zu sehn, ob es nicht besser wäre, sich schlecht und recht in einen Beamten, schlecht und recht in eine Gehorsamkeits-Maschine zu verwandeln.*) Aber schon durch die früheste Erziehung im Vaterhause und in der Schule waren all seine seltenen Anlagen zu Tugenden, seine Schwärmerei, seine Begeisterung auf falsche Fährte geleitet; Nichts davon stellte sich in den Dienst der Freiheit, Alles in den Dienst des kritiklosen Respekts, und so entwickelte er in unseren Tagen eine Reihe von unmodernen, rein feudalen Tugenden: die demüthige Treue eines

*) Es heißt in diesem Briefe: „Ich für mein Theil bin niemals froher, als wenn mir Jemand befehlen mag, zumal wenn es wirklich ein Vorgesetzter ist; denn ich halte es stets für leichter, der Gehorchende als der Befehlende zu sein."

Vaſallen, die Askeſe eines Mönchs, die Gewandtheit eines Scholaſtikers, ſein ganzes Wiſſen zur Vertheidigung von außenher gegebener Dogmen und Glaubensvorſchriften zu verwenden.

Die ſchlimmſte Folge des Unterthänigkeitsgeiſtes iſt jedoch der Hoffahrtsgeiſt. Die beiden ſind Zwillingsbrüder. Wem bei großen Talenten die Gabe fehlt, mit Haltung aufzutreten, ſich ohne viele Bücklinge geltend zu machen, Der tröſtet ſich damit, daß er ſich im ſtillen Gemüthe deſto mehr fühlt. Kierkegaard gebrach es ſein ganzes Leben lang an jener ſicheren Haltung den Vorgeſetzten gegenüber, welche Männer mit geringerem Selbſtgefühle, als er, häufig genug beſeſſen haben. Man höre z. B., was für Sperenzien er macht, um einer perſönlichen Begegnung mit ſeinem Gönner Chriſtian VIII. auszuweichen, und wie er ſeine Ablehnung motivirt. „Wenn ich an den König ſchreiben könnte", ſagt er in dem betreffenden Briefe, „ſo wäre Das Etwas für mich. Aber Das iſt leider Nichts für ihn, denn wie ſollte er Zeit finden, Dergleichen zu leſen? Mir geht's wie einem Hausmütterchen, das da wüßte, ſie könnte den köſtlichſten Eierkuchen backen, aber ſie hätte keinen Teller, ihn aufzutragen: mein Geiſt iſt gut genug, aber mir fehlt der Teller des Leibes." Die Miſchung von Demuth und Selbſtzufriedenheit, welche man hinter dieſem anſcheinenden Humor des erwachſenen Mannes erblickt, war ſchon vorbereitet im Gemüthe des Kindes. Es entwickelte ſich bei dem genialen Knaben ein ungeheures Selbſtgefühl, er begann ſich frühzeitig für den begabteſten aller jüngeren Leute im Lande zu halten; ja, wenn man ſeinen eigenen kecken Aeußerungen Glauben ſchenken darf, ſo iſt es ihm überhaupt „niemals eingefallen, daß ein Menſch lebe oder als ſein Zeitgenoß geboren werden ſollte, der ihm über-

legen ſei oder werden würde.“ Die wahre Würde hat weder jene Demuth, noch dieſen vergleichenden Stolz.

4.

Er wurde Jüngling, wurde Student, trat als der hochbegabte Sohn eines reichen Mannes in die Welt, bezog die Kopenhagener Univerſität, und begann, wie es nach einer ſolchen Erziehung zu erwarten ſtand, Theologie zu ſtudiren, — ein Studium, das nicht geeignet war, den Autoritätsglauben, wozu die Keime gelegt waren, in ihm zu zerſtören. Die junge Pflanze gerieth in eine ungünſtige Atmoſphäre nach der andern. Und nicht nur, daß Kierkegaard Theolog ward, ſondern er lebte ſein ganzes Leben hindurch in einem völlig theologiſchen und theologiſirten Dunſtkreiſe; zum mindeſten drei Viertel ſeiner näheren Bekannten ſcheinen Theologen, Kapläne, Prediger, Biſchöfe, Geiſtliche jeden Grades geweſen zu ſein.

Wäre nun Kierkegaard nicht ſo eigenthümlich angelegt geweſen, ſo hätte er gewiß ohne ſonderlichen Nachtheil Theologie ſtudiren können. Die höchſt zweifelhafte Wiſſenſchaftlichkeit dieſes Studiums, das allgemeine geiſtige Intereſſe, welches es erweckt, ohne es zu befriedigen, der Ausblick, den es in manichfacher Art auf die Humaniora eröffnet, ſind vielleicht anregender und minder hemmend für einen ſelbſtändigen und ſtrebenden Geiſt, als dieſe oder jene ſtrenge Fachdisciplin. Kierkegaard's Begabung hatte außerdem, bei all ihrem Hange zum Reſpekt, den

großen Vorzug, tief polemiſch, grundpolemiſch angelegt zu ſein. Es ließ ſich erwarten, daß früher oder ſpäter der Zeitpunkt eintreten werde, wo er gegen ſeinen Unterricht und ſeine Lehrer revoltiren würde. Aber nun wollte das Schickſal, daß die Theologie gerade damals in Deutſchland unter die Domänen der jene Zeitepoche beherrſchenden Hegel'ſchen Philoſophie enrollirt worden war, und daß Martenſen als Profeſſor die deutſche ſpekulative Richtung in der Theologie an die Kopenhagener Univerſität verpflanzt hatte. Da Kierkegaard jetzt ſo weit in ſeiner Entwicklung gelangt war, daß die vorauszuſehende Auflehnung wider den Unterricht zum Ausbruche kam, gerieth er folglich durch dieſe Auflehnung in eine rein zufällige und raſch veraltete Polemik, die ſich leider durch ſein ganzes Schriftſtellerleben erſtreckt. Wäre auf der Kopenhagener Univerſität die orthodoxe Theologie damals in der Mode geweſen, ſo hätte man eine Art Hoffnung hegen können, daß die Orthodoxie ſich ihm in einem ungünſtigen Lichte dargeſtellt haben würde. Jetzt aber war die Spekulation Tagesparole, und ſo kam es, daß die ſpekulative Auffaſſung der Religion als des niederen Stadiums, der Philoſophie als des höheren, Eins durch ihren Gehalt, nur verſchieden durch die Form, insbeſondere der von der Hegel'ſchen Rechten unternommene Verſöhnungsverſuch zwiſchen Wiſſen und Glauben, ein Gegenſtand für ſeine endloſen Angriffe ward. Der ſpekulative Verſuch, durch Umdeutungen eine Uebereinſtimmung zwiſchen der Theologie des dritten und den philoſophiſchen Reſultaten des neunzehnten Jahrhunderts nachzuweiſen, war aus dem Widerwillen unſeres Zeitalters gegen die negative Kritik der vorhergehenden Epoche und aus der Neigung zu großen, umfaſſenden Syntheſen entſprungen, war ſodann aus der

rein politiſchen Rückſicht geltend gemacht, philoſophiren zu können, ohne von den Uebergriffen der Theologen und der Regierungen beunruhigt zu werden, und war von Hegel ſelbſt aufrecht erhalten worden, dem es am Ende ſeines Lebens von Wichtigkeit war, ſeine Lehre als gut königlich preußiſche Staatsphiloſophie verbreitet zu ſehen. Nichtsdeſtoweniger ward dieſe Doktrin von Kierkegaard ganz treuherzig als die buchſtäbliche Meinung der Philoſophen aufgefaßt, und ward ſolchermaßen Gegenſtand ſeiner entrüſteten Proteſte. Nicht gegen einen Strauß, nicht gegen einen Feuerbach führte er ſeine wuchtigen Hiebe, ſondern gegen einen Marheineke, einen Martenſen und ihre Schüler! Er gewahrte nicht, daß, während er auf dem Walle ſtand und die Feſtung gegen harmloſe Spekulanten vertheidigte, die Freidenker hinter ſeinem Rücken eindrangen und den Platz eroberten.

5.

In Kierkegaard's fünfundzwanzigſtem Jahre trat dann ein Ereigniß ein, das einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und beſonders auf die Pietät in ihm, machte. Es ſcheint, daß jene urſprüngliche Schwermuth, unter welcher er litt, durch einen Einblick, den er zu dieſer Zeit in den Seelenzuſtand ſeines Vaters erhielt, ganz beſonders konſolidirt oder verſtärkt ward. Aus manchen Indicien geht hervor, daß Kierkegaard dieſen oder jenen dunklen Punkt, dies oder jenes Vergehen in dem Leben ſeines Vaters ent-

deckte, das ihm als der Schlüssel zu der Gemüthskrankheit seines Vaters und zu seiner Religiosität erschien. Er nennt Dies auf der ersten Seite der mit Genehmigung seines Bruders veröffentlichten Tagebücher „das große Erdbeben“ in seinem Leben, „die fürchterliche Umwälzung, die ihm plötzlich eine neue unfehlbare Auslegung sämmtlicher Erscheinungen aufnöthigte“; das hohe Alter des Vaters war kein Segen, sondern eher „ein Fluch,“ die Strafe Gottes lag über der ganzen Familie. An einer anderen Stelle heißt es: „Ich könnte vielleicht die Tragödie meiner Kindheit — die schreckliche Erklärung des Religiösen, die bange Ahnung mir in die Hand spielte, die meine Phantasie aushämmerte, mein Aergerniß an dem Religiösen — in einer Novelle, betitelt ‚die räthselhafte Familie‘, reproduciren. Sie würde ganz patriarchalisch idyllisch beginnen, so daß Niemand es ahnte, bis plötzlich jenes Wort darin erklänge — und Alles zum Entsetzen erklärte.“ In einem Entwurfe zu der Abhandlung „Der Begriff Angst,“ betitelt „Vokalisationen,“ kommt u. A. folgendes Beispiel vor: „Ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn, wo der Sohn insgeheim Alles entdeckt, und es doch nicht wissen darf. Der Vater ist ein angesehener Mann, gottesfürchtig und streng; nur ein einziges Mal, in berauschtem Zustande, läßt er einige Worte fallen, die das Entsetzlichste ahnen lassen. Anders bekommt der Sohn es nicht zu wissen, und darf niemals den Vater oder einen anderen Menschen danach fragen.“

Von welcher Art nun dies geheimnißvolle Vergehen gewesen sein mag, ist mir natürlich unbekannt. Allein Alles deutet darauf hin, daß es sich auf das Verhältniß zwischen den Eltern bezogen hat. Es scheint, daß der Vater durch seine Härte gegen die Mutter diese dazu ge-

trieben hat, ſich an ihm zu vergehen, und daß er dieſe Härte ſpäter tief bereute. Das Eine und Andere in der Erzählung von Periander, welche in „Schuldig? — Nichtſchuldig?“ den bezeichnenden Titel „Auswendig gelerntes Penſum“ führt, und welche augenſcheinlich nicht zufällig vom 5. Mai (Kierkegaard's Geburtstag) datirt iſt, weiſt nach dieſer Richtung. Und dieſe Vermuthung wird ferner durch die handſchriftliche Notiz eines Zeitgenoſſen beſtätigt, welche mir zur Verfügung geſtellt worden iſt, und in welcher es heißt: „Der Vater war außerordentlich ſtreng darin, ſeine Kinder religiös zu erziehen. Es war ein wunderlicher, ſchwermüthiger Greis. Er konnte zu Mynſter kommen und ihm ſagen: ‚Ach, lieber Gott, ich mußte heute ſo viel an meine ſelige Frau denken ... ich dachte ſo lange an ſie ... hier ſind zweihundert Thaler, möchten Sie die nicht den Armen geben?‘“ Kierkegaard hatte die Idee, als könnten die Folgen dieſes muthmaßlichen Vergehens ſich auf die eine oder andere Weiſe vererben. Das frühe Einexerciren im Religiöſen hatte ſeine Seele dermaßen zum Aberglauben gereift, daß die Vorſtellung von dem Zorn eines Gottes über das ganze Geſchlecht ihm nahe lag. Noch lange nachher dachte er daran, was „von dunklen Gedanken und ſchwarzen Leidenſchaften“ in ihm wohnte, in der Schilderung einer ganzen, dem Ausſatz verfallenen Familie nieder zu legen. Der ergreifende Monolog des Ausſätzigen in den „Stadien auf dem Lebenswege“ iſt offenbar als einziger Reſt dieſes Planes zurück geblieben.

Aber als eine direkte Umdichtung jener Begebenheit findet ſich die kleine meiſterhafte Skizze „Salomo's Traum“ ebendaſelbſt. Sie beginnt damit, die Qual des Mitgefühls zu berühren, welche es für einen Sohn iſt, ſich ſeines

Vaters ſchämen zu müſſen, und Salomo wird als der Glückliche geprieſen, dem das entgegengeſetzte Loos beſchieden war, zur Bewunderung für David begeiſtert zu werden. Allein Salomo erwacht einſtmals Nachts durch ein Geräuſch, das er im Schlafgemach ſeines Vaters hört: Schrecken ergreift ihn, er fürchtet, es ſei ein Schurke, der David ermorden wolle. Er ſchleicht näher und hört verzweiflungsvolles Stöhnen. Es iſt David, der ſich in heimlicher Reue auf ſeinem Lager windet. Als Salomo wieder einſchläft, träumt ihm, daß Gott nicht der Gott der Frommen, ſondern der Gottloſen ſei; dieſer Traum wird das Schreckbild in Salomo's Leben, und die Skizze ſchließt mit den bedeutungsvollen Worten: „Und Salomo ward weiſe, aber er ward kein Held, und er ward ein Denker, aber er ward kein Beter, und er ward ein Prediger, aber er ward kein Gläubiger ... und er ward wollüſtig, aber nicht reuig, und er ward zerknirſcht, aber nicht erhoben; denn die Kraft des Willens hatte ſich an dem überhoben, was über die Kräfte des Jünglings ging ... Aber wenn die Königin des Oſtens, von ſeiner Weisheit angelockt, ihn beſuchen kam, dann war ſeine Seele reich, und die weiſen Reden floſſen von ſeiner Lippe, wie die köſtliche Myrrhe, die von den Bäumen Arabiens trieft."

Die Tagebücher zeigen, wie früh es Kierkegaard vorgeſchwebt hat, dieſe Scene zu ſchildern und darzuſtellen, wie ſowohl Salomo's Verſtändigkeit wie ſeine Wolluſt Konſequenzen des Großen in David waren, indem die Ahnung von David's Schuld die Energie des Sohnes erſtickt, aber das Verſtändige und Phantaſtiſche in ihm weckt. Allein gleichzeitig beſchäftigte er ſich mit einer anderen poetiſchen Einkleidung derſelben Kataſtrophe, und dazu hat er ſich das berühmte Schickſal Antigone's aus der Tragödie

des Sophokles ersehen. Ihr Vater Oedipus hat, ohne seine Herkunft zu kennen, vom Schicksale bethört, das beklagenswerthe und widerwärtige Verbrechen verübt, seine Mutter Jokaste zu heirathen. Nun denkt sich Kierkegaard, sie habe die Schuld des Vaters erfahren. Er hat sein Phantasiebild in „Entweder — Oder" in der Abhandlung ausgeführt, welche „Der Reflex des antiken Tragischen im modernen Tragischen" betitelt ist. „Wie sie es erfuhr, liegt außerhalb des tragischen Interesses . . . In einem frühen Alter, ehe sie noch völlig entwickelt war, haben dunkle Hindeutungen auf dies furchtbare Geheimniß momentan ihre Seele ergriffen, bis die Gewißheit sie mit Einem Schlage der Angst in die Arme schleudert. Sie widmet ihr Leben der Trauer um das Schicksal ihres Vaters, um ihr eigenes".

Für jeden Menschen würde eine solche Entdeckung ein Kummer sein. Für einen Menschen mit einer so stark entwickelten Pietät, wie Kierkegaard, war sie ein Schlag. Wie stellt sich nun sein Geist zu dieser „neuen Erklärung" des Religiösen aus „geheimer Schuld", aus Angst und Schreck vor unsichtbaren Mächten, die ihm in die Hand gespielt wurde? Sein Gemüth hatte schon die tiefe Falte angenommen, welche Nichts mehr ausglätten konnte. Weit entfernt davon, zu psychologischen Grübeleien über den Ursprung der Religiosität veranlaßt, noch weniger von derselben fortgescheucht zu werden, scheint Kierkegaard sich um so stärker und unheimlicher zu ihr hingezogen gefühlt zu haben. Man begreift, daß der Alte ihm fast noch lieber dadurch wurde, daß er, der ihm bisher ein Gegenstand des Respekts gewesen, jetzt zugleich ein Gegenstand seines Mitleids ward; seine Pietät für den alten Mann blieb unerschüttert, ja stieg bis zu einer an die Chinesen erinnern-

den Veneration für den Vater, deſſen Andenken er bekanntlich einen Band ſeiner „Erbaulichen Reden“ nach dem anderen zueignete. Allein mit dem Gefühl für den Vater war auf das engſte die Pietät gegen die Religion verknüpft, in welcher der Vater ihn erzogen hatte. Nicht daß er ſich durch ſein Verhältniß zu derſelben glücklich fühlte, ganz im Gegentheil, der Vater hatte ihn aus Liebe höchſt unglücklich gemacht; aber er hatte ihn wieder und wieder zur Treue gegen das Chriſtenthum ermahnt.*) Es dünkt mir ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß ein perſönliches Erlebniß der in der „Abſchließenden Nachſchrift“ geſchilderten unheimlichen und unmenſchlichen Scene zu Grunde liegt, wo ein Greis einem Kinde den furchtbarſten Eid darauf abfordert, daß er als Erwachſener feſt am Glauben und an Chriſti Namen halten wolle. Der erſte Entwurf dazu iſt wieder eine Tagebuchsnotiz, und ſo abſcheulich die Scene iſt, findet Kierkegaard, der nicht viele Jahre nachher kaum ſtarke Worte genug zu finden vermochte, um ſeine Entrüſtung über das Konfirmationsgelübde auszuſprechen, hier unter ſeiner ſehr leichten Maske als Pſeudonymus die Ablegung des Eides erhaben ſchön. Die Geſtalt des Greiſes iſt unzweifelhaft nach Kierkegaard's eigenem Vater gezeichnet.

*) „So liebte ich auf eine Weiſe das Chriſtenthum: es war mir das Ehrwürdige — mich hatte es freilich, menſchlich geſprochen, höchſt unglücklich gemacht. Das hing mit dem Verhältniß zu meinem Vater zuſammen, dem Menſchen, den ich am höchſten geliebt habe — und was heißt Das? Dazu gehört eben, daß es Derjenige iſt, der Einen unglücklich gemacht hat, — aber aus Liebe.“

So war er bei dem Tode seines Vaters, im Alter von fünfundzwanzig Jahren, trotz einer Denkkraft, welche nicht davor zurückschrak, sich an irgend ein Problem zu wagen, durch die Pietät an eine Religion gekettet, die ihm bisweilen „als die unmenschlichste Grausamkeit erschien". Er wußte nicht, ob er sich ihre vernunftwidrigen Dogmen überhaupt je werde aneignen können; nur Eins stand ihm fest, daß er, nach welcher Richtung auch seine Entwicklung ihn führen möge, aus Pietät stets seine Zweifel verschweigen werde, so gefesselt durch die Pietät, daß er die Rücksicht auf dieselbe über die Pflicht, offenherzig zu sein, und über die Rücksicht auf das Wahre stellte. Seine Kindheitserinnerungen, seine körperliche Schwäche, seine Schwermuth, die Ermahnungen des Vaters und die geahnte Schuld desselben waren eben so viele Nägel, die ihn an die Lehre vom Kreuz schmiedeten. Allein gleichzeitig rief das grenzenlose Sehnen, seine Kräfte zu erproben, die brennende Genußsucht, welche unter dem Drucke der Einsperrung erzeugt wird, das unbestimmte Gefühl, eine gewaltige Genialität zu besitzen, und endlich tausend Klosterphantasieen, ihn in die Welt hinaus, welche ihm mit noch unerkannten Aufgaben winkte. Was er vollbringen sollte, war ihm noch nicht bewußt. Er grübelte vergebens über seine Bestimmung nach. Er suchte nicht die Wahrheit im Allgemeinen, nicht das an und für sich Wahre, sondern die Wahrheit, welche

für ihn Wahrheit sein könnte, die Idee, welche all seine Kräfte zu elektrisiren vermöchte. Allerdings war er noch weit davon entfernt, den schneidenden und sophistischen Satz zu formuliren, mit welchem „Entweder — Oder“ schließt: „Nur die Wahrheit, welche erbaut, ist Wahrheit für dich“. Aber er suchte eine Wahrheit, welche für ihn in dem Sinne Wahrheit wäre, daß sie die Idee sei, für welche er leben und sterben wolle.

So unfertig indeß seine Lebensanschauung noch ist, finden wir ihn doch beim Eintritt in das Mannesalter mit allen Eigenschaften ausgerüstet, aus welchen der Charakter sich bildet, und diese lassen sich bei ihm auf zwei Grundtriebe zurückführen: auf einen fast orientalischen Hang, sich der Abhängigkeit der Pietät zu unterwerfen, und auf den tiefsten Drang, eine stets rege Widerspruchslust, eine überströmende Spottsucht und Ironie in den Dienst der Sache zu stellen, an welche die Pietät ihn fesselte. Die Pietät involvirt das freiwillige Aufgeben der Kritik aus Ehrfurcht vor etwas Ehrwürdigem. Sie kann im Leben eine große und schöne Tugend sein. In der Theorie hat sie Nichts zu schaffen, und dort hat sie keinen Werth. Die Pietät ist etwas von der Frömmigkeit sehr Verschiedenes, obschon die Worte dem Buchstaben nach Dasselbe bedeuten: die Frömmigkeit ist unmittelbar ergriffen, sie faltet vertrauensvoll ihre Hände; die Pietät will keine Kritik anwenden, sie zerbricht absichtlich ihr kritisches Werkzeug. Kierkegaard besaß wenig Frömmigkeit, aber viel Pietät. In der Pietät verzichtete er auf einen Theil der ihm von Rechtswegen zustehenden kritischen Befugnisse. Zum Ersatz dafür verlangte er dann, in anderen Beziehungen außer dem Gesetz zu stehen.

7.

Im Jahre 1838 erschien Kierkegaard's erste Schrift: „Aus den Papieren eines noch Lebenden, wider seinen Willen herausgegeben von S. Kierkegaard." Wer sich von dem zugleich anspruchsvollen und räthselhaften Titel des kleinen Buches anlocken läßt, findet sich getäuscht. Während der Titel auf ein Stück pikanter Autobiographie in der Richtung eines mißlungenen Selbstmordsattentates oder Dergleichen hinzudeuten scheint, ist der Inhalt weder mehr noch minder, als der Versuch einer Charakteristik von H. C. Andersen als Romandichter, fast ausschließlich begründet auf einer vernichtenden Kritik seines damals eben erschienenen Romans „Nur ein Geiger." Und wer das Büchlein in dem Glauben aufschlägt, daß ein so planmäßiger und überlegender Schriftsteller, wie Kierkegaard, damit begonnen hat, den ersten Stein zu dem Gebäude zu legen, das er aufführen wollte, sieht sich nicht minder getäuscht. Das Buch scheint wirklich, wie die Vorrede andeutet, zunächst deshalb in die Welt geschickt worden zu sein, um einer Reihe langwieriger Erwägungen, ob es sich der Mühe lohne, mit demselben als Schriftsteller aufzutreten, oder nicht, ein Ende zu machen. Die kleine Schrift ist in keiner Weise ein glänzendes Debüt. Vergleicht man dasselbe — ich will nicht sagen mit dem De-

büt Oehlenſchläger's oder Chriſtian Winther's, die in ihren erſten Werken ſo vollkommen waren, ſondern nur mit den erſten Veröffentlichungen Heiberg's oder Paludan-Müller's, ſo ſteht es weit dahinter zurück. Es verhält ſich zu Kierkegaard's ſpäterer Produktion etwa, wie Anderſen's „Fußreiſe durch Amager" zu ſeinen Märchen. Dieſer kritiſche Verſuch iſt, trotz der ungewöhnlichen Gaben, die er verräth, ein Anfängerverſuch, faſt unlesbar geſchrieben in einer mit gelehrten, beſonders theologiſchen Reminiscenzen geſpickten, parenthetiſchen Sprache, reich ausſtaffirt mit halsbrechenden hegelianiſchen Wendungen und Formeln. Der junge Schriftſteller ſteckt bis an den Hals in Hegel. Man denke ſich, daß er nicht allein die allgemeine Neigung des Zeitalters, vorausſetzungslos zu beginnen, ſondern insbeſondere den Ausgangspunkt der Hegel'ſchen Logik, die Kategorie „Sein = Nichts", in Frau Gyllembourg's Novellen wiederfindet, weil dieſe „mit einer Alltagsgeſchichte (mit Nichts) beginnen."

Schon darin, daß er einer Buchrecenſion einen ſo prickelnden und geſchnörkelten Titel giebt, verrathen ſich indeß Kierkegaard's ſpätere Eigenthümlichkeiten. Sein ganzes Leben hindurch behielt er dieſe Vorliebe für einen humoriſtiſchen Barockſtil, der ſich zuweilen ſelbſt des Titelblattes bemächtigt. Er war ein gothiſches Genie. Und vertieft man ſich jetzt kritiſch in dieſe allererſte Zelle, welche Kierkegaard's Produktionstrieb anſetzt, ſo findet man ſchon hier den Grundzug ſeines Weſens. Es ſcheint wunderlich, zu behaupten, daß dieſe erſte äſthetiſch-kritiſche Broſchüre und die letzte Sammlung leidenſchaftlicher Angriffe auf Geiſtlichkeit und Staatsreligion, welche den Titel „Der Augenblick" führt, mehr als ſtiliſtiſche Eigenſchaften gemein haben. Aber ſie haben die beiden Grundleidenſchaften

Kierkegaard's: Pietät und Verachtung, mit einander gemein.

In der Broschüre gilt die Pietät (wie in den paar allererſten Journalartikeln gegen Orla Lehmann, welche zwei Jahre vorher in der „Fliegenden Poſt“ ſtanden) dem goldenen Zeitalter der däniſchen Poeſie in dieſem Jahrhundert, deſſen politiſche Schwäche, nach der Anſicht des Verfaſſers, durch ſeine äſthetiſche Stärke reichlich aufgewogen ward, und die Verachtung gilt den Männern der neuen Zeit im Allgemeinen, dem jüngeren Geſchlechte, den Politikern, der Mitwelt.

Im „Augenblick“ iſt die Pietät dem Chriſtenthume des Neuen Teſtamentes als der einzigen Inkarnation und Norm der Wahrheit zugewandt, und die Verachtung gilt der Geiſtlichkeit, der Chriſtenheit, wiederum der Mitwelt. So große Wandlungen ein Schriftſteller wie Kierkegaard durchgemacht zu haben ſcheint, deſſen Charakter und Schickſal es mit ſich brachte, daß er beſtändig ſelbſt zertrümmern mußte, was er mehr als irgend ein Anderer bewundert und vergöttert hatte (z. B. Hegel, Heiberg, Mynſter, das Beſtehende, die Kirche): in Wirklichkeit iſt ſeine Geiſtesform immer dieſelbe. Er hat in ſeiner Seele einen Hang zu demüthigem und glühendem Enthuſiasmus, daneben und kraft desſelben eine ununterbrochene Produktion von beredtem und vernichtendem Spotte, um „die Leidenſchaft, die in ſeiner Seele war: die Verachtung“ zu ſtillen, und er läßt in ſeiner erſten wie in ſeiner letzten Schrift dasſelbe Geſchütz verbitterten und fernhin treffenden Hohnes im Dienſte der Pietät ſpielen. In der Broſchüre ſind es nur Flintenſchüſſe, im „Augenblick“ wahre Artillerieſalven, aber das Pulver kommt aus demſelben Faſſe.

Es iſt erſtaunlich, mit welcher Sicherheit der fünf-

undzwanzigjährige Mann das Streben ſeines ganzen Zeitalters richtet und verdammt. Ueber die Hauptrichtung der Zeit, das Politiſche, ſpricht er wie in Frankreich zwanzig Jahre zuvor die Anhänger der weißen Fahne, welche durch das Wort Bourbon elektriſirt wurden. Sein Hohn iſt noch durchaus nicht immer witzig. Bei Gelegenheit des alten Verſes „Die Erde dröhnt von Ruhm, die Dänenrecken reiten dort zum Strauß“ bemerkt er, das Surrogat der Jetztzeit — der ganzen Jetztzeit! — „das Trampeln auf der Diele mit langen Beinen“, ſei nur wenig nutz. Die frühere Periode iſt ihm „die Granitformation“, die gegenwärtige „die Flötz- und Torfformation“. Kurz, er nimmt als ein Verherrlicher der jüngſtvergangenen Zeit, als ein Verächter ſeiner eigenen das Wort, und hier, wie in ſeinen erſten Zeitungsartikeln, iſt keine Spottgloſſe ſo höhniſch, daß er ſich nicht für berechtigt hielte, ſie wider diejenigen zu wenden, als deren Gegner er auftritt. Heiberg und Paul Möller, die Geiſtesariſtokraten jener Zeit, hatten ſchon dieſen Ton angeſchlagen; ihr junger Schüler überbietet ſie.

Hier im Beginn der Laufbahn Kierkegaard's nehmen wir ſofort eine Seite ſeines Charakters wahr, welche von Bedeutung für ſeine Entwicklungsgeſchichte iſt. Er war, trotz all ſeines Bemühens, ſich dem chriſtlichen Liebesideale zu nähern, keine humane Natur, er beſaß nicht die allſeitige Humanität der großen kritiſchen Geiſter, eines Stuart Mill oder eines David Friedrich Strauß. Er war, bei all ſeiner eminenten Virtuoſität, über jedes beliebige Thema zu philoſophiren, keine philoſophiſch prüfende Natur, nicht auf ſeiner Hut gegen Vorurtheile, gegen Unbilligkeit, gegen voreiliges Verdammen. Er hatte ſich mit der Terminologie des Hegelianismus ein gut Theil von deſſen Tone angeeignet. Hier möchte man wieder ausrufen: welch ein Un-

glück, daß unſere ganze Kulturentwicklung es mit ſich brachte, daß er bei ſolchen Anlagen jeder Einwirkung von England her verſchloſſen und auf lauter deutſche Eindrücke angewieſen war! Nichts würde für ihn heilſamer geweſen ſein, als ein gründliches Sichverſenken in die engliſche empiriſtiſche Philoſophie; denn während die rationaliſtiſche Erkenntnißlehre zum Vorurtheile führt, führt die empiriſtiſche zu unbefangener Prüfung. Jetzt ging er von einem großen vorgefaßten idealen Begriffe des Schönen oder Rechten aus, gewahrte mit Leichtigkeit und Schärfe die Abweichungen vom Ideale, und ſäbelte ſie mit Lachen und Spott nieder, ohne jeden ernſtlichen Verſuch, die Sache vom Standpunkte des Gegners zu betrachten.

Nach einer Einleitung von dem erwähnten polemiſchen Inhalt kommt Kierkegaard dann zu dem eigentlichen Gegenſtande ſeiner Schrift, der Abſtrafung des Sünders Anderſen, der den Roman „Nur ein Geiger“ verbrochen hat. Es erſcheint als ein ſeltſames Spiel des Schickſals, daß Kierkegaard ſolchermaßen bei ſeinem Debüt ſich einem ihm ſo ungleichen Repräſentanten derſelben Generation gegenüberſtellen ſollte, — der Eine der am tiefſten nach innen gekehrte, der Andere der naivſte Schriftſteller ſeiner Zeit, der Eine, dem eine ſo intenſive, wenngleich lokale Berühmtheit, der Andere, dem ein ſo ausgebreiteter, über die alte und neue Welt hinfliegender Ruhm vorbehalten war! Welche Freude oder Ehre konnte Kierkegaard darin finden, daß er ſich an dem armen wehrloſen H. C. Anderſen, welcher damals noch das gehetzte Wild in der däniſchen Literatur war, zum Ritter ſchlug? Welches Vergnügen konnte es der ſinnreichen Spinne gewähren, dieſe arme Fliege in ihrem feingeſponnenen Netze zu fangen?

Die Antwort iſt, daß der Grundgedanke in Anderſen's

Roman Kierkegaard an einem entſcheidenden Punkte in ſeinem eigenen Gedankenleben verletzt, ihn faſt perſönlich empört hatte, weil etwas von dem Beſten in ihm, ſein Lebensmuth nach außenhin, dadurch irritirt ward. Was ihn erzürnte, war die Theorie, welche Anderſen in Betreff des Genies aufgeſtellt hatte, eine Paſſivitätstheorie, daß das Genie der Pflege, liebreicher Umgebungen, einer gewiſſen lauen Wärme bedürfe, um Früchte anzuſetzen, und daß es ohne dieſe Unterſtützung zu Grunde gehen werde oder müſſe. Kaum irgend eine Lehre konnte mehr geeignet ſein, den Unwillen des Mannes zu erwecken, dem „es niemals irgendwie eingefallen war, daß er, ſelbſt wenn er ſich im Tollkühnſten verſucht hätte, nicht ſiegen würde“. Hier ſtand ein junges Genie, eben im Begriff in's Leben hinaus zu treten, ein Genie, deſſen Stirn (nicht davon zu reden, daß ſie voll reicher und tiefer Gedanken war) beſtändig an einem gewiſſen wunderlichen Kitzel oder Jucken litt, von dem andere Stirnen Nichts verſpüren: dem Drange, wider eine Wand zu rennen, und welche feſt davon überzeugt war, daß dieſer Prozeß nicht das Verderben der Stirn, ſondern der Wand werden würde. Hier ſtand ein junges Genie, deſſen Seele ein ſtets geſpannter Bogen war, und nicht nur, wie die Anderſen's, nach ſchimmerndem Ruhm, nach der Krone der Ehren lechzte, ſondern mit endloſer Sehnſucht nach der noch weit feineren Wolluſt, der Wolluſt des Schmerzes, dürſtete, nach dem Genuſſe, verkannt, mißverſtanden, gehaßt zu werden, die Wunden zu fühlen, welche nicht ſchmerzen, weil man ſie im Eifer der Schlacht und der Begeiſterung empfängt, die Wunden, welche zwar ſchmerzen, aber nicht tödten, weil der Held, der ſie empfängt, zum Siege vorausbeſtimmt iſt und überhaupt nicht erſchlagen werden kann; — ein Genie endlich,

das in ſich noch viel mehr von dem paſſiven Muthe des verzückten Märtyrers, als von der männlichen und ſonnenhellen Kampfluſt des Kriegers beſaß — und er ſollte unbewegt von einem Mitgliede ſeiner eigenen Generation in einem Buche nach dem andern dieſe ſchlaffe Lehre von der Nothwendigkeit des Schürzenſtipendiums für das Genie verkünden hören, er, der Titane, der in ſich die Kräfte gähren fühlte, welche bald inmitten der Gleichgültigkeit der Mitwelt den zweiten Theil von „Entweder — Oder“ auf den erſten, die „Stadien“ auf „Entweder — Oder“, die koloſſale „Nachſchrift“ auf die „Stadien“, den Pelion auf den Oſſa, thürmen ſollte! Nein, Das war eine Herausforderung, der Generation, welcher er angehörte, ins Geſicht geſchleudert, und mit voller Leidenſchaft entfuhr die erſte energiſche Replik ſeinen Lippen:

„Was in Anderſen's Roman zu Grunde geht, iſt nicht ein Genie in ſeinem Kampfe, ſondern ein Jammerlappen, von welchem verſichert wird, daß er ein Genie ſei, und welcher nur Das mit einem Genie gemein hat, daß er ein paar Widerwärtigkeiten erleidet, denen er ſogar erliegt.

„Nein, was als ein feierliches Erbtheil von Geſchlecht auf Geſchlecht überkommen iſt, die Vorſtellung, daß das Genie aller Verhätſchelung entbehren kann, daß das Genie zum Kampfe geboren iſt, und daß es unter allen Umſtänden ſiegen muß, die Idee ſoll kein Engel, kein Teufel und kein larmoyanter Romanſchriftſteller uns jemals zu rauben im Stande ſein.“

8.

„Wüßte ich nicht von mir," ſagt Kierkegaard irgendwo, „daß ich ein echter Däne bin, ſo könnte ich zur Erklärung der Gegenſätze, die in mir thätig ſind, mich faſt zu der Annahme verſucht fühlen, daß ich ein Irländer ſei. Dieſe Leute können es nämlich nicht übers Herz bringen, ihre Kinder ganz zu taufen, ſie wollen doch etwas Heidenthum übrig behalten, und während man ſonſt das Kind ganz unters Waſſer taucht, laſſen ſie ihm den rechten Arm frei, damit der junge Burſche mit ihm das Schwert ſchwingen und die Mädchen umarmen kann."

Es iſt eine feſtſtehende Thatſache, daß Kierkegaard in ſeinen reiferen Jahren mit Verdruß und Reue auf ſein Jugendleben zurück blickte. Was er ſich vorzuwerfen gehabt haben mag, iſt mir nicht genau bekannt. Allein Andeutungen liegen doch vor. Zuerſt ſtarke Anfälle von Zweifel an der Wahrheit des Chriſtenthums, namentlich in den Tagebüchern von ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre. Der Chriſt wird hier als geiſtig taub für die Stimme der Vernunft bezeichnet, die Gefühle, mit denen er dem Tod ins Auge blickt, werden mit dem Zuſtande des Augenkranken verglichen, wenn ein Funke, den er beſtändig vor ſich ſieht, ihn verhindert, Das, was wirklich um ihn iſt, zu ſehen, und werden als eine Art „glücklicher Tollheit"

behandelt. „Allerdings," heißt es weiter, „wird man auf die vielen großen Scharfsinnigen und Tiefsinnigen hinweisen, welche Christen gewesen sind, aber theils muß ich mir diese oder jene kleine Ketzerei gegenüber diesen bedeutenden Namen vorbehalten, theils haben wir doch schon Leute gesehen, die in einer fixen Idee einen unvergleichlichen Scharfsinn bewiesen haben". Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Kierkegaard auf Gedanken wie diese anspielt, wenn er davon spricht, daß er sich leider in seiner Jugend auf „den Weg des Verderbens" verirrt habe.

Sodann ist es durchaus nicht unmöglich, daß die unsinnig strenge klösterliche Erziehung, welche er erhalten hatte, in den ersten Jünglingsjahren einzelne Ausschweifungen bewirkt hat, die er später bitterlich bereute und beklagte. Aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß dieselben deutliche äußere Umrisse gehabt haben. Er war zu geistig angelegt und zu sehr gewohnt, jede Handlung nach außenhin unterwegs durch einen Gedanken zu hemmen, als daß nicht Das, was er sich zum Vorwurf machte, weit eher eine Sünde in Gedanken, als in der That gewesen sein sollte. Er „dichtete sich" in jede Existenz hinein. So lebte er acht Tage nur, um wie ein Geizhals zu fühlen und zu denken, und führte Dies bis zu den äußersten Konsequenzen durch. Ein andermal erklärte er, daß er eine ungeheure Lust habe, einen wirklichen Diebstahl zu begehen, und dann mit seinem bösen Gewissen und der Furcht vor Entdeckung zu leben. Die Aufzeichnungen von 1834 zu der Psychologie eines Meisterdiebes beweisen, wie früh dieser Gedanke ihn beschäftigt hat. So drehen auch in der Jugend seine Gedanken sich beständig um das Geschlechtsverhältniß; aber sein Leben war streng, obschon dämonische Triebe in seiner Seele brannten. In Gilleleie auf Seeland, wo er eine

Zeitlang wohnte und unter dem Namen „der tolle Student“ bekannt war, hatte er junge Mädchen durch die Art, wie er sie anblickte, wenn sie in sein Zimmer kamen, verwirrt und erschreckt. Aber kein unziemliches Wort folgte dem Blicke.

Wer an Kierkegaard's superlativische Ausdrucksweise gewohnt ist, wird sich daher nicht durch den Wortlaut seiner Bekenntnisse zu der Annahme verleiten lassen, daß er jemals ein verderbter Mensch gewesen sein kann. Die in dem „Gesichtspunkte für meine Schriftstellerthätigkeit“ vorkommenden Worte, daß die Abfassung all der vielen Bücher „die redlichen Versuche eines Bußfertigen waren, wo möglich, zum Ersatz für das Verbrochene ein wenig Gutes zu thun“, und die sich schon lange Jahre vorher im Juli 1839 angedeutet finden, wo der sechsundzwanzigjährige junge Mann ausspricht, daß die Verwendung seines ganzen Lebens im Dienste Gottes kaum hinreichen werde, sein Jünglingsleben zu entsühnen, überzeugen mich keineswegs, daß Kierkegaard in theoretischer Hinsicht nicht in seiner frühen Jugend auf reichlich so gutem Wege war, wie im entwickelten Mannesalter. Allein es ist nöthig, sich klar zu machen, welche praktische Mängel, welche Charakterschwäche es gewesen sein mag, die er später so stark an sich verurtheilt hat. Die Tagebuchsäußerungen geben uns Winke darüber; sie bezeichnen „Wankelmuth“, „glänzenden Wankelmuth“ als eine Eigenschaft des jungen Kierkegaard, sie gehen in ihrem gewöhnlichen superlativischen Stil so weit, ihn „den wankelmüthigsten aller Menschen“ zu nennen, sie deuten mit Einem Worte auf einen Naturgrund bei ihm hin, den Mancher nicht bei einem Schriftsteller vermuthen würde, dessen Streben ein so entschiedenes Gepräge hartnäckiger Festigkeit trägt. Mit Hilfe dieser Winke kann Jeder, der ein feines

Ohr für Dergleichen hat, Kierkegaard's eigenes Weſen und eigene Art und Weiſe als Jüngling aus den Ermahnungen des Aſſeſſors an den jungen Aeſthetiker im zweiten Theile von „Entweder — Oder“ heraus hören, zumal wenn man dieſe mit dem Bilde zuſammenſtellt, das in Kierkegaard's Diſſertation von der Lebensanſchauung und dem Verfahren des modernen, romantiſchen Ironikers gegeben wird.

„Es war einmal (heißt es im Tagebuche unter der Ueberſchrift „Mein Urtheil über Entweder — Oder“) ein junger Mann, reich ausgeſtattet wie ein Alcibiades; er ſuchte unter ſeinen Zeitgenoſſen vergeblich nach einem Sokrates, der ihn erziehen könnte. Da erhörten die Götter ſein Gebet, und er ward ſelbſt in einen Sokrates verwandelt.“

Alſo urſprünglich ein Alcibiades, wenn auch nicht an Schönheit, ſo doch an Geiſt. Er ging durchs Leben als ein Zuſchauer desſelben. Er genoß es wie ein Drama, an welchem er nicht theilnahm. Wollte ihn Jemand in dasſelbe hineinziehen, ſo dachte oder ſagte er wie der Aeſthetiker in „Entweder — Oder“: Hochverehrte Zeitgenoſſen! Sie vergeſſen, daß ich mich draußen befinde, draußen „wie ein klitzekleines ſpaniſches!“ — Wer das Leben als Zuſchauer anblickt, betrachtet es nach ſeiner Schönheit. Er hat Nichts wider das Böſe, falls es ſcharf ausgeprägt und charakteriſtiſch iſt, er iſt ein Freund der Tugend, wohlgemerkt wenn ſie nicht fade, ſondern groß in ihrem Stil und eigenthümlich in ihrem Ausdruck iſt. Er iſt ein ſtrenger Kritiker derſelben, weil es ihn ärgert, einen Typus geſchädigt zu ſehen. Wie Der, welcher kalt und ohne den Willen, zu helfen, bei einer Feuersbrunſt ſteht, nicht gerade weil er fühllos iſt, ſondern weil er den Augenblick wahrnimmt, Beleuchtungseffekte auf den Ge-

ſichtern zu ſtudiren, und auch Das nicht wie ein Maler, der ſich aus ſeiner Kunſt einen ernſtlichen Beruf macht, ſondern wie ein Nero, der zu ewigem Dilettantismus verurtheilt iſt, ſo, denke ich mir, hat er ſich dann und wann *verſucht* gefühlt, das Elend des Lebens und den Jammer der Menſchen zu betrachten, und es iſt wahrſcheinlich, daß er dann in Augenblicken der Selbſtprüfung und Selbſtanklage ungewiß geweſen iſt, ob er nicht *wirklich* die Lebensgeſchicke auf ſolche Art betrachtete. Vielleicht war ihm im Grunde des Herzens eigentlich nur *angſt* davor, daß er dahin gelangen könnte, auf ſeinen Nächſten und das Leben im Ganzen ſolchermaßen hinab zu ſehen. Aber die Angſt iſt ja, nach ſeiner eigenen meiſterhaften Entwicklung in ſeinem Buche darüber, „eine ſympathiſche Antipathie und eine antipathiſche Sympathie“ für ihren Gegenſtand. Sie iſt ein Schwindelzuſtand, in welchem uns die Selbſtbeherrſchung entſchlüpft, und es iſt kein großer Unterſchied dazwiſchen, ob man beſtändig in der Furcht lebt, daß man dahin gelangen werde, ein reines Phantaſieleben zu verbringen und die von Kierkegaard ſo ſehr verabſcheute „Dichterexiſtenz“ zu führen, oder ob man wirklich eine ſolche führt. Er ſelbſt ſtand als Jüngling außerhalb jeder Thätigkeit, jedes Berufes, jeder endlichen Aufgabe, nach denen er mit Verwunderung die Anderen greifen ſah. Konnte man ſich etwas Lächerlicheres denken, als ſich den Athem aus dem Leibe zu rennen, um Lieutenant in der Infanterie oder Juſtizrath in einem Miniſterium oder eine der tauſend anderen Endlichkeiten zu werden, von denen das Leben eine ſchlechte Unendlichkeit darſtellt! Um nicht der Frau zu gleichen, welche nur die Feuerzange aus dem brennenden Hauſe rettete, um nicht den praktiſchen Menſchen zu gleichen, die, nach

dem bekannten Ausdruck in „Entweder — Oder," eben so Wenig aus der großen Feuersbrunst des Lebens retten, hielt er sich überhaupt jedem Rettungsversuche fern. Außerdem war er nicht dazu erzogen, jeden Tag sein Brot verdienen zu müssen, er fand stets einen gedeckten Tisch, stets Kleider von seinem Schneider, stets einen Wagen von seinem Fuhrmann, stets Obdach für seine Person — für das Geld seines Vaters. Keine Aufgabe lockte ihn länger, als einige Wochen oder Monate. Er füllte sein Pult mit Plänen: „Ich möchte eine Novelle schreiben — man könnte ein Drama verfassen" — und führte Nichts davon aus. Er ärgerte sich, wenn er einen Prediger hörte — „Prediger sein, ist Das Glaubensbegeisterung?" — er begann ein paar Monate lang den religiösen Vortrag zu studiren, er fühlte, daß er, wenn er Prediger wäre, im Vergleich mit Jenen wie ein Apostel würde reden können, und brachte es mittlerweile nicht einmal so weit, theologischer Kandidat zu werden. Er fühlte sich nicht unzufrieden bei diesem Leben, aber er fühlte sich zufrieden als absolut Malkontenter: Alles sei Eitelkeit! Arbeitsame und gedankenreiche Tage wechselten mit solchen ab, deren Stunden gänzlich von wechselnden Stimmungen absorbirt wurden. Er stand Morgens auf und fühlte sich hysterisch vor Melancholie, er versenkte sich in seine Wehmuth, bis er darin völlig heimisch und versunken war und nicht mehr den Wunsch hatte, einen Finger zu rühren, um sie abzuschütteln. Er „mochte gar Nichts." Allein dies stumpfe Wohlbefinden schlug in Verzweiflung um, er war nahe daran, vor Langerweile zu vergehen, fühlte sich aber doch dabei, weil er, der sich selbst langweilte, alle Anderen amüsirte. Sprach er in diesem Zustande mit Jemand, so trat er in einem tiefen Inkognito auf, war voller Lustig-

keit und Witz, satirisirte über Alle und Alles, sogar über Das, was er selbst respektirte: „der Witzteufel“ ging mit ihm durch. Gegen Abend drehte sich der Flügel seiner Stimmung mit einem Knarren, wie der Wetterhahn sich dreht, wenn der Wind umspringt, und gegen Abend war er ein Gott, der Morgens ein Sandkorn gewesen war. Er fühlte sich dann, wie recht nervöse junge Mädchen es zur Abendzeit thun, so voller Kraft, als könnte er den Montblanc ersteigen; er erstieg jedoch nicht den Montblanc, er ging hin, um den „Don Juan“ im königlichen Theater zu hören, und schwelgte jetzt in dem Genusse, all die Kräfte, welche tief unter der Eisrinde der Schwermuth in seiner Seele gohren, all die gebundenen elementaren Mächte in seiner Natur, sich entfesselt in der Musik tummeln zu hören.

Man denke sich nun diesen Zustand ästhetischer Betäubung stets durchkreuzt und durchblitzt von den religiösen Kindheitseindrücken, die ihn lehren, daß der Zustand, in welchem er lebt, Sünde sei, die Sünde: nicht tief und inbrünstig zu wollen; man denke sich die Ermahnungen des Vaters mit schweren Tritten die Treppen zu dem Traumpalaste, den er bewohnt, hinan steigen und an die Thür pochen, wie die Statue des Gouverneurs pocht! Da bereut er, da bricht er zusammen, um sich durch die Kraft des Entschlusses wieder zu erheben, da wählt er aus der Verzweiflung heraus sich selbst seinen Beruf, und zu allererst die ihm von seinem Vater vorgeschriebene Aufgabe. So sehr er darunter leidet, beschließt er, da der Vater todt ist, nach dessen Wunsche das theologische Examen zu machen. Er und der Vater waren in den letzten Lebensjahren desselben oft mit einander in Streit gerathen, weil die Zeit verstrich und Sören nicht Kandidat wurde. Der

Alte ſcheint ſogar in einer gewiſſen Periode die Examensſtudien des Sohnes dadurch haben fördern zu wollen, daß er ſeine Hand von ihm abzog, bis beſonders durch den Eifer des Bruders Peter eine Verſöhnung zu Stande kam, die übrigens, nach den Aeußerungen eines Zeitgenoſſen, dem Vater einige tauſend Thaler gekoſtet haben ſoll. Jetzt, wo dieſer nicht mehr unter den Lebenden weilte, war ſein Wunſch dem Sohne heilig geworden, mit dem Todten konnte er nicht mehr disputiren. Bei ſeiner Erziehung faßt er die Examensablegung nicht einfach als eine Pflicht, ſondern ſogenannt religiös auf: es iſt Gott von beſonderer Wichtigkeit, daß er theologiſcher Kandidat wird. Es heißt im Tagebuche vom Mai 1839: „Ich kann doch nicht anders annehmen, als daß es Gottes Wille iſt, daß ich meine Examensſtudien mache, und daß es ihm angenehmer iſt, wenn ich Dies thue, als wenn ich durch Vertiefung in dieſe oder jene Forſchung zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte. Denn Gehorſam iſt ihm lieber, als die Fettigkeit des Widders.“ Er war ſo wenig gewohnt, irgend eine Pflichtarbeit vorzunehmen, daß ihm dies theologiſche Examen als etwas ganz Entſetzliches erſchien. Wenn man ſieht, wie er darüber ſtöhnt, daß er es machen ſoll, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß auch manche ſonſtige Leiden, die er ſelbſt für ſo außerordentlich hielt, von der Art waren, wie andere Menſchen, die nicht vom Schickſale verwöhnt ſind, ſie ohne allzu viel Geſeufze ertragen.

9.

Er machte das Examen, als er siebenundzwanzig Jahre alt war. Und schon ein Jahr nachher reichte er zur Erlangung der Magisterwürde eine Abhandlung „Ueber den Begriff Ironie, mit steter Bezugnahme auf Sokrates“ ein, welche nicht nur an und für sich eine hervorragende und vielverheißende Arbeit mit dem Gepräge einer selbständig forschenden Individualität ist, sondern worin schon in schwachen Umrissen die Anlage zu „Entweder — Oder“, und damit die ersten Keime zu Kierkegaard's späterer Produktion zu spüren sind.

Es ließ sich erwarten, daß ein so egoistischer Schriftsteller, wie dieser, kein Thema zu einer Dissertation wählen würde, das in einem nur zufälligen Verhältniß zu seiner Persönlichkeit stünde. Das geschah auch nicht. Ich habe erwähnt, wie tief die Anlage zu polemischem Witz in seiner Seele lag, und wir finden auch, daß es sein erster Plan zu einer Dissertation war, die Satire bei den Alten zu behandeln. Aber die Satire als offener, direkter Spott hatte nicht die Verstecktheit, den Doppelsinn, welche zu seinem Wesen stimmten, auch nicht die Isolirtheit, welche seiner Natur entsprach. Die Ironie dagegen vereinigt die beiden Elemente, welche so nahe bei einander auf dem Grunde seines Wesens lagen: die Verstellung und den Witz.

Man kann zu Zweien gemeinſchaftlich ſatiriſiren, aber man iſt allein mit ſeiner Ironie. Man meint, was man ſagt, wenn man offen perſiflirt, aber der Ironiker ſagt gerade, was er nicht meint. Er iſt iſolirt durch das Nachinnengekehrtſein, nach außenhin abweiſend durch Verſtellung und Myſtifikation. Kierkegaard beſchloß alſo, die Ironie in ihrem älteſten berühmten Repräſentanten darzuſtellen.

Und nicht genug, daß es ihm durch eine Miſchung von Studium und Intuition gelang, Sokrates originell und ſcharf darzuſtellen, ſondern von jetzt an begann er, ſich ſelbſt eine Maske nach der Phyſiognomie des alten Griechen zu bilden. Der als däniſcher Kandidat der Theologie vermummte Alcibiades verſchwand, und an ſeiner Stelle ſtand ein Sokrates da.

Allein, trotz all ſeines Sinns für die Griechen und ſeiner Freude an ihnen, war er ein ganz ungriechiſches Phänomen, und in anderem Verſtande ungriechiſch, als Sokrates es war, von dem man ſagen kann, daß er zum Theil die Selbſtauflöſung des helleniſchen Geiſtes bezeichnet. Seine finſtere Leidenſchaftlichkeit war ungriechiſch und unſokratiſch, ſeine vorwiegende Lyrik, ſein Rokokoſtil war unſokratiſch und ungriechiſch. Er hatte nicht die Abhärtung und die Kriegertüchtigkeit mit dem Soldaten von Potidäa gemein; er hatte zu wenig von der Ruhe, mit welcher der Philoſoph bei der Aufführung der „Wolken“ des Ariſtophanes ſich von ſeinem Sitz im Theater erhob, damit man beſſer den Sokrates auf der Bühne mit dem Sokrates unter den Zuſchauern vergleichen könne — er, welcher dem Luſtſpieldichter Hoſtrup einen gutmüthigen Scherz über die Abſonderlichkeiten ſeines Stils ſchon ſo übel nahm. Er glich Sokrates nicht an Selbſtbeherrſchung; ſie ſtimmen dagegen überein in ihrem Glauben an das Orakel von Delphi.

Die Unähnlichkeiten fühlte er ſelbſt jedoch nicht. Aber er fühlte, daß er, wie Sokrates, freilich in einem ſehr verſchiedenen Zeitalter, das Naturſtudium gering ſchätzte und ſich für nichts Anderes, als die Moral, intereſſirte. Er fühlte, daß eine Ironie, wie die des Sokrates, den Sophiſten gegenüber an ihrem Platze, und daß ſie ihm, gegenüber vielem aufgeblaſenen und unſoliden Wiſſen um ihn her, nothwendig war. Er fühlte das Schöne und Heilſame in Sokrates' ausholender Methode, welche die Menſchen zum Selbſtdenken zwang und alles Nachplappern ausſchloß, und empfand ſelbſt den Trieb, eine ähnliche einzuſchlagen. Endlich mochte er ſich, wie Sokrates, gern auf Straßen und Gaſſen herum treiben und ſich mit All' und Jedem ins Geſpräch einlaſſen, und er liebte es, wie der griechiſche Philoſoph, ſeinen Ausgangspunkt von alltäglichen und volksthümlichen Gegenſtänden zu nehmen, um von dort aus zu den höchſten Problemen zu gelangen. Ich halte Letzteres für einen der ſchönſten und volksthümlichſten Züge in ſeinem Charakter und will mir nicht dieſen Eindruck durch ſeine bekannte Behauptung zerſtören laſſen, daß er ſich nur deshalb ſo viel in der Oeffentlichkeit gezeigt habe, um ſeinem eigenen Anſehen entgegen zu arbeiten und ſich zu einer Alltagserſcheinung zu machen. Hier liegt ſicherlich eine Selbſttäuſchung vor. So wenig er auch mit der Feder in der Hand ſeine Gedanken in einer dem gemeinen Mann zugänglichen Sprache zu entwickeln vermochte, hatte er doch einen echt philoſophiſchen und echt ſokratiſchen Drang, ſich in das Menſchengewimmel zu miſchen, und zwar nicht nur, wie er in dem Schlußworte der „Stadien" andeutet, um Sprachſtudien zu machen, ſondern um die ganze untere Volksklaſſe kennen zu lernen und den Zirkel zu vergeſſen, den das Standesweſen um

jeden Einzelnen ſchlägt, oder, wie es in dem in Rede ſtehenden Buche heißt, „um gelegentlich einmal Menſch und nicht ewig Kanzleirath zu ſein“.

In dem Schluſſe der Abhandlung über die Ironie liegt der Grundgedanke von Kierkegaard's epochemachendem Werke „Entweder — Oder“: der Gegenſatz zwiſchen der falſchen Poeſie, welche ihren gleißenden Schimmer über das Genußleben und die Genußphiloſophie warf, die durch die deutſchen Romantiker derzeit in Mode gekommen war, und derjenigen wirklichen Poeſie, welche ihren Verklärungsglanz über das ſittlich geſetzmäßige Leben mit ſeinem Kreiſe von Aufgaben und Pflichten verbreitet. In dem Abſchnitt über die Form der Ironie, welche die romantiſche Schule in Deutſchland mit ſich brachte, wird gezeigt, daß die große Forderung ihrer Vertreter diejenige war: man ſolle poetiſch leben, eine Loſung, die nicht allein als ein Proteſt gegen die ſpießbürgerliche Art der Durchſchnittsmenſchen, das Leben aufzufaſſen, ſondern ſo zu verſtehen ſei, daß der Froniker keinen Zweck haben, Nichts ſein will. Ein Taugenichts wird ſolchermaßen (um an Eichendorff zu erinnern) die beſonders poetiſche Figur. Das Bild des Fronikers, welches jetzt entworfen wird, iſt genau das Schema, welchem der erſte Theil von „Entweder — Oder“ ſpäter Fleiſch und Blut zu geben ſuchte. Der Froniker koſtümirt ſich verſchiedenartig, um ſich ſelbſt zu genießen. Er dichtet ſich ſelbſt und die Welt um ihn her; die ganze gegebene Wirklichkeit hat für ihn nur poetiſche Geltung; er ſuspendirt daher Moral und Sittlichkeit. Er verunendlicht ſein eigenes Ich, er verflüchtigt es äſthetiſch und metaphyſiſch; er lebt ganz und gar hypothetiſch und konjunktiviſch. Aber Das iſt ja in kurzem Begriffe, in der undurchſichtigen Freimaurerſprache einiger Fremdwörter ausgedrückt, Dasſelbe,

was viele hundert Seiten lang von und über jenen jungen Aeſthetiker entwickelt wird, in Bezug auf den ſich unmöglich ein ehrliches Entweder — Oder anbringen läßt, weil er jedes Verhältniß zur Wirklichkeit des Lebens von ſich abſtreift und es vorzieht, räthſelhaft für ſich ſelbſt und Andere in einer Art von Gedanken-Verzweiflung hinzuleben. Von dem Ironiker wird hier ferner geſagt, daß ſein Leben jeden eigentlichen Zuſammenhang, jede Kontinuität verliere, zur Stimmung herabſinke, in lauter Stimmungen zerfalle, daß er aber, um ſich ſelbſt zu behaupten, dichte, er ſei es, welcher die Stimmungen hervorrufe. So ſagt ſpäter in „Entweder — Oder“ Johannes: „Freilich, liebe Kordelia, iſt etwas Königliches in meinem Weſen, aber du ahnſt nicht, was für ein Reich es iſt, über das ich herrſche. Die Stürme der Stimmungen ſind's. Wie Aeolus halte ich ſie eingeſchloſſen im Berge meiner Perſönlichkeit.“ Allein die Stimmung ſelbſt hat deshalb keine Realität für den Ironiker, und er macht nur ſelten ſeiner Stimmung Luft, außer in der Form des Gegenſatzes. Sein Kummer verbirgt ſich in dem vornehmen Inkognito des Scherzes, ſeine Freude iſt in Klagelaute gehüllt. So iſt es in „Entweder — Oder“ der Refrain des Aeſthetikers, daß das Leben eine Maskerade ſei, und ſo iſt es ihm ein unerſchöpflicher Stoff zu Amüſement, daß es Keinem gelungen iſt, ihn zu erkennen.' Einer zärtlichen Hirtin reicht er ſchmachtend die Hand und vermummt ſich im ſelben Augenblick in alle erdenkliche Schäfer-Sentimentalität; einen ehrwürdigen geiſtlichen Pater täuſcht er mit einem Bruderkuſſe u. ſ. w., und was endlich Leid und Freud' betrifft, ſo iſt es ſein Lieblingsausdruck, daß der Unglücklichſte der Glücklichſte ſei.

Indem das Leben des Ironikers ſich nun ſo in wech-

selnde Stimmungen auflöst, wird, nach Kierkegaard's Darstellung in seiner Dissertation, die Langeweile die einzige Kontinuität, welche der Froniker hat, — die Langeweile, „diese inhaltslose Ewigkeit, diese genußlose Seligkeit, diese oberflächliche Tiefe, diese hungrige Uebersättigung." Damit stimmt es überein, daß der Aesthetiker in „Entweder — Oder", jener ethisch neutrale Asa-Loke, seine Abhandlung „der Wechseltrieb" schreibt, um ein Hausmittel gegen die Langeweile zu geben, von welcher nach seiner Anschauung alle Menschen angesteckt sind. Es war natürlich, daß die romantischen Froniker so viel mit der Langenweile, dem Wesen und der Ueberwindung derselben, zu schaffen hatten; denn sie stand in einem bestimmten Verhältniß zu ihren Idealen. Sie schwärmten für das Schöne, das uns dahin führt, die Zeit zu vergessen, und versetzten uns nach ihrer Definition in die Ewigkeit, und verschafften uns „eine Vorempfindung des seligen Lebens." Der Gegensatz hiezu ist der Zustand, wo die Leere der Anschauung so groß wird, daß wir auf die Zeit als Zeit achten, die Inhaltslosigkeit der reinen Zeit empfinden. Ihr Lieblingsstichwort war „der ewige Augenblick", Das will sagen: die Unendlichkeit, innerhalb des Moments als Fülle aufgefaßt. Der Gegensatz hiezu ist der Zustand, wo die Unendlichkeit innerhalb des Moments als Leere aufgefaßt wird, und Das geschieht eben bei der Langenweile, bei der unendlichen Langenweile. Gegen diese empfahlen sie, wie der Aesthetiker in „Entweder — Oder", den genialen Müßiggang als Gegengift.*)

Als Repräsentanten der Ironie behandelt Kierkegaard

*) Vgl. „Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, von G. Brandes," Bd. II, S. 84, wo das Verhältniß von „Entweder — Oder" zur romantischen Schule berührt wird.

besonders Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde“. Mit Leidenschaft protestirt er dagegen, daß die weichliche Genußsucht, die reine und echte Passivität, welche in diesem Romane gelehrt, geschildert und gepriesen wird, als eine Verwirklichung des Zweckes, poetisch zu leben, gelten könne. Man hat, sagt er, oft genug nachzuweisen gesucht, daß solche Bücher unmoralisch seien; aber man wird vergebens Ach und Wehe über sie rufen, so lange man den Verfasser behaupten und den Leser ruhig glauben läßt, daß derartige Schriften und das Leben, welches sie ausmalen, poetisch seien. Er deutet hier die Aufgabe an, zu zeigen, daß jeder Mensch poetisch leben kann, der es ernstlich will; er skizzirt: wenn man „poetisch leben“ als identisch mit „genießen“ statuire, so gehe der Ironiker des höchsten Genusses, der wahren Seligkeit verlustig, wo das Subjekt nicht träume, sondern in unendlicher Klarheit sich selbst besitze. Kurz, er stellt die Aufgabe, welche „Entweder — Oder“ durch seine ganze Anlage zu lösen sucht, die doppelte Aufgabe: 1) die derzeitige Form von Frivolität dadurch zu vernichten, daß sie gerade dort, wo sie ihre Stärke zu haben glaubte, d. h. auf dem ästhetischen Felde, getroffen ward, indem man sie weniger als unmoralisch, denn als unpoetisch schilderte, und 2) das religiöse Leben gerade auf diejenige Art zu vertheidigen und zu preisen, welche einem in „das Poetische“ vernarrten Zeitalter gefallen mußte, indem dasselbe nicht als moralisch, sondern just als poetisch geschildert ward, also mit der gleichen Taktik, welche Chateaubriand im Beginn des Jahrhunderts bei seiner Apologie des hinwelkenden Katholicismus angewandt hatte.

Es ist nicht zu Viel gesagt, daß der ganze erste Theil von „Entweder — Oder“ andeutungsweise in der Ent-

wicklung der „Lucinde", und der ganze zweite Theil gleichsam zusammengerollt in den Widerlegungen dieses Buches liegt. Ich habe anderwärts*) zu zeigen gesucht, daß Kierkegaard in Wirklichkeit nur höchst unvollkommen den eigentlichen springenden Punkt in Schlegel's Buche verstanden hat; aber dasselbe hatte augenscheinlich sein eigenes Seelenleben elektrisch berührt, ihn erschreckt und in Folge dessen empört, und je mehr er fürchtete, von der Lebensanschauung, die hier skizzirt war, angezogen zu werden, desto minder bestrebte er sich, sie mit der abstrakten Sympathie des Kritikers zu verstehen, und desto schöner und lockender erschien ihm die Aufgabe, sie definitiv zu widerlegen und aus der Welt zu schaffen. Er hatte sie in seinem eigenen Innern durchlebt und war solchergestalt befähigt, sie weiter entwickeln und sie mit viel mehr Geist und Glanz ausstatten zu können, als sie in der „Lucinde" besaß, und er verfügte, nachdem er sich innerlich von ihr befreit hatte, über all die Begeisterung und Leidenschaft, welche erforderlich war, um sie, unbestochen durch ihre blendende Ueberlegenheit, zum Tode zu verurtheilen und ihr einen Pfahl durchs Herz zu stoßen. So kam es, daß Kierkegaard veranlaßt ward, von dem Helden in der „Lucinde", Julius, das Motiv zu der am sorgfältigsten ausgeführten Figur in „Entweder — Oder", dem Verführer Johannes, zu entnehmen. In der Abhandlung über die Ironie ist schon der später so reich entwickelte Gegensatz zwischen Mozart's Don Juan und dem reflektirenden Verführer angedeutet. „Der Held der ‚Lucinde'", sagt Kierkegaard hier, „ist kein Don Juan (der durch seine sinnliche Genialität wie ein Hexenmeister Alles bezaubert; der mit

*) „Die Hauptströmungen ꝛc.", Bd. II, S. 76.

einer unmittelbaren Siegesgewalt auftritt, welche zeigt, daß er Herr und König ist, einer Siegesgewalt, die kein Wort zu beschreiben vermag, aber von der ein paar absolut gebietende Bogenstriche Mozart's eine Vorstellung zu geben vermögen; der nicht verführt, aber von dem Alle verführt werden wollen, und, wenn sie ihre Unschuld zurück erhielten, nur den Wunsch hegen würden, noch einmal verführt zu werden; ein Dämon, der keine Vergangenheit, keine Entwicklungsgeschichte hat), sondern eine in der Reflexion befangene Persönlichkeit, die sich erst allmählich entwickelt." Gerade Dasselbe läßt sich Wort für Wort von Johannes in „Entweder — Oder" sagen, und selbst die lange, unbehilfliche Parenthese in der Dissertation erscheint in dem späteren Werke als das künstlerisch vollendete Wortfeuerwerk über Mozart's Don Juan, welches den Titel „das Musikalisch-Erotische" führt. Es war daher (nach dem Zeugniß des einzigen, einigermaßen vertrauten Freundes, den Kierkegaard damals besaß) auch gerade zu der Zeit, wo er seine Abhandlung „Ueber den Begriff Ironie" schrieb, daß er zur Klarheit darüber gelangte, was er wollte und in der Welt vermöchte.

Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß man in dieser Abhandlung manche Stelle findet, in welcher der Verfasser sich selbst das Horoskop zu stellen scheint. Wo er von der berechtigten und erlaubten Ironie spricht, macht er u. A. auf diejenige aufmerksam, welche in der Pseudonymität liegt. Eine solche Mystifikation, sagt er, ist bisweilen nöthig in der Literatur, „wo man überall von einer Menge wachsamer Literaten umringt wird, welche Schriftsteller entdecken, wie Ursel Kuppelpelz Heirathspartien stiftet. Je weniger nun ein äußerlicher Grund (Familienrücksichten, die Rücksicht auf Beförderung, Aengst-

lichkeit u. ſ. w.) Einen zum Verſteckſpielen beſtimmt; je mehr es eine gewiſſe innere Unendlichkeit iſt, die ihr Werk von jedem endlichen Verhältniſſe zu ſich ſelber frei zu machen, ſich jeder Kondolation von Unglücksgefährten und jeder Gratulation von der zärtlichen Sippſchaft der Schriftſteller zu erwehren wünſcht, — um ſo mehr tritt die Ironie hervor." Kierkegaard ſcheint hier ſchon ſeine ſpätere Selbſtverwandlung in die zahlreichen Pſeudonyme zu ahnen.

Allein unmittelbar vor dieſem Beiſpiel von dem Rechte des Ironikers, die Mitwelt in Betreff ſeiner Perſönlichkeit auf falſche Fährte zu leiten, hat Kierkegaard ein anderes, noch eigenthümlicheres aufgeſtellt. „In unſerer Zeit", ſagt er, „wo die bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe faſt jede heimliche Liebesgeſchichte unmöglich machen, wo die Stadt oder die Umgegend meiſtens ſchon viele Male das glückliche Paar von der Kanzel aufgeboten haben, ehe der Prediger es zum erſten Male that .... in unſerer Zeit kann es wohl bisweilen dem Einen oder Andern nöthig ſcheinen, ein falſches Spiel zu treiben, wenn er nicht wünſcht, daß die Stadt das rühmliche Geſchäft übernehmen ſoll, für ihn zu werben, ſo daß er ſelbſt ſich nur mit dem gewöhnlichen Freiergeſichte ad modum Peter Erich Matzen zu zeigen braucht, mit weißen Handſchuhen angethan, und mit einer ſkizzirten Federzeichnung von ſeinen Lebensausſichten in der Hand."

10.

Am zehnten September 1840 verlobte ſich Sören Kierkegaard. So bald man das hört, klingt es wunderlich. Es klingt, als ſagte man: In dem und dem Jahre, an dem und dem Tage ſtieg der Säulenheilige Simeon Stylites von ſeiner Säule herab, bot einer jungen Dame den Arm und forderte ſie auf, droben mit Platz zu nehmen, ſo ſchmal die Wohngelegenheit auch ſei. Er verlobte ſich mit einem jungen, hübſchen Mädchen aus guter Familie, von kindlichem Gemüthe, den Jahren nach faſt noch Kind. So ſeltſam es Einem vorkommt, wenn man ſeine ſpätere Vorliebe für entſcheidendes, determinirtes Handeln erwägt, ſcheint er nicht daran gedacht zu haben, ſchnell zur Hochzeit zu ſchreiten. Vielleicht konnte man ſich in Kopenhagen 1840 eine Ehe nicht ohne eine mindeſtens einjährige Verlobung geſchloſſen denken. Nur Heiberg hatte ſich verheirathet, ohne der Oeffentlichkeit eine Andeutung davon zu geben, aber er hatte auch das Vaudeville „Die Unzertrennlichen“ geſchrieben. Kierkegaard's Verlobungsgeſchichte war — wie es bei Verlobungen ſo häufig der Fall iſt — eine doppelte Leidensgeſchichte. Selbſt wenn gar keine beſonderen Umſtände vorhanden geweſen wären, war dies Verhältniß eine praktiſche Unmöglichkeit.

Er als junger Bräutigam! Er, die Sphinx, welche

gleich der von Aegypten, ein paar tauſend Jahre in der Wüſte gelegen und über dem Räthſel des Lebens gebrütet hatte, verlobt mit einem hübſchen kleinen lebensluſtigen Mädchen, das, rein und unſchuldig wie die Sechzehnjährige in den „Stadien“, Nichts hatte, woran ſie zu denken brauchte, „nicht eine Kommode oder einen Ständer beſaß, ſondern die unterſte Schieblade in der Chatulle der Mutter benutzte, um die ganze Herrlichkeit zu verwahren.“ Er und ſie! Es war das alte Märchen: die Schönheit mit dem Reh unter dem Arme, nur daß das Reh ſo klug, ſo anziehend, ſo unbeſchreiblich intereſſant war, daß die Schönheit nicht müde werden konnte, ihm zuzuhorchen; denn das Reh war ja, wie im Märchen, keineswegs ein Reh, das Reh war — der Geiſt. Selbſt wenn nichts Anderes entgegen geſtanden hätte: man denke ſich ihn, der jüngſt ſeine Zeit und ſeine Freiheit ſo lieb gehabt hatte, daß er vor einem Examen und einer begrenzten Aufgabe im Leben zurück ſchauderte, durch eine Verlobung in das ganze Philiſterthum des geſellſchaftlichen Lebens hineingezogen, genöthigt, aus ſeiner Gedankenwelt in eine Mittagsgeſellſchaft zu gehen und zu hören — er, Simeon von der Säule, — wie ſeine und ſeiner Liebſten Geſundheit mit einem Lebehoch für das junge Paar ausgebracht wird!

Es gewährte ſicherlich nur geringen Troſt, daß ſich reiche Gelegenheit zu humoriſtiſchen Beobachtungen bot, obſchon „Entweder — Oder“ zeigt, daß er ſie benutzt hat. Man kann ſich ihn denken, wie er, ſelber verlobt, im Hauſe dieſes oder jenes Betreffenden ſaß und zu ſich ſagte: „Wie in die Schneidergeſellen-Herberge lauter Schneidergeſellen kommen, ſo treffen ſich hier lauter Verlobte. Wenn wir en masse verſammelt ſind, ſtellen wir, glaube ich, zehn Paare, außer den annektirten Bataillonen, die an den

großen Festtagen zur Hauptstadt kommen". Man denke sich ihn, wie er dort sitzt und, da sein Kopf so angelegt ist, daß er immer spekuliren, charakterisiren und distinguiren muß, aus Mangel an besserem Stoffe sich darauf beschränkt sieht, die verschiedenen Küsse einzutheilen, die er in den Ecken hört, wenn es „den ganzen Abend hindurch klingt, als ginge Jemand mit einer Fliegenklatsche umher." Und er theilt den Kuß nach dem Klange ein: „Bald ist er schnalzend, bald zischend, bald klatschend, bald knallend, bald dröhnend, bald voll, bald hohl, bald wie Kattun u. s. w., u. s. w." Glaubt mir, das Lächeln ist rasch der Wehmuth gewichen! Oder gesetzt, sie liebte den Tanz, so denke man sich ihn auf einem Balle, ihn, der niemals Kind oder Jüngling gewesen war. Wohl mochte er dann mit seinem Lieblingsdichter Paul Möller sagen:

Mir ist des jungen Krüppels Loos gefallen;
Wie gerne tanzt' er mit im Reigen dort!
Es schwenkt sein Herz sich mit den Schönen allen,
Allein sein Leib bleibt an demselben Ort.

Er tanzen, der durch jene furchtbare Kindheit gelähmt war — es wäre ein schwerfälligerer Tanz geworden, als der Sivard Snarensvend's mit dem Eichbaum am Gürtel! Hätte nichts Anderes, als Dies, einem Verständniß im Wege gestanden, so wäre er doch zu beklagen gewesen.

Allein es kam augenscheinlich noch manches Andere hinzu. Aus vielen Zeugnissen erhellt, daß er sich zu seinem eigenen Schrecken inmitten seines neuen Glückes enttäuscht fand. Er erstaunte darüber, daß, so sehr er sich nach dem jungen Mädchen sehnte, wenn sie nicht zugegen war, es ihm doch eigentlich ein größeres Glück gewährte, allein zu sitzen und an sie zu denken, als wenn sie da war. Er bedurfte ihrer nicht, um sie zu lieben, er beschäftigte

ſich eben ſo gern mit ihr in der Erinnerung; ja, es war ihm zuweilen, als ob ihre Gegenwart nur ſtörend auf ihn wirke. Er ſchrieb auch lieber an ſie, als er mit ihr ſprach. Er hatte zu innerlich, zu geiſtig gelebt, als daß dieſe ſinnliche Nähe ihm nicht gewiſſermaßen zu Viel dünken ſollte.

Oder war noch etwas Anderes im Spiele? Es war noch etwas Anderes im Spiele. Es war weder Mehr noch Minder, als daß er überhaupt mit dem Verhältniſſe fertig war, ehe er es erlebt hatte, und nicht die Kraft fühlte (um uns eines ſeiner eigenen Ausdrücke zu bedienen), es zu wiederholen, nachdem er damit fertig war, und zwar deshalb, weil das liebliche junge Mädchen nur der Anlaß war, deſſen er bedurfte, um Dichter zu werden. Daß ſie nur der Anlaß dazu war, iſt an und für ſich dadurch bewieſen, daß das Verhältniß zu ihr ihn zum Dichter machte, ſo weit er es bei ſeinen Anlagen werden konnte, d. h. es koncentrirte die produktiven Kräfte in ſeiner Seele, gab den unſicheren bilderſchaffenden Tendenzen in ſeiner Phantaſie eine Richtung und einen Mittelpunkt. Er ſpricht Das geradezu in dem „Geſichtspunkt für meine Schriftſtellerthätigkeit“ aus, wo er das „Faktum“ erwähnt, das ihn zum Dichter machte. Es erhellt außerdem aus vielen unfreiwilligen Bekenntniſſen. Er ſelbſt und kein Anderer hat jenen Herzensſeufzer ausgeſtoßen, der aus dem Tagebuche in „Entweder — Oder“ übergegangen iſt: „Für mich iſt Nichts gefährlicher, als mich zu erinnern“, und jene ſchwermüthige Klage, die man in „Entweder — Oder“ findet, und die in der „Wiederholung“ abermals vorgebracht und variirt wird: „Nur die Liebe der Erinnerung iſt glücklich“.

Er ſelbſt iſt es auch, der den tiefen und ſchönen Vers Paul Möller's tief nachgefühlt hat, in welchem ein junger

Liebender ſich alt träumt, ſich in ſein eigenes Alter verſetzt, um dann „wie durch den Trichter eines ganzen Lebens“ das Glück ſeiner Jugend einzuſaugen:

Da kommt ein Traum aus der Jugend mir
In des Alters Graun —
Und innige Sehnſucht verzehrt mich nach Dir,
Du Sonne der Fraun! —

eine der korrekteſten Repliken, die man einem Phantaſten in den Mund legen kann. Vermag er nicht das junge Mädchen in die Entfernung der Idealität zu rücken, ſo vermag er die Schönheit ihres Weſens nicht zu genießen. So vermochten die Romantiker die Schönheit ihres Vaterlandes nur durch wirkliches oder erdichtetes Heimweh recht zu empfinden.*) Kann er Heimweh nach dem Mädchen fühlen, ſo kann er ſie, die er lieben möchte, lieben; allein dazu muß das Verhältniß gelöſt werden. So ſteigt auch für den edlen Ritter von La Mancha die Schönheit und Tugend ſeiner Geliebten um einen Grad mit jeder Meile, die er ſich von Toboſa entfernt. Nur durch die Erinnerung, zumal in ſtarker Illuſion, wird ein junges Mädchen die rechte Dulcinea, und was er bedurfte und unbewußt in ſeiner Geliebten geſucht hatte, war nicht eine Gattin, ſondern eine Dulcinea, oder mit einem edleren und richtigeren Ausdruck: eine Beatrice. Wir finden nicht den mindeſten Anlaß, ihn zu verdammen, wohl aber die ernſtliche Aufforderung, den Verſuch zu machen, ihn zu verſtehen. Er war, ſo wunderlich es klingt, in dieſem Verhältniſſe die paſſive, das junge Mädchen die aktive Kraft. Er näherte ſich ihr; in einem Nu befruchtete ihr Weſen ſein Inneres. Von dem Augenblick an kann er Nichts

*) G. Brandes, „Die Hauptſtrömungen ꝛc.“, Bd. II, S. 290 ff.

dafür, daß ſie ihm unnöthig für ſein Leben wird. Wie eine Blume, deren Piſtill in einem einzigen Augenblick der Empfängniß von Blüthenſtaub, den der Wind ihm von einer anderen Pflanze hergeführt hat, befruchtet worden iſt, ſich nun nach eigenen Geſetzen zu verwandeln, anzuſchwellen, Frucht anzuſetzen, eine ganze Reihe geſetzmäßiger Metamorphoſen zu erleiden beginnt, ohne daß neuer Staub, den der Wind heran weht, das Geringſte für das Leben der Blume zu bedeuten hat, käme er auch noch ſo oft und in noch ſo reichlicher Menge, ſo ward das junge Mädchen wider ſeinen Willen überflüſſig für ihn von dem Augenblick an, wo er den entſcheidenden Eindruck von ihr empfangen hatte.

Indeß, wäre nichts anderes Eigenthümliches in dieſem Verhältniſſe geweſen, ſo wäre Kierkegaard gewiß auch darüber hinweg gekommen. Er wäre dem Mädchen und ſeinem Vorſatze treu geblieben und hätte, wie der junge Mann in der „Wiederholung", ſeine ganze Produktivität „unter der Scheere gehalten, Alles in Bouquets für ſie zerſchnitten."

Aber ach! noch ein Stein des Anſtoßes, und der ernſtlichſte, war zurück, jene brütende Schwermuth aus den Kindheitsjahren und das Leiden, welches ihr zu Grunde lag, ein Leiden, deſſen eigentliche Natur Kierkegaard nirgends bezeichnet hat. Das Hoſpitalsjournal über ſeine letzte Krankheit giebt keine Aufklärung darüber, und eine Obduktion hat nicht ſtattgefunden. Aber auf jeden Fall iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſelbſt die Rückenmarksentzündung, welche jene Lähmung hervorrief, die als Todesurſache angegeben iſt, ihn lange, ehe ſie ihn fortraffte, in einem Zuſtande beſtändiger Kränklichkeit und Qual erhalten hat. Mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß ſie zugleich

noch mit irgend einem anderen, ſtark auf das Gemüth wirkenden Gebrechen verbunden war. Einem derartigen beſtändigen, faſt angeborenen Leiden gegenüber giebt es nur drei Standpunkte: man kann, wenn man leidenſchaftlich iſt, klagen und ſein Geſchick verwünſchen; man kann, wenn man Philoſoph iſt, ſich mit Ergebung in das Unerſetzliche und Unabwendbare waffnen, und man kann endlich, wenn man religiös iſt, glauben, daß die Gottheit Einem dies Gebreſte aus einer beſtimmten Abſicht verlieh, oder es gar als ſeine „Diſtinktion“ betrachten. Dies Letztere war der Standpunkt Kierkegaard's, und er gebraucht ſelbſt das erwähnte Wort von jenem „Pfahl im Fleiſche.“ Es iſt nicht deutlich, wie er, als er ſich verlobte, ſich zu dieſem ſeinem Leiden geſtellt hat. Allein wahrſcheinlich hat er gehofft, ſeine Geliebte durch religiöſe Einwirkung auf den Standpunkt bringen zu können, daß er mit ihr über ſeine Kränklichkeit reden, ihr die Bedeutung derſelben klar machen könnte, und daß ſie dann, wenn ſie ihn liebte, wie er geliebt zu werden hoffte, einwilligen würde, ihn mit ſeinem Leiden und ſeiner Schwermuth zu heirathen. In dieſer Abſicht ſcheint er einen taktiſchen Plan zu ihrer religiöſen Erziehung entworfen zu haben, der ſich u. A. auf ein Arſenal gedruckter oder von ihm ſelbſt verfaßter Erbauungsſchriften ſtützen ſollte. Er ſagt ſelbſt in ſeinem Tagebuche: während theologiſche Kandidaten gewöhnlich damit begännen, Religionslehrer des geliebten Gegenſtandes zu ſein, und damit endeten, ſich mit ihm zu verloben, ſei das Umgekehrte bei ihm der Fall. Er beginne als Liebhaber und ende als Seelſorger.

Allein ſeine Braut ſcheint zu jung und lebensfroh geweſen zu ſein, als daß eine Vorleſung von Mynſter's „Betrachtungen“ oder Dergleichen die beabſichtigte Wirkung

auf sie gehabt hätte. Der Eindruck wurde gewiß mit dem besten Willen aufgenommen, aber er glitt von dem jungen Gemüthe ab, und als Kierkegaard entdeckte, daß sie „ohne alle religiösen Voraussetzungen sei", da begann für ihn die Periode der härten Qualen. Von jetzt an liebte er wie Hernani in dem Hugo'schen Trauerspiele, der jeden Augenblick erwarten muß, die Töne des Hornes zu hören, das die Losreißung von seiner Braut verlangt. „Was den ganzen Schritt bestimmte", sagt er im Tagebuche, „war Reue über ein früheres Leben und Schwermuth."

Sie war nicht Die, welche das Schweigen seiner Schwermuth brechen konnte; sie ahnte nicht einmal, was in ihm kämpfte. Er konnte nicht reden; allein ohne sich auszusprechen, durfte er sie nicht besitzen; es blieb also Nichts anders übrig, als ein Bruch, ein Bruch unter traurigen, demüthigenden Bedingungen. Der Ordnung halber ging er noch zu seinem Arzte und frug ihn, ob jenes Mißverhältniß in seiner Konstitution zwischen dem Körperlichen und Seelischen sich heben lasse, „so daß er das Allgemeine realisiren könne" (was in seiner Sprachweise „sich verheirathen" heißen will). Da der Arzt eine sehr zweifelnde Antwort gab, war seine Wahl entschieden; er fühlte sich genöthigt, die Verbindung abzubrechen, welcher lebenslängliche Dauer zu geben sein höchster Wunsch gewesen war.*) Sie war und blieb „die Lust seiner Augen und

*) Ueber die Beschaffenheit des Leidens selbst giebt er in den Tagebüchern folgende Andeutung: „Obschon kein Freund von Mitwissern, obschon durchaus nicht geneigt, mit Anderen über mein Innerstes zu reden, meine ich doch und habe gemeint, es sei die Pflicht eines Menschen, nicht die Instanz zu überspringen, welche darin liegt, sich bei einem anderen Menschen Raths zu erholen;

das Begehr ſeines Herzens"; aber er zog „den größeren Schmerz", ſie zu verlieren und aufzugeben, dem kleineren vor, ſie „mit Unrecht" zu beſitzen.

---

nur daß es nicht eine ſalbadernde Vertraulichkeit, ſondern eine ernſtliche und officielle Mittheilung werde. Ich habe daher mit meinem Arzt geſprochen, ob er meine, daß jenes Mißverhältniß in meinem Bau zwiſchen dem Körperlichen und dem Pſychiſchen ſich heben ließe, ſo daß ich das Allgemeine realiſiren könne. Das hat er bezweifelt; ich habe ihn gefragt, ob er meine, daß der Geiſt im Stande ſei, durch den Willen ein derartiges Grund-Mißverhältniß umzuſchaffen oder umzubilden; er bezweifelte Das; er wollte mir nicht einmal rathen, meine ganze Willenskraft aufzubieten, da er die Vorſtellung hat, daß ich das Ganze dadurch zerſprengen könnte. Von dem Augenblick an habe ich gewählt. Jenes traurige Mißverhältniß mitſammt ſeinen Leiden (die zweifelsohne die meiſten von Denen, welche wieder Geiſt genug gehabt hätten, das ganze Elend der Qual zu ermeſſen, zu Selbſtmördern gemacht haben würden) habe ich als meinen Pfahl im Fleiſche, meine Schranke, mein Kreuz angeſehen; ich habe gemeint, Dies ſei der theure Preis, für welchen Gott im Himmel mir eine Geiſteskraft verkauft habe, die unter Mitlebenden ihres Gleichen ſucht."

In den Tagebüchern von 1843 finden ſich ſchon unter der Ueberſchrift „Anlage" einige hingeworfene Worte, die ſich offenbar auf dieſelbe Sache beziehen: „Ein Genie, ausgeſtattet mit allen möglichen Gaben, mit der Macht, das ganze Daſein zu beherrſchen und die Menſchen ſich zu unterwerfen, entdeckt in ſeinem Bewußtſein einen kleinen feſten Punkt, eine kleine Tollheit. Darüber wird er ſo erbittert, daß er ſich zu tödten beſchließt; denn dieſer kleine Punkt iſt für ihn Alles, er macht ihn zu einem dienenden Geiſte, zu einem Menſchen. Dieſer kleine Punkt iſt zugleich nicht etwas nur Aeußerliches (z. B. daß er hinkend, einäugig, häßlich ꝛc. wäre — Dergleichen würde ihn nicht beſchäftigen), ſondern hat ein Moment von Geiſt, und man ſollte meinen, er ließe ſich durch Freiheit aufheben; deshalb reizt er ihn."

Ich mache auf den unfreiwilligen Widerſpruch aufmerkſam, der in den Worten „in ſeinem Bewußtſein" und „etwas nur Aeußerliches" liegt. Kierkegaard hat offenbar das Gebrechen An-

Bis zu diesem Punkte ist Alles, wennschon betrübend, doch verständlich und verhältnißmäßig einfach. Allein hier tritt das für Kierkegaard's Geist und Schriftstellerlaufbahn absolut Bestimmende hervor.

Er konnte sich nicht überwinden, die wahre Erklärung des nur scheinbar verletzenden Schrittes zu geben, den er zu thun gedachte. Er hielt sich für so heiß geliebt, daß ein plötzlicher Bruch seiner Geliebten den größten, vielleicht tödtlichen Schmerz verursachen würde.

Um ihr also über das Schlimmste hinweg zu helfen, beschloß er ihr einzureden, daß er sie nicht liebe, daß er treulos sei, obschon er ihr in seinem Herzen so treu wie jemals war. Er scheint in dieser Absicht Monate lang Tag ein, Tag aus ein vorsätzlich ungereimtes und unliebenswürdiges Betragen ihr gegenüber beobachtet zu haben, um sie seiner überdrüßig zu machen und solchermaßen das Schmerzliche des Bruches in eine Befreiung für sie zu verkehren. Es gelang ihm nicht; sei es nun, daß er kein so großer Meister in der Verstellungskunst war, wie er annahm, sondern seinen selbstquälerischen Vorsatz nur mittelmäßig ausführte, oder daß das junge Mädchen trotz Alledem an ihm hing. Da hob er die Verlobung auf und brach damit sein gegebenes Wort, so sehr auch sein Stolz sich darunter wand und krümmte.

---

fangs rein abstrakt als eine nur im Gemüth vorhandene Krankheit auffassen wollen, später hat er gleichsam unbewußt vorausgesetzt, daß es zugleich von äußerlicher Natur sei.

Dieser Widerspruch, mit allen vorhergehenden Aeußerungen zusammen gehalten, deutet auf das Sexuelle als das in besonderem Sinne Körperlich-Seelische hin, welches ferner bei der Eingehung einer Ehe besonders in Betracht kommen mußte. Man vergleiche auch die Bemerkungen über Abailard im ersten Bande der „Hinterlassenen Papiere."

Vergebens erklärte das junge Mädchen, daß es ihr Tod ſein werde, vergebens belaſtete ſich nach Kierkegaard's Ausdrucksweiſe „ſein Gewiſſen mit einem Morde"; vergebens „wiederholte ein bekümmerter Vater feierlich die Verſicherung, es werde des Mädchens Tod ſein", — er mußte ſich von dem Verhältniſſe losmachen. Er mußte ihr als ein Betrüger erſcheinen, ſo ſehr ihn auch danach verlangte, ihr mitzutheilen, daß der Betrug, die Grauſamkeit nur zärtliche Sorge ſei.

Mehr als ein Mal fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, zu ihr zurück zu kehren, ſie ſeiner nie gebrochenen Treue zu verſichern, ihr ſein Benehmen zu erklären und ſich dann mit eigener Hand umzubringen; denn mit ihr leben „in der ruhigen und vertraulichen Bedeutung, welche dies Wort hat," Das, fühlte er, könne er nicht. — Er that es nicht. Denn inmitten aller Qual war er dadurch in Anſpruch genommen, daß alle Schleuſen der Produktionskraft in ſeiner Seele geöffnet wurden.

Allein in dem Augenblicke, als Kierkegaard ſeine Verlobung aufhob, kam zu der furchtbaren inneren Kolliſion ſein erſter feindlicher Zuſammenſtoß mit der ihn umgebenden Welt. Zum erſten Mal kam ſeine feine, reizbare, nervöſe Natur in feindliche Berührung mit dem Geklätſch der Leute, oder was man die öffentliche Meinung in Kopenhagen zu nennen pflegt. Sie ſpielte ihm übel mit. Gewiſſe Züge der Unvernunft oder Härte gegen ſeine Braut, die, ſo weit ſie wahr waren, alle auf jenem Streben beruhten, das junge Mädchen ſeiner überdrüßig zu machen, ſich ihr gegenüber in ein ſchlechtes Licht zu ſtellen und ihr ſo den Bruch zu erleichtern, durchliefen die Stadt, und die Menge, welche ja keinen Schlüſſel zu jenen Wunderlichkeiten des Betragens hatte, leitete ſie von den ſchlech-

teſten Eigenſchaften her, von Herzenskälte, von der Neigung, mit einem Menſchenherzen zu ſpielen, um, wie es hieß, „Experimente mit demſelben zu machen," Etwas, was die Spießbürger um ſo entſetzlicher fanden, je weniger ſie einen klaren Begriff davon hatten, was ſie eigentlich damit meinten. Kurz, das innigſte Verhältniß ſeines Lebens ward auf den Secirtiſch gelegt, ſein Privatleben zergliedert, ſeine Braut beklagt, beſchnobert, beurtheilt. Er litt darunter. Denn ſo geringen Schaden bloße Worte anrichten zu können ſcheinen, es war hart für ihn, zu wiſſen, daß der Name des Weibes, das ihm theuer war, der Name, den er ſelbſt nicht einmal hören konnte, ohne, wie er ſagt, einen elektriſchen Stoß durch ſeinen Körper zu fühlen, im Stadtgeklätſch in einer Atmoſphäre unreinen Athems von all dieſen ſchwatzenden, geifernden Lippen ſprang. Und es war hart für ihn, der ehrliebend und ſtreng gegen ſich ſelbſt, und unter manchem Opfer, bei jeder Handlung redlich unterſuchte, ob ſie ſich mit der Richtſchnur vereinigen laſſe, die er für ſein Leben aufgeſtellt hatte, ob ſie ausgeführt werden könne, ohne daß der Schild ſeiner Ehre einen Flecken erhielte — es war hart für ihn, Zeuge davon zu ſein, wie eine ganze Stadt ihre Schmutzgefäße über dieſen Schild entleerte. Es war hart, das vulgäre Urtheil über ſein Benehmen in frechen und neugierigen Blicken zu leſen, hart, das Verſtummen zu hören, welches andeutet, daß in dem Augenblick, wo man erſchien, von unſeren intimſten Angelegenheiten geſprochen ward.

Zerriſſen von inneren Kämpfen, hielt er die Situation nur kurze Zeit aus. Er reiſte bald nach dem Bruche nach Berlin. Allerdings ſchreibt er von dort, daß er vierzehn Tage lang Kopenhagen auf jede Weiſe herausgefordert habe, während Keiner ihm ein Wort zu ſagen

wagte. Es wäre richtiger gewesen, zu sagen, daß er die Pein nur vierzehn Tage lang aushielt. Einen Hang zur Sebstbeschönigung überwand er überhaupt niemals ganz.

Gleichviel: seine Lage war schwierig, und sein Leid war groß. War er schuldig? Sein Glück hätte er ja so gern mit ihr theilen mögen; an seinem Unglück glaubte er sie nicht theilnehmen lassen zu dürfen. Sie verstanden einander nicht.

Hüten wir Nachlebenden, die wir in diese rein private Angelegenheit so gründlich eingeweiht worden sind, uns, geringschätzig oder kleinlich auf dieselbe hinzublicken! Sehen wir die Sache nach ihrer wahren Bedeutung an! Dies junge Mädchen ist mehr, als Kierkegaard's Braut; sieht man sie recht an, so wird man erkennen, daß sie seine Zeitgenossenschaft in Dänemark ist. Er näherte sich ihr von Anfang an in der besten Absicht, er unterhielt, fesselte, interessirte sie im höchsten Grade, und sie genoß seinen Witz, aber sie verstand nicht sein Leid und seine Schwermuth. Dann ging er, um ihr zu dienen, darauf aus, mißverstanden zu werden, für etwas Geringeres zu gelten, als er war, und er ward von ihr mißverstanden, wie von Jener — nicht ganz mit Unrecht; denn er sprach nicht mit der Stimme des rechten Bräutigams und hatte nicht dessen Autorität. Nachdem er der Bewunderte der Mitwelt wie seiner Braut gewesen war, suchte er der Seelsorger für die Mitwelt wie für Jene zu werden — allein die religiöse Empfänglichkeit fehlte, die Mitwelt verstand nur wenig, worauf er hinaus wollte, und man trennte sich ohne Versöhnung. Die Braut verheirathete sich bald nachher mit einem Andern, und die Mitwelt vergaß ihn schnell über geringeren Geistern.

Aber wie tief bewegt Kierkegaard's Leben fortan war,

dafür giebt die nun folgende gigantiſche Produktion das bündigſte Zeugniß. Denn ſelbſtverſtändlich iſt in ihr kein Gefühl, keine Leidenſchaft und kein Leid, die nicht im Herzen des Verfaſſers gelebt hätten. Die Fluth kann niemals höher ſteigen, als ihre Quelle lag. Und wie muß nicht Der mit Gefühlen und Gedanken beladen geweſen ſein, der in wenig Jahren einer ſolchen Fülle davon einen ſo beredten Ausdruck geben konnte! Ja, er hat ſogar mehr und tiefer gefühlt, als der gewöhnliche Leſer ahnt. Denn das todte Papier iſt kein williges Sprachrohr; es verſtärkt nicht den Schall, es ſchwächt ihn ab. Was auf dem Papier den Eindruck eines Seufzers machen ſoll, muß in der Seele des Schreibenden ein Schluchzen geweſen ſein. So muß der Schauſpieler auf der Bühne ſcharf accentuirt ſprechen, damit das Publikum ein Flüſtern vernehme. Ueberall, wo das Gefühl echt und wahr, nicht übertrieben oder erlogen iſt, iſt es eine ganze Kette von Gemüthsbewegungen, die in den einzelnen bewegten Satz mündet. Zum Erſatz dafür iſt freilich die Erregung meiſt weniger dauernd und angreifend bei Dem, welcher ihr Linderung zu ſchaffen vermag, indem er ihrem Ausdruck eine künſtleriſche Form verleiht.

Es giebt producirende Geiſter, welche vieler und großer Schickſale bedürfen, um ein kleines Werk hervor zu bringen. Das ſind jene Poeten, die aus hundert Pfund Roſenblättern einen Tropfen Roſenöl erzeugen. Und es giebt andererſeits Talente, deren Natur ſo fruchtbar, deren inneres Klima ſo tropiſch iſt, daß ſie aus einem ganz alltäglichen Verhältniſſe, das ſie mit der höchſten Energie durchleben, eine ganze Reihe bedeutender Werke hervorſpinnen. Sie gleichen jenen baumloſen Inſeln in der Südſee, auf denen Paſſagiere eines vorüber ſegelnden

Schiffes einige Obſtkerne vergeſſen, und die nicht gar viele Jahre nachher mit mächtigen Wäldern bedeckt ſtehen.

Kierkegaard gehörte zu der letzteren Art. Er war unempfänglich für die große Menge der Lebenseindrücke, weil ganz einzelne ihn frühzeitig dergeſtalt in Beſchlag nahmen, daß er ſie niemals loswerden konnte, und ſie niemals neuen Platz machten. Er beſaß den Drang des Dichters, ſich zu vervielfältigen, aus dem Verſchluß ſeiner Perſönlichkeit eine Schaar verſchiedener Geſtalten hinaus zu ſenden, ohne zugleich die Kraft des Dichters zu beſitzen, durch ein vollſtändiges Umſchaffen ſeiner Lebenseindrücke ihnen ein ſelbſtändiges Leben außerhalb ſeiner ſelbſt als Geſtalten zu verleihen, die in einer Fülle ihm perſönlich irrelevanter Formen oder in ihm perſönlich fremden, bunt ſchillernden Situationen aufträten. Statt der Umſchaffung des Lebenseindruckes fand nur eine leichtere Umdichtung ſtatt; anſtatt ſich zu verwandeln, vermummte oder maskirte er ſich. Er ſammelte ſich nie ſo ſtark wie der bloße Denker, er zerſplitterte ſich nie ſo ſtark, wie der eigentliche Dichter es thut. Das zeigte ſich auf entſchiedene Weiſe bei der Produktivität, welche auf die Trennung von dem jungen Mädchen folgte, dem er ſein Wort verpfändet hatte. Man erſtaunt über die Größe und Kraft des Geiſtes, der ein ſo vulgäres Ereigniß, wie eine rückgängig gemachte Kopenhagener Verlobung, zu einem Rahmen um eine ganze Welt von Gedanken, Schwärmereien und Poeſien ausſpannen konnte. So verſtand Dido, nach der Sage, mit einer Ochſenhaut den rieſigen Platz zu umſchließen, auf welchem Karthago erbaut ward. Wieder und wieder grübelt er ſich in ſeine Verlobungs- und Leidensgeſchichte hinein und dichtet ſich aus derſelben heraus. Jedes ihrer Momente wird eine Abhandlung oder ein Buch.

Er greift mit tiefer Sympathie den Gram seiner Geliebten auf, er dichtet ihn zu dem Schmerz anderer Frauen um, er findet ihn wieder in dem Unglücksloose der von Dichtern und Komponisten geschilderten verlassenen und betrogenen Mädchen, und aus „Entweder — Oder" schallt uns ein ganzer Chorus klagender Weiber entgegen.

Er greift in das boshafte Stadtgeklätsch über ihn selbst als einen kalten, rücksichtslosen Experimentator und Betrüger hinab, und es ergötzt ihn, es gewährt ihm Behagen, diesen Teufel etwas besser an die Wand zu malen, als die Stadt es vermochte — so entsteht „das Tagebuch des Verführers", und mit Befriedigung giebt er der öffentlichen Meinung diesen Strohmann, damit sie nach ihm steche.

Er greift seine Dichtersehnsucht fern von der Geliebten auf, seinen Hang, sich ihrer zu erinnern, und bildet daraus den jungen Poeten in der „Wiederholung", welcher die Geliebte fesselte, „wie Prometheus, an den Felsen geschmiedet, während der Geier ihm die Leber zerfleischt, die Götter durch seine Weissagung fesselt".

Er greift sein früheres höchstes Verlangen auf, das Ideal, welches ihm vorgeschwebt hatte, sich zu einem musterhaften Ehemanne zu entwickeln, der das ritterlichste und glücklichste Hausleben führe — und Assessor Wilhelm's feste Gestalt entsteht aus diesem nebelhaften Sehnen*).

Er ergreift endlich die Wirklichkeit, den schwermüthigen Einsamen, dessen grenzenlose Sorge um die kleine Dame, die er liebte, ein so schlimmes Ende nahm, und er modelt den Helden des Frater Taciturnus daraus — die idealisirte, aber gewiß ziemlich wahrheitsgetreue Schilderung

*) „Es ist ganz gewiß," heißt es an einer Stelle seiner hinterlassenen Tagebücher, „daß mein Ideal gerade war, Ehemann zu werden und nur zu leben, um verheirathet zu sein."

des Vorgefallenen und Erlebten und des einſamen, ganz einer Idee gewidmeten Lebens nach dem Bruche.

Aber die Mitwelt ſoll alles Dies nicht als Bekenntniſſe auffaſſen; ihre Neugier ſoll gereizt, aber vollſtändig auf falſche Fährte gelenkt werden. Es ſind keine Bekenntniſſe — nennen wir es Experimente oder Schattenriſſe oder Abhandlungen oder dialektiſche Lyrik. Bald ſind es alte, in einem Schranke gefundene Papiere, bald ſind es Hefte, in einer eiſernen Kiſte vom Meeresgrunde heraufgefiſcht.

Auch iſt nicht er der Verfaſſer dieſer Sachen. Aſſeſſor Wilhelm, Frater Taciturnus, Johannes de silentio haben ſie geſchrieben.

Er hat ſie nicht einmal herausgegeben. Victor Eremita oder der Buchbinder Hilarius haben ſie zum Druck befördert.

Durch doppelte Reihen aufgepflanzter Palliſaden entfernt er ſich von ſeinem Werke. Dasſelbe geht ihn Nichts an, er weiß Nichts davon. Sein Verhältniß iſt, ſagt er ſelber, ganz anders, als das eines Dichters, welcher die Perſonen dichtet und doch in der Vorrede ſelbſt der Verfaſſer iſt. Er gleicht vielmehr einem Souffleur, welcher dichteriſch Schriftſteller hervorgebracht hat, deren Vorreden, ja deren Namen wieder ihr Erzeugniß ſind. So iſt in den pſeudonymen Büchern „nicht ein einziges Wort“ von ihm ſelber, er hat keine Anſicht über ſie, außer als dritte Perſon, „keine Kenntniß von ihrer Bedeutung, außer als Leſer, nicht das entfernteſte Privatverhältniß zu ihnen“. Wo iſt er denn in dem Werke? Er ſteht ganz außerhalb desſelben. Was iſt er denn als letzter Urheber davon? Er iſt, antwortet er, „das Gleichgültige“, d. h. es iſt gleichgültig, was und wie er iſt; mit anderen Worten: er iſt das Räthſel, das große Räthſel.

11.

Es iſt ein großer Augenblick im Leben eines Schriftſtellers, der Augenblick der Reife, der Augenblick, wo er an Bord eines von ihm ſelbſt gezimmerten Schiffes geht, um die Welt zu umſegeln — wo er die ſelbſtgefertigte Violine ergreift, um darauf eine von ihm ſelbſt komponirte Melodie zu ſpielen. Das war Kierkegaard's Lage, als er im Jahre 1842 die Ausarbeitung von „Entweder — Oder" begann. Von dieſem Augenblick an ſteht er mit ſeiner Schriftſtellerei auf eigenem Grund und Boden, ohne Abhängigkeit von einem fremden Meiſter, und ſchaltet frei mit der Sprache als ſeinem eigenen Inſtrumente.

Von dem Zeitpunkte an, da er erfuhr, daß Sie verheirathet ſei, fühlte er ſich frei und als ſeinen eigenen Herrn. Man kann den dithyrambiſchen Ausbruch des jungen Dichters unter gleicher Situation in der „Wiederholung" als ein Zeugniß für Kierkegaard's eigene Gefühle bei dieſer Gelegenheit betrachten: „Es iſt vorüber, mein Nachen iſt flott; in der nächſten Minute bin ich wieder dort, wo das Sehnen meiner Seele war, wo die Ideen mit elementariſcher Wuth brauſen, wo die Gedanken ſich tobend erheben wie die Nationen bei der Völkerwanderung, wo zu anderer Zeit eine Stille wie das tiefe Schweigen der Südſee herrſcht . . . Der Idee gehöre ich an. Wenn

ſie mir winkt, folge ich, wenn ſie mir ein Stelldichein giebt, warte ich Tage und Nächte, Niemand ruft mich zum Mittagsmahl, Niemand wartet mit dem Abendeſſen . . . Der Kelch der Berauſchung wird mir wieder gereicht, ich athme ſchon ſeinen Duft ein, ich vernehme ſchon ſeine ſchäumende Muſik — doch erſt eine Libation für ſie, die eine Seele gerettet, welche in der Einſamkeit der Verzweiflung ſchmachtete: geprieſen ſei weibliche Großmuth! — Es lebe der Flug des Gedankens, es lebe die Lebensgefahr im Dienſte der Idee, es lebe die Noth des Kampfes, es lebe der feſtliche Jubel des Sieges, es lebe der Tanz im Wirbel des Unendlichen, es lebe der Wellenſchlag, der mich im Abgrunde birgt, es lebe der Wellenſchlag, der mich über die Sterne empor ſchleudert!“

Jener Wellenſchlag iſt Nichts anders, als der mächtige Nachhall im Vorſtellungsleben der Phantaſie von dem in dem Verhältniſſe zu Ihr wirklich Durchlebten. Ich habe Das als Thatſache hingeſtellt, aber ich nehme es auf mich, den Beweis dafür zu liefern. Von gewiſſen Geſtalten, welche die Kierkegaard'ſchen Pſeudonyme ſchildern, kann Jeder Das einſehen, ſobald es einmal geſagt worden iſt, ſo z. B. von ſeinen verlaſſenen Mädchen. Bei dieſen will ich nur auf die feineren Züge aufmerkſam machen, welche ein unkritiſcher Leſer überſehen könnte. Allein dann kommen Geſtalten vor, welche anſcheinend durchaus Nichts mit Kierkegaard's Verlobungs- und Leidensgeſchichte zu thun haben, welche trotzdem aber nur verſtändlich ſind, wenn man ſie auf dieſe zurückführt. Es dürfte ſich zeigen, daß ſie ſowohl den rein äſthetiſchen und leidenſchaftsloſen Unterſuchungen zu Grunde liegt, welche allzu wiſſenſchaftlich ſcheinen, um Etwas mit dem Privatleben des Verfaſſers zu thun zu haben, wie den rein religiöſen

Stimmungsbildern, die allzu fernliegende, allzu fremdartige Probleme zu erläutern ſcheinen, um in einer Beziehung zu ſeiner perſönlichen Kolliſion zu ſtehen.

Ich nehme zuerſt die Fälle, wo die Sache einfach iſt. Belauſchen wir hier ſeine Phantaſie bei ihrer Arbeit, und ſehen wir die Geſtalten vor ihm entſtehen und verſchwinden. Marie Beaumarchais aus Goethe's „Clavigo"! Auch ſie war nur verlobt und härmte ſich zu Tode darüber, daß die Verlobung aufgehoben ward. Auch ihr Gram hatte ſeine Urſache in einem Betrug. Auch ihre Freunde und Verwandte ſind mit der Charakteriſtik Clavigo's bei der Hand, daß er ein Schurke war. Allein ihr Herz findet keinen Troſt in dieſer leeren Erklärung. Das Leid ihrer unglücklichen Liebe iſt, daß der Schmerz nicht ſeinen Gegenſtand zu finden vermag. Der Zweifel, ob es ein Betrug war, iſt die Unruhe in demſelben. Immer wieder muß ſie ſich fragen: War er ein Betrüger? war er kein Betrüger? Und ihr Herz muß ihn abwechſelnd freiſprechen und verurtheilen.

So wird er ſelbſt in dieſem Verhältniſſe Clavigo. Wie ſo Clavigo? Zum erſten durch ſein Verhältniß zu den Umgebungen, denen er immer verdächtig geweſen iſt: „Der Umgebung fällt es nicht ſchwer, zu denken, daß Clavigo ein Betrüger war; denn dieſelbe hat ihn nie geliebt .... und in ſo fern ſie vielleicht Etwas von ihm hielt (was Goethe in Betreff der Schweſter andeutet), wappnet dies Intereſſe ſie gerade wider ihn, und dies Wohlwollen, das vielleicht ein wenig Mehr als Wohlwollen war, wird ein trefflicher Brennſtoff, um die Flamme des Haſſes zu unterhalten." Sodann weil Clavigo nur eine Idee, einen Gedanken, ſeine geiſtige Macht, kein junges Mädchen liebt. Zwiſchen ihm und Clavigo ſind die

ganz abſtrakten Aehnlichkeitspunkte vorhanden: das Verdammungsurtheil der Umgebungen und die Liebe zu Idee und Geiſt. Allein Clavigo iſt im Uebrigen zu erbärmlich, zu klein, — er verwirft dies Symbol.

Ein anderes Bild taucht auf. Während ſeines Aufenthalts in Berlin gleich nach Aufhebung der Verlobung war er, um Vergeſſenheit für ſein Schickſal zu ſuchen, ins Theater gegangen, um den „Don Juan" zu hören, nach ſeiner eigenen Ausſage buchſtäblich das einzige Mittel, mit Hilfe deſſen er ſeine Reflexion vergeſſen konnte. Er hat die Ouvertüre und die erſten Scenen gehört. Elvira tritt ein, eine Sängerin aus Wien, und ſiehe da, es iſt Sie, deren Andenken er flieht. Im Gang, in der Größe, in der Kleidung eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr. Das giebt ihm Anlaß, ſie unter Elvirens Zügen zu ſchildern.*) Elvira ſcheint freilich ſicher genug ſein zu müſſen, daß Don Juan ſie betrogen hat, aber ſie verlangt bei ihrem unruhig umherſchweifenden Leben ſtets gleichſam einen noch ſtärkeren Beweis dafür. Der Sporn der Reflexion bringt ſie dahin, das Paradox ins Auge zu faſſen, ob ſie ihn lieben könne, trotzdem er ſie betrog. Er hatte gerade geträumt, daß ſeine Geliebte es eben ſo mache. Auch ſie konnte ihn alſo nicht vergeſſen, ihn ſelbſt in ihrem Haſſe nicht verdammen; ſie war nur allzu bereitwillig, ihm zu vergeben. — So wird er denn ſelbſt in dieſem Verhältniſſe Don Juan. Wie die ganze Generation junger Dichter in Frankreich, Deutſchland und Rußland, war er mit

*) „Sie hat im Gang, in der Größe, der Kleidung (ſchwarzes Seidenkleid, bloßer Hals, weiße Handſchuhe) eine auffallende Aehnlichkeit mit einer jungen Dame, die ich gekannt habe. Das iſt doch ein merkwürdiger Zufall. Ich mußte mir ordentlich etwas Gewalt anthun, um dieſen Eindruck zu verſcheuchen."

ſeinem Gedanken beſtändig um dies Ideal gekreiſt. Muſſet's berühmte Stanzen, Gautier's Jugendpoeſieen, Grabbe's Drama, Lenau's Fragment, Lermontow's „Held unſerer Zeit" ſtellten nach Byron's Vorgange den Typus in moderner Geſtalt dar. In der däniſchen Literatur hatten ſich Heiberg und Paludan-Müller mit dieſer Aufgabe befaßt. Die Dichter träumten derzeit von Don Juan, wie die Politiker ſich heut zu Tage mit Bismarck beſchäftigen. Zwiſchen ſich und Don Juan findet Kierkegaard die abſtrakte Aehnlichkeit: die Größe, die dämoniſche Ueberlegenheit über die Geliebte. Daher die Replik: „Als die Götter auf der Erde wandelten und ſich in ſchöne Frauen verliebten, waren ſie damals den Geliebten treu? Nein, und doch fällt es Keinem ein, zu ſagen, daß ſie ſie betrogen."

Aber zog Kierkegaard ſchon das Moment der geiſtigen Ueberlegenheit dem jungen Mädchen gegenüber hervor, ſo mußte ſein Gedanke ſich natürlich von Don Juan zu Fauſt wenden, der ſo erprobt im Wiſſen, ſo erfahren an Kenntniſſen war, und der nicht bloß geliebt, ſondern gedacht hatte. Aber war er Fauſt, ſo wurde ja ſie in dem Verhältniſſe Margrete, ein armes kleines Mädchen, das gebrochen und verlaſſen wird. Eine Aehnlichkeit fand er indeß: die religiöſe Nichtübereinſtimmung, wie ſie in jener berühmten Scene hervortritt, wo Gretchen Fauſt nach ſeinem Glauben befragt. Dieſe mußte umgedichtet werden. Denn Gretchen hat ja faſt die Gewißheit von Fauſt's abſolutem Unglauben, und Gretchen iſt aufrichtig und einfältig religiös. Und er dichtet dieſelbe um. Er ſchildert zwar Fauſt als Zweifler, aber als einen Kierkegaard'ſchen Zweifler, Das will ſagen als einen, der ſich heimlich vor ſeinem eigenen Zweifel ängſtet, und deshalb ein Gelübde ewigen Schweigens in Betreff ſeines Unglaubens abgelegt

hat. Weit entfernt, Gretchen ihren Glauben nehmen zu wollen, beſtärkt er ſie auf alle Weiſe in demſelben. Aber dann iſt er ja ein Heuchler? Nein, antwortet der Verfaſſer mit einer etwas gezwungenen, aber für Vieles in ſeiner eigenen Schriftſtellerei charakteriſtiſchen Wendung: Was er als Zweifel vorbringt, Das wirkt auf ſie als unverbrüchliche Wahrheit. Und jetzt kommt der Hauptpunkt. Jetzt verliert Gretchen Fauſt und mit ihm den Glauben, den er ihr einprägte. Sie vermag nicht an eine Lehre zu glauben, welche Den, der ſie bekennt, zu ſolchen Schritten verleitet. Es könnte wohl ſcheinen, als wenn Das, was er lehrte, nicht minder wahr bliebe, weil er ſelbſt nicht daran geglaubt und nicht danach gehandelt hat. Und doch iſt es ſo für ſie. Denn durch ihn glaubte ſie daran.

So ſieht man ſchon alleine durch einen Blick auf die kleine Abhandlung „Schattenriſſe“ (in „Entweder — Oder“), wie Kierkegaard die verſchiedenen Momente des bis dahin bedeutungvollſten Ereigniſſes ſeines Lebens mit Fleiſch und Blut bekleidet. Clavigo iſt die Idee, welche ihn von dem jungen Mädchen fortreißt, — Elvira iſt die Bewunderung der Betrogenen für den Geliebten als Den, welcher allen Männern überlegen iſt, — Fauſt endlich iſt durch eine künſtliche Umdichtung die Furcht, daß Gretchen mit ihrem Liebhaber nicht allein ihren Seelſorger, ſondern den Glauben ſelbſt verlieren möchte, in dem er ſie zu beſtärken ſuchte.

In all diesen Fällen war es leicht, das literarische Studium in psychologische Beobachtung umzusetzen. Ich wähle jetzt einen Fall, wo das Bekenntniß sich in dem tieferen Inkognito einer wissenschaftlichen Abhandlung verbirgt. Der Aufsatz, welcher den Titel führt: „Der Reflex des antiken Tragischen in dem modernen Tragischen", ist gewiß eine der unpersönlichst gehaltenen Abhandlungen in „Entweder — Oder". Die Idee desselben läßt sich in einer rein ästhetischen Diskussion behandeln; ich selbst habe schon 1862 in einer Preisschrift über die Schicksalsidee der Griechen einen kleinen Beitrag zu dieser Diskussion geliefert. Der Grundgedanke der Kierkegaard'schen Abhandlung ist in der Kürze der, daß die griechische Tragödie den Helden oder die Heldin unter den Folgen einer Schuld leiden ließ, die mehr auf dem Geschlechte als auf dem Einzelnen ruhte; daß die moderne Tragödie des wahrhaft Tragischen in dem Augenblick verlustig gehe, wo sie den Einzelnen aus der Verbindung mit Familie und Geschlecht heraus isolire und ihn seines Glückes Schmied und seines Unglücks Urheber sein lasse; daß aber die Tragödie das in Wahrheit Tragische zurück gewinnen würde, wenn sie wieder das antike Element der Pietät in sich aufnähme, mittels dessen der Charakter eben in einem Verhältnisse zur Gesellschaft und zum Geschlecht stehe.

Ueber den wissenschaftlichen Werth der Abhandlung will ich hier nur so Viel bemerken, daß die ganze naturwissenschaftliche Auffassung des Individuums in der modernen Zeit uns längst dahin geführt hat, allem Ererbten die Bedeutung beizulegen, welche der Verfasser nur dem geistig Ueberkommenen beigelegt wissen will. Wir trennen nie mehr das Individuum vom Geschlechte oder von der Gesellschaft, die es erzogen hat, wir sehen niemals das Geschlecht der Unthat des Individuums gegenüber für völlig unschuldig an, sondern messen ihm seinen Theil der Schuld daran bei; wir betrachten niemals das Individuum als absolut verantwortlich für seine Handlung, sondern fassen seine Verantwortlichkeit immer als relativ auf.

Ich habe schon erwähnt, wie Kierkegaard sich in dieser Abhandlung eine neue Antigone konstruirte, in deren Busen er seine eigene Seelenqual über den Einblick in das Geheimniß seines Vaters niederlegte; man sollte daher denken, daß in dieser Frauengestalt kein Raum für das andere große Grundfaktum seines Lebens übrig sei. Es gab kaum eine Möglichkeit, auch sie zu einem verlassenen und betrogenen Weibe, wie Elvira und Gretchen, zu machen. Aber da sie nicht das geliebte Weib werden kann, so muß sie er selbst, der liebende Mann werden. Er läßt seine Antigone lieben und mit dem Geliebten brechen, den sie in das Geheimniß ihres Lebens, das mit dem des Vaters zusammenfällt, nicht einweihen darf, und mit dem sie nach ihrer Auffassung keine rechte Ehe schließen kann, ohne ihm dasselbe anzuvertrauen. Antigone spielt also hier die Rolle des Mannes.

Wie richtig diese Auffassung ist, sieht man aus einer Tagebuchsnotiz: „Ich könnte wohl einen Schluß für meine Antigone finden, wenn ich sie zu einer Mannsperson machte.

Er verließe dann die Geliebte, weil er ſie nicht im Verein mit ſeinem eigenen Schmerz behalten könnte. Um Das in rechter Art zu thun, müßte er ſeine ganze Liebe zu einem Betrug gegen ſie machen; denn ſonſt erhielte ſie auf eine ganz unverantwortliche Weiſe Theil an ſeinem Leiden. Dieſe Kränkung riefe den Zorn der Familie wach; ein Bruder z. B. träte als Rächer auf. Ich würde dann meinen Helden in einem Duell fallen laſſen."

Er führte bekanntlich dieſen Plan nicht aus, er konnte ihn nicht ausführen, weil es wieder die Clavigo-Geſchichte mit einem Zuſatze von Frater Taciturnus geworden wäre. Aber wenn man die Werthe einſetzen will: das geheimnißvolle Schickſal des alten Wollwaarenhändlers für das des Oedipus, Kierkegaard für Antigone, und Kierkegaard's Geliebte für Antigone's Verlobten, ſo wird man leicht hinter der wiſſenſchaftlichen Hülle und der Vertauſchung der Geſchlechter das uns jetzt wohlbekannte Thema entdecken, das aber- und abermals variirt wird.

13.

Eigentlich interessant wird jedoch die Wiederauffindung des aus Kierkegaard's persönlicher Handlungsweise entnommenen Motives erst dann, wenn wir die einzige von seinen vier ersten pseudonymen Schriften ins Auge fassen, in welcher keine Liebes- oder Verlobungsgeschichte vorkommt, — diejenige unter ihnen, welche am bestimmtesten den Uebergang zu seiner religiösen Produktion bildet, und welche durch den alttestamentarischen Schimmer, der über ihr und ihrer Verherrlichung Abraham's als Vaters des Glaubens ausgegossen war, den vornehmen und behutsamen Bischof Mynster bewog, sich mit der einzigen Recension hervor zu wagen, die er über ein Kierkegaard'sches Werk geschrieben hat. Sehen wir „Furcht und Beben" kritisch an, so zeigt es sich, daß dies Buch in einem ähnlichen Verhältniß zu dem Alten Testamente steht, wie die Abhandlung über Antigone zur Antike. Die Mythen Griechenlands und die altchaldäischen Sagen sind für den Verfasser nur die wechselnden und reichen Kostüme, in die er seine persönliche Leidenschaft und seinen persönlichen Schmerz hüllt.

„Es war ein früher Morgen. Abraham stand zeitig auf, er ließ die Esel satteln, verließ sein Zelt, und Isaak mit ihm, aber Sara blickte ihnen aus dem Fenster nach, durchs Thal hinab, bis daß sie sie nicht mehr sah."

Das klingt biblisch genug, und der Verfasser hat nach Vermögen den Erzählungsstil des Alten Testaments nachgebildet, indem er jenes „bis daß“ benutzt, dessen phantastische Wirkung Kierkegaard an einer ähnlichen Stelle im Buche Judith so sehr bewunderte.

„Sie ritten stumm vier Tage lang. Auch am Morgen des vierten Tages redete Abraham kein Wort, aber er erhub sein Auge und ging alleine mit Isaak an der Hand den Berg hinan.“

Ist nun hier wirklich von Abraham und Isaak die Rede? Sehen wir zu! Abraham versucht, Isaak das Bevorstehende klar zu machen. Aber Isaak vermochte ihn nicht zu verstehen, seine Seele vermochte sich nicht zu erheben, er umfaßte Abraham's Knie, er fiel ihm flehentlich zu Füßen. — Da war Abraham genöthigt, zum Betrug zu greifen. Er packte Isaak an der Brust, warf ihn zur Erde und sprach: „Einfältiger Knabe! glaubst Du, es sei Gottes Befehl? Nein, es ist mein Gelüst!“ Und Isaak schrie in seiner Angst zu Gott um Erbarmen. Allein Abraham sagte bei sich selber: „Herr im Himmel, ich danke Dir; es ist doch besser, daß er mich für einen Unmenschen hält, als daß er den Glauben an Dich verlöre!“

Man lese den letzten Theil der „Stadien“, und man wird finden, daß es genau dieselbe Geschichte des schmerzlich Bekümmerten ist, der sich seiner Geliebten als einen Unmenschen darstellt, um ihr das Leid zu lindern, das er ihr nothgedrungen selber zufügen muß, und das er ihr so herzlich gern ersparen möchte. Daher stehen unter diesem ersten Stimmungsanlauf zu Abraham's Preise die jetzt klar durchsichtigen Worte:

„Wenn das Kind entwöhnt werden soll, schwärzt die Mutter ihre Brust; es wäre ja Sünde, daß die Brust

lieblich aussehen sollte, wenn sie dem Kinde nicht mehr gereicht werden darf. Dann glaubt das Kind, die Brust habe sich verändert, aber die Mutter ist Dieselbe, ihr Blick ist zärtlich und liebevoll wie immer. Wohl Dem, welcher keiner schrecklicheren Mittel bedurfte, um das Kind zu entwöhnen!"

Und zum zweiten Male nimmt die Stimmung einen Anlauf, und der Verfasser hebt von Neuem an:

„Es war ein früher Morgen. Abraham stand zeitig auf .... Stumm legte er die Scheite zusammen, band Isaak, stumm zog er das Messer; da gewahrte er den Widder, den Gott erkoren hatte. Den opferte er, und kehrte heim. — — — Von dem Tage an wurde Abraham alt; er konnte nicht vergessen, daß Gott Solches von ihm verlangt hatte. Isaak gedieh wie vorhin; allein Abraham's Auge war verdunkelt, er sah keine Freude mehr."

Das ist das Insgerichtgehen des Einsamen mit Gott, nachdem er nutzlos all jene Qualen erduldet hat; denn er trauerte darüber, einen Mord auf dem Gewissen zu haben, und siehe da, Keiner starb. Gott wollte gar nicht, daß Jemand stürbe, Gott verlangte nicht einmal das Opfer eines Widders. Keiner starb, und sie heirathete einen Andern.

Und zum dritten Mal setzt sich die Stimmung in Schwung:

„Es war ein stiller Abend, da ritt Abraham alleine hinaus, und er ritt zum Berge Moriah; er warf sich auf sein Angesicht, er bat Gott, ihm seine Sünde zu vergeben, daß er Isaak habe opfern wollen .... Er vermochte nicht zu begreifen, wie es eine Sünde sei, daß er Gott habe das Beste opfern wollen, was er besaß, Das, wofür er gern viele Male selbst sein Leben gelassen hätte."

Was ist Dies anders, als der Schwindel in Kierkegaard's Hirn, wenn die Augenblicke kamen, wo er selbst das Ganze nicht mehr zu verstehen vermochte, wo er abwechselnd sich der Schuld gegen sie anklagte, und wiederum nicht begriff, wie es irgendwie Sünde sein könnte, daß er ihr entsagt habe, wenn er es nach der redlichsten und schmerzlichsten Ueberlegung für seine Pflicht hielt. „Es ist", sagt er einmal in den Tagebüchern, „die schwerste Anfechtung, wenn ein Mensch nicht weiß, ob der Grund seines Leidens Gemüthsschwäche oder Sünde ist".*) Das ist ein „Schuldig? — Nichtschuldig?", ein ängstliches Fragen des bekümmerten Schwermüthigen, ob er recht oder unrecht gegen die Geliebte gehandelt hat, welches nur Ruhe in dem Gedanken findet, den die Schlußpredigt in „Entweder — Oder" behandelt, daß gegen Gott der Mensch immer Unrecht habe.

Und zum vierten Mal wird das Gemüth zum Preise Abraham's gestimmt:

„Es war ein früher Morgen, Alles war zur Reise gerüstet im Hause Abraham's .... Sie ritten einträchtiglich mit einander, Abraham und Isaak, bis daß sie zum Berge Moriah kamen. Allein Abraham bereitete Alles zum Opfer, ruhig und mild, aber indem er sich wandte und das Messer zog, sah Isaak, daß Abraham's Linke sich verzweiflungsvoll ballte, daß ein Zittern seinen Leib durchfuhr — allein Abraham zog das Messer.

*) „allein, in einer Sinnlosigkeit des Daseins, ohne mich, selbst wenn ich es wollte, einem Einzigen verständlich machen zu können — was sage ich: mich einem Einzigen verständlich machen? nein, es gab Zeiten, wo es mir nicht daran fehlte, so daß man nicht sagen konnte: ‚es fehlte mir nur daran', Zeiten, wo ich mich nicht einmal mir selbst verständlich machen konnte", heißt es in dem „Gesichtspunkte für meine Schriftstellerthätigkeit."

„Da kehrten sie wieder heim .... aber Isaak hatte den Glauben verloren."

Er verlor den Glauben. Was ist Dies anders, als dieselbe Furcht der Bekümmerniß, welche in „Entweder — Oder" unter dem Titel „Margrete" ausgesprochen wird, die Furcht, daß Margrete, wenn Faust sie opfert, den Glauben an die Lehre verlieren werde, deren Bekenner sich so grausam benimmt. Und weder Faust noch Abraham vermag dem armen geopferten Kinde eine höhere Religiosität zu geben, die es in seiner Krise stärken könnte.

Darauf folgt als Refrain unter diesem letzten Stimmungsanlaufe:

„Wenn das Kind entwöhnt werden soll, hat die Mutter das stärkere Nahrungsmittel bei der Hand, damit das Kind nicht umkomme. Wohl Dem, welcher die stärkere Nahrung bei der Hand hat!"

Und wenn es noch eines ferneren Beweises bedürfte, was für ein Opfer, was für eine Prüfung und für ein Betrug hinter dieser Darstellung von Isaak's Opferung, Abraham's Prüfung und Abraham's nur gedachtem Betruge zu suchen sind, so reden die Beiträge zur Erläuterung von Abraham's Kollision, welche der Verfasser in eben demselben Buche giebt, lautstimmig genug: drei Kollisionen, welche vor einer Hochzeit entstehen.

Zuerst eine griechische Anekdote: der Bräutigam, dem die Auguren ein Unglück weissagen, das aus seiner Heirath hervorgehen werde, ändert plötzlich seine Absicht in dem entscheidenden Augenblicke, wo er die Braut abzuholen kommt.

Was soll er jetzt thun? Schweigen und Hochzeit halten, da es mit der Verantwortlichkeit geschähe, das Unglück auf das Haupt seiner Geliebten herab zu ziehen? Schweigen und nicht Hochzeit halten? „In dem Falle muß

er ſich zu einer Myſtifikation verſtehen, durch welche er ſich ſelbſt in ſeinem Verhältniſſe zu ihr vernichtet.“ Oder ſoll er reden? Ja, das muß er, wenn er es kann. Aber geſetzt nun, er könnte nicht reden, Das heißt ſich nicht verſtändlich machen, wenn er auch redet! geſetzt, der Wille des Himmels wäre ihm nicht öffentlich durch einen Auguren kund gethan, ſondern privatim zu ſeiner Kenntniß gelangt — dann ſtehen wir bei dem Paradox, bei Abraham, dann könnte er nicht reden, wenn er auch noch ſo gern wollte.

Der zweite Beitrag iſt eine nordiſche Sage: die Sage von Agnete und dem Meermanne. Der Meermann iſt ein Verführer, den Agnete's Unſchuld beſiegt hat. Der Umſtand, daß er Meermann iſt, „bezeichnet eine menſchliche Präexiſtenz, in deren Konſequenz ſein Leben befangen iſt“. Er weiß, daß Agnete ihn liebt. Könnte er ihr dieſe Liebe entwinden, ſo wäre er gewiſſermaßen gerettet. Aber wie? Darauf zu rechnen, daß ein offenherziges Geſtändniß ihren Abſcheu erwecken würde, dazu iſt der Meermann zu verſtändig. Er will daher alle finſteren Leidenſchaften in ihr zu ſchüren ſuchen, ſie verſpotten, verhöhnen, ihre Liebe lächerlich machen, wo möglich ihren Stolz reizen. Er will ſich ſelbſt keine Qual erſparen. Mit Hilfe des Dämoniſchen will alſo der Meermann der Einzelne ſein, der als der Einzelne über das Allgemeine hervorragt. Daß er außerhalb der allgemeinen Regel der Pflicht ſteht, peinigt die Geliebte und ihn ſelbſt, es iſt die Analogie oder das Gegenſtück zu Abraham's Paradox. Analoger würde der Fall ſein, wenn er, wie Abraham, nicht reden könnte, ſondern zum Schweigen verpflichtet wäre. Der Unterſchied zwiſchen ihm und Abraham iſt der, daß Abraham nicht durch Sünde „der Einzelne“ ward, ſondern dadurch, daß er der Auserwählte Gottes war. Allein

indem wir den Meermann verſtehen lernen, nehmen wir einen neuen Anlauf, Abraham zu verſtehen.

Der dritte Beitrag iſt eine jüdiſche Legende: die Geſchichte von Sara und Tobias im Buche Tobiä.' Sara iſt das junge Mädchen, dem man ſieben Männer nach einander gegeben hatte, die alle in der Hochzeitsnacht ſtarben. Dies wird umgedichtet: ſie iſt ein junges Mädchen, das niemals geliebt hat, jetzt aber den Tobias von ganzem Herzen liebt. Dennoch iſt ſie unglücklicher, als irgend Jemand, denn ſie weiß, daß der böſe Dämon, welcher ſie liebt, ihren Bräutigam in der Hochzeitsnacht tödten wird. Es wird hervorgehoben, daß ein Dichter ſicherlich das Hauptgewicht auf den Heldenmuth des Tobias legen würde, ſein Leben in einer ſo augenſcheinlichen Gefahr aufs Spiel ſetzen zu wollen, allein Sara erſcheint doch dem Verfaſſer als eine Heldin in weit größerem Stil durch ihren Glauben, daß das Wageſtück, ſie zu heirathen, gelingen wird. „Denn welche Liebe zu Gott gehört nicht dazu, ſich heilen laſſen zu wollen, wenn man ſo von Anbeginn ohne Schuld verpfuſcht worden, von Anbeginn ein mißlungenes Menſchheitsexemplar iſt! Welche ethiſche Reife, dem Geliebten ein ſolches Wageſtück zu geſtatten! Welche Demuth einem anderen Menſchen gegenüber!“ Die Analogie mit Kierkegaard's eigener perſönlicher Kolliſion liegt hier auf der flachen Hand. Allein indem wir den Glauben Sara's bewundern, daß der Geliebte nicht durch die Hochzeit ſein Leben einbüßen wird, ſind wir ſo nahe wie möglich daran, Abraham zu bewundern, der ſich noch im letzten Augenblick nach dem Widder umſah, bereit, Iſaak zu opfern, aber doch beſtändig hoffend und glaubend, Gott werde ihn Iſaak behalten laſſen. Sara befindet ſich von Anfang an in dem Paradox, zu welchem Abraham in

ſeinem Alter gelangt. Zu Naturen wie Sara zu ſagen: „Weshalb verkörperſt Du nicht das Allgemeine und verheirathest Dich?“ würde ein Spott ſein; denn ſolche Naturen befinden ſich, nach Kierkegaard's Definition, „von Grund aus im Paradox“. Daß ſie trotzdem den Verſuch dazu wagt, beweiſt die Stärke ihres Glaubens.

Hier ſtehen wir bei Kierkegaard's urſprünglichem Glaubensideale: der Hoffnung auch für dieſes Leben. Deshalb heißt es in ſeinem Tagebuche: „Hätte ich Glauben beſeſſen, ſo wäre ich bei ihr geblieben“, und deshalb ſchreibt er ebendaſelbſt: „Der Glaube hofft auch für dieſes Leben, aber, wohlgemerkt, kraft des Abſurden, nicht kraft des menſchlichen Verſtandes . . . . Der Glaube iſt daher, was die Griechen den göttlichen Wahnſinn nannten. Das iſt nicht bloß eine geiſtreiche Bemerkung, ſondern Etwas, das ſich geradezu durchführen läßt.“ Deutlich genug hat in Kierkegaard's Beurtheilung ſeiner eigenen Handlungsweiſe von Anfang an ein unſicheres Schwanken ſtattgefunden. Bald iſt ihm dieſelbe als ein Zeugniß für den wahren Glauben, für das abſolute Verhältniß zum Göttlichen erſchienen, und in dieſen Augenblicken hat er ſie mit der That Abraham's zuſammen geſtellt, bald hat es ihn bedünkt, als würde der rechte Glaube ihn veranlaßt haben, die Geliebte zu heirathen und nicht mit ihr zu brechen. Aber nach nicht gar langer Zeit ſcheint die erſte dieſer Anſchauungsweiſen die zweite verdrängt zu haben, und immer beſtimmter ſetzte ſich die Vorſtellung in ihm feſt, als habe er, wie Abraham, Gott das Opfer des Liebſten gebracht, was er beſaß.

14.

Ich will mich nicht auf die Frage einlaſſen, ob man mit der Veröffentlichung von Sören Kierkegaard's hinterlaſſenen Papieren und Tagebüchern eine Indiskretion begangen hat. Er ſcheint übrigens ſelbſt dieſe Herausgabe gewünſcht zu haben. Eben ſo wenig will ich hier im Allgemeinen die Frage erörtern, ob einem Schriftſteller mit einem ſolchen Einblick in ſeine perſönliche Lebensführung, wie er hiedurch eröffnet wird, gedient ſein kann. Nur ſo Viel: ich finde es durchaus berechtigt, durchaus natürlich, daß jeder Schriftſteller, ſo weit es ihm möglich iſt, den Frieden ſeines Privatlebens zu ſchützen ſucht, daß er rückſichtslos ſeine eigenen Papiere verbrennt oder deren Vernichtung nach ſeinem Tode anordnet; ich halte es ferner für höchſt zweifelhaft, ob man das Recht hat, ſobald der Schriftſteller ſeine Augen ſchloß, Briefe von ihm zu veröffentlichen, die einen durchaus konfidentiellen Charakter tragen; allein darüber kann kein Zweifel ſein, daß der Kritiker, *wenn* derartiges Material einmal gedruckt und von anderen Händen veröffentlicht in der Literatur vorliegt, in ſeinem Rechte iſt, dasſelbe zu benutzen und zu deuten, ja, daß er eine Unterlaſſungsſünde von unverzeihlicher Art begehen würde, falls er die einmal vorliegenden Dokumente nicht berückſichtigte. Vor

Allem gilt Dies bei einem ſo perſönlichen Schriftſteller wie Kierkegaard, deſſen dunkle Schriften an vielen Stellen unverſtändlich ſind ohne die Winke, welche uns die Tagebücher geben, ja, deſſen Pſeudonyme „ſchreiben, um mißverſtanden zu werden“. Wenn ich daher mit Sorgfalt das perſönliche Element in dieſen Schriften nachweiſe, ſo geſchieht es fürwahr weder aus Neugier, noch um die Neugier Anderer zu befriedigen, ſondern weil man bis zu dieſem tiefſt liegenden Punkte eingedrungen ſein muß, um all dieſe Schriften als Ausſtrahlungen von einem Mittelpunkte zu verſtehen. Erſt wenn man zu der ſchaffenden Formel gelangt iſt, begreift man all dieſe verſchiedenen Konſtruktionen. Und wie man in der Naturwiſſenſchaft zeigt, daß die ſcheinbar verſchiedenſten organiſchen Formen, als Fiſch, Vogel, Hund, Menſch, ſich auf eine und dieſelbe Grundform embryoniſcher Bildung zurückführen laſſen, ſo gewährt es Intereſſe, bei einem großen Schriftſteller, wie Kierkegaard, zu verfolgen, wie es ein und dasſelbe Grundthema iſt, das in einem großen Theile von „Entweder — Oder“, in der „Wiederholung“, den „Stadien“, „Furcht und Beben“ derartig variirt wird, daß Das, was im erſten Stadium Don Juan und Elvira iſt, ſich in ſeinem letzten Stadium zu Abraham und Iſaak verwandelt zeigt, ohne deshalb anders, als rein formell, umgebildet worden zu ſein.

Kierkegaard hinterließ bekanntlich nicht allein ein koloſſales und nicht leicht zu überſchauendes literariſches Monument, ſondern außerdem einen architektoniſchen Plan zu dem ganzen, weit ausgedehnten Gebäude, mit Hilfe deſſen jede Einzelheit desſelben ſich an ihren Platz einordnen ließ. Die Frage liegt nahe, ob der Plan wirklich vor dem Gebäude exiſtirt hat; die zweite iſt noch nicht

aufgeworfen worden: ob der Plan wirklich mit dem Gebäude überein ſtimmt?

Beide Fragen müſſen, ſo ſcharf geſtellt, unbedingt mit Nein beantwortet werden, obwohl Kierkegaard ſicher ſehr bald, nachdem er „Entweder — Oder“ geſchrieben hatte, ſich über ſeine Abſicht und ſein Ziel als Schriftſteller klar geworden iſt und ſeinen Plan gefaßt hat. Das für den Kritiker Intereſſante iſt indeß nicht der abſtrakte Plan, ſondern die Art der Entwicklung, welche Kierkegaard von dem einen Gedanken und dem einen Werke zum anderen führt. Ich bemühe mich deshalb nicht ſo ſehr, die logiſche Idee, um welche ſich das Werk nach der Meinung des Verfaſſers zuſammen ſchließt, oder die religiöſe Idee, in deren Dienſte es ſtehen ſoll, als vielmehr die primären, konſtituirenden Beſtandtheile desſelben klar zu machen.

Es intereſſirt mich deshalb auch nicht ſo ſehr, zu unterſuchen, in wie weit die verſchiedenen äſthetiſchen Arbeiten — deren Berechtigung Kirkegaard ſelbſt nur dadurch geltend zu machen weiß, daß er ſie „eine nothwendige Entleerung“, „einen frommen Betrug“ nennt — ſich als vorbereitende oder abſichtlich irreführende Einleitung in die religiöſe Schriftſtellerei vertheidigen laſſen; aber es intereſſirt mich ungemein, die paradox-religiöſe Idee von ſelbſt und ganz natürlich aus einer der zahlreichen dichteriſchen Umſchreibungen der Qualen der Verlobungsgeſchichte hervorbrechen zu ſehen, zu denen wir von Marie Beaumarchais und Clavigo an ſtufenweiſe gelangt ſind.

Wie die Verlobungsgeſchichte das entſcheidende Ereigniß in Kierkegaard's Jugendleben iſt, ſo iſt in derſelben jene Täuſchung des jungen Mädchens, das abſolute Verſchweigen des Geheimniſſes und der Gefahr, ihr das Leben zu rauben, der entſcheidende, der ſpringende Punkt. Unter den zahl-

reichen Versuchen, Dies in Umdichtungen auszudrücken, schwingt oder schraubt Kierkegaard sich zuletzt zu einer Höhe empor, auf welcher er Abraham sich gerade gegenüber erblickt, der auch eine Zeitlang „einen Mord auf seinem Gewissen" hatte, keinem Fremden seine Handlungsweise erklären konnte, und beinahe Den, welchen er am innigsten liebte, getödtet hätte. Auf seinem einsamen Standorte erblickt er Abraham, der ja zu allen Zeiten für den Vater des Glaubens gegolten hatte. Auch er hat sich also in Glaubensnöthen befunden, befindet sich noch darin. In ein ganz eigenthümlich beschaffenes Unglück getaucht, hatte er sich kraft des Hanges seiner Natur zur Verstecktheit in Schweigen gehüllt, sich schmerzlicher Verkennung ausgesetzt, am schlimmsten gegen Die gehandelt, der er das Beste hätte erweisen mögen, alleine, „fast mit der menschlichen Sprache wider sich". Er war in diesem Zustande zu einem viel tieferen Gefühl der Verantwortlichkeit gelangt, als das Geschlecht um ihn her es besaß. Eine komplicirte Leidenschaft wie die, welche ihn durchglühte, war wohl geeignet, durch Vergleichung sein Auge für die Unpersönlichkeit und Leidenschaftslosigkeit seiner Umgebungen zu öffnen. Es war die Zeit des philosophischen Nachschwatzens in der Wissenschaft und des politischen Nachschwatzens in der Politik. Die ästhetische Periode Dänemarks war gerade im Begriff, in ihr Grab zu steigen, die politische Periode daselbst im Begriff, sich aus ihren Windeln zu schälen, und diese Kombination brachte eine unheimliche Mischung des Greisenhaften und des Kindischen hervor, in welcher Kierkegaard nichts Solides zu entdecken vermochte. Die Menschen waren, nach seiner Anschauung, unpersönlich geworden: Menge, Bande, Publikum, Generalversammlung, Klub. Er war ein einzelner, isolirter Mensch, allein mit sich selbst

und ſeiner Verantwortlichkeit, denkend mit ſeinem eigenen Hirn, handelnd auf eigene Hand. Er hatte jüngſt ſelber ſo tief ein einzelnes Lebensverhältniß durchlebt, eins von denen, in welchen andere Menſchen am meiſten und kläglichſten zu pfuſchen pflegen, ein Liebesverhältniß, und hatte es ſo ernſt genommen, daß er von demſelben aus Alterthum und Gegenwart, die großen Hauptgeſtalten der Poeſie und Kunſt, das alte Hellas und das alte Paläſtina zu verſtehen meinte. Er hatte empfunden, was man aus einem mit Inbrunſt geführten Leben lerne.

Indem er ſeinen Zuſtand mit dem des Glaubensvaters vergleicht, fühlt er, daß die furchtbar angreifende Kriſe, welche er überſtanden hat, gerade die des Glaubens iſt. Es iſt alſo dieſer Glaube, den das heutige Geſchlecht zu einfältig für ſich befunden und verlaſſen hat, den die Philoſophen als einen zurückgelegten Standpunkt, nur geeignet für die Entwicklungsſtufe gedankenloſer und kindlicher Menſchen, betrachten — dieſer Zuſtand, welcher alle Kräfte der Seele mit der äußerſten Leidenſchaft anſpannt, einer Leidenſchaft, wie Der ſie empfindet, der ſich, Waſſer tretend, auf einer Tiefe von ſiebenzigtauſend Faden oben erhalten ſoll. Er fühlt ſich als einen Entdecker oder vielmehr einen Wiederentdecker. Er hat den Glauben wieder entdeckt, zu welchem das heutige Geſchlecht den Weg vergeſſen hat. Er hatte freilich ſtets das Religiöſe hochgeachtet, er hatte zu demſelben wie zu dem Ueberlieferten, Gegebenen, der erhabenen, ehrwürdigen Tradition empor geblickt, und er hatte ſeit ſeinem erſten Hinaustreten in die Welt, aus Pietät gegen den Vater, Beweisgründe dafür aufgeſucht. Aber in ſeiner frühen Jugend hatte er „auf eine rein äußerliche Weiſe“, im Grunde „ganz außerhalb des Chriſtenthums ſtehend, für die Wahrheit desſelben gekämpft“. Nie

zuvor hatte er, wie jetzt, das Religiöſe in ſeiner ganzen primitiven Urſprünglichkeit empfunden. Es war ihm, als habe er die Quellen des Glaubens entdeckt. Er, welcher eigentlich niemals fromm geweſen war, er fühlte zu ſeiner Beſchwichtigung, daß der Glaube für den Intelligenten und Gebildeten eigentlich gar nicht die ſtille Frömmigkeit ſei. Er, welcher ſtets leidenſchaftlich geweſen war, ja mehr als Das: welcher die Leidenſchaft vergöttert hatte, er fühlte mit Berauſchung, daß der Glaube eine Leidenſchaft, die höchſte Leidenſchaft, ja daß Dies die Definition des Glaubens ſei. Er, welcher ſtets das Schwerſte hatte tragen und das Schwierigſte vollbringen wollen, er ſah wie ein St. Chriſtophorus mit dem Genuſſe des Schmerzes ein, daß der Glaube das Schwerſte, das Schwierigſte von Allem ſei. Er hatte auf neuen Wegen das alte Wunderland wiedergefunden.

15.

Dürften wir jetzt nur wirklich ſicher ſein, daß er dies gefunden hatte!

Ich mache kein Hehl aus meiner Anſicht, daß er eine Verwechſelung beging. War es auch wirklich das alte Mirakelland der Tradition, zu welchem er auf neuen Wegen gekommen war? Es erſchien bekanntlich eine Zeit, wo die Menſchheit mit dem alten Landwege nach Indien, den ſie Jahrtauſende gekannt hatte, unzufrieden geworden war, und wo einzelne kühne Geiſter ſich auf den großen

unbekannten Ocean, auf die Tiefe von siebenzigtausend Faden, hinaus begaben, in der Hoffnung, den Seeweg dahin zu finden. Einer von ihnen, der Kühnste der Kühnen, und eben so verständig wie kühn, ging nach den fehlgeschlagenen Versuchen vieler Anderer an Bord und segelte lange, ohne etwas Anderes als das weite Meer zu erblicken, aus welchem ihm nur der Zweifel, jemals auf diesem Wege nach Indien zu gelangen, entgegen rauschte. Endlich nach tausend Gefahren und Sorgen erscholl der Ruf „Land"! Der Weg schien gefunden. Aber siehe! es war nicht das Indien der alten Welt, es war die neue Welt, es war Amerika, wohin man gekommen.

Fand Kierkegaard, als er den alten naiven Landweg zum Glauben verließ, fand er auf jenem Schiffe, das er selbst gezimmert hatte, den ungebahnten Weg der Reflexion zu demselben? Nein, in dem Augenblicke, da er „Land!" rief, war es in Wirklichkeit nicht das Indien der Tradition, wohin er gelangt war, sondern das Amerika der Persönlichkeit, der großen Leidenschaft, der großen Selbständigkeit.

Seine unverkennbare Größe ist, daß er dies Amerika entdeckte; seine unheilbare Tollheit war, daß er hartnäckig fortfuhr, dasselbe Indien zu nennen. Die Größe und die Tollheit liegen, wie manches Mal, so dicht bei einander, daß einige Kritik erforderlich ist, um sie zu unterscheiden. Aber Kierkegaard hat auf jeden Fall seinen Namen unter den Namen Derer eingeschrieben, die primitiv eine jener großen elementaren Wahrheiten wiederentdeckt haben, an welche das Menschengeschlecht nach Verlauf einer gewissen Zeit stets erinnert werden muß, welche stets mit viel Mühe und Lebensgefahr von Neuem entdeckt werden müssen, und welche so einfach scheinen, daß man, wenn

sie Einem von Neuem eingeprägt worden sind, sich darüber wundert, wie sie der Menschheit jemals haben aus dem Gedächtniß kommen können.

Die Entdeckergeister fühlen stets, daß ihre Mitwelt nur Augen für die eine Seite der Weltkugel hat, sie leiden stets unter der inneren Empfindung, daß in dem allgemeinen Gleichgewicht Etwas, ja eine ganze neue Welt fehle; sie machen sich, wie Victor Hugo es in einem Gedichte geschildert hat, auf den Weg, um jenes Gegengewicht zu finden, das Niemand kennt oder entbehrt, und die Mitwelt beklagt ihre fixe Idee, während sie die kühnen Segler aus dem Gesichte verliert. Da tauchen sie plötzlich wieder empor, und wie ein Taucher mit seiner Perle in der Hand aus der Tiefe steigt, tragen sie die neue Welt in ihren Händen.

Kierkegaard's neue Welt war die Idee: der Einzelne; „der Einzelne" war die kostbare Perle, die er seiner Zeit darbrachte.

Es war gewiß groß und schön, daß er in einer leidenschaftslosen Zeit mit voller Ursprünglichkeit wieder entdeckte, was die Leidenschaft werth ist, daß er in einem schlaffen und phrasenhaften Zeitalter die Welt daran erinnerte, was Inbrunst sei, daß er in jener Justemilieu-Periode, wo die Menschen mit noch größerer Selbstzufriedenheit, als zuvor, in Komités und auf Generalversammlungen schwatzten, einander nachäfften, Schuld und Verantwortlichkeit auf einander abwälzten und den Nebenmann vorschoben, wo es die eigene Haut zu wagen galt, — es war groß und schön, daß er in jener Zeit das Wort „der Einzelne" nannte, Gehör dafür verlangte, und auf eindringliche Weise für Jeden, der darauf hören oder nicht darauf hören wollte, geltend machte, daß man durch diesen Eng-

paß Einer nach dem Andern wandern könne, daß das entartete Geſchlecht gezwungen und getrieben werden müſſe, wieder ein aufrichtiger und ernſter Menſchenſchlag zu werden. Es war eine große und gute That, daß er in jener Zeit, wo faſt Keiner mit ſeiner Perſon für ſeine Ueberzeugung einſtand, wo liberale Politiker den Kampf für ihre Anſichten lieber aufgaben, als daß ſie ſich der Gefahr ausſetzten, ein Amt zu verlieren, wo eine gut beſoldete Geiſtlichkeit, ohne durch eine Warnerſtimme beunruhigt zu werden, ſich auf die todten Märtyrer als Leute von gleicher Art wie ſie ſelber berief, von Neuem ſeine Generation an das Alleinſtehende eines freiwilligen Leidens für die Wahrheit mahnte.

Aber es war eine ſeltſame Blindheit, eine Krankheit, faſt eine Geiſtesverwirrung von ihm, zu glauben, daß jenes Amerika der großen Selbſtändigkeit das alte Wunderland der Tradition ſei, daß der Einzelne identiſch mit dem Chriſten, daß jene Inbrunſt eine rein ſpecifiſche ſei, die eine beſondere poſitive Religion gepachtet habe, oder, um zu unſerm Ausgangspunkte zurückzukehren, daß ſeine eigene ethiſche Kolliſion irgendwie Aehnlichkeit mit der des Patriarchen Abraham im Alten Teſtament habe.

Allerdings iſt es ſchön, die kräftige lyriſche Begeiſterung für den Vater des Glaubens hervor ſprudeln, ſie wie einen Springquell aus ſeinen Werken empor ſteigen zu ſehn; aber ſeine Begeiſterung für den Glauben iſt nicht Glaube ſelbſt, ſeine Begeiſterung für Abraham war nur eine ſekundäre, war nur eine der Formen, in welche der innere Advokat in ſeiner Bruſt ſein Vertheidigungsplaidoyer in dem Proceſſe „Schuldig? — Nichtſchuldig?“ kleidete.

Der unkritiſche Leſer, welcher ſieht, daß ein großer,

ein tief denkender Schriftsteller in unseren Tagen eine derartige, fast hysterische Bewunderung für Abraham hegt, sagt naiv bei sich selber: Welch ein Glaube an das Alte Testament noch in unserer Zeit! und an denjenigen Theil davon, welcher nach Auslegung der Theologen durch die Legende von der Opferung des Sohnes das Neue Testament weissagt und vorbildet! Der kritische Leser sieht, daß Kierkegaard, indem er ein Loblied auf Abraham singt, in Wirklichkeit seine eigene Handlungsweise in einem kritischen Zeitpunkte idealisirt, und daß das Alte Testament hier nur eins der vielen Instrumente ist, auf denen er die Melodie spielt, welche er im Beginn seiner Schriftstellerthätigkeit aber- und abermals variirt.

Es ist recht schön, Abraham zu bewundern. Aber es giebt keinen redlichen Menschen, welcher aus Gewohnheit oder Gemächlichkeit Dasjenige bei Abraham groß nennen wird, was er ganz anders stempeln würde, falls es in unseren Tagen geschähe, falls es z. B. von einem armen ungebildeten Handwerksburschen verübt würde. Was wir bei einem griechischen Feldherrn bewundern, die Kraft, mit lächelndem Heldenmuthe für sein Vaterland zu sterben, Das bewundern wir auch bei einem linkischen finnländischen Rekruten wie Sven Dufva*). Kierkegaard, der auf die Pfaffen nicht gut zu sprechen ist, setzt (in „Furcht und Beben") den Fall, daß der eine oder andere Kirchgänger, welcher naiv genug wäre, die schlechten Predigten der Pfaffen für Ernst zu nehmen, „ein Mann, der an Schlaflosigkeit litte", nach Haus ginge und es wie Abraham machen wollte; er denkt sich die tragikomische Scene, welche

*) In „Fähnrich Stahl's Sagen" von J. L. Runeberg. Siehe Runeberg's Gesammelte Werke, deutsch von Hans Wachenhusen (Leipzig, Lorck 1852), Bd. I, S. 54 ff.

erfolgen würde, wenn der Redner seine ganze geistliche Würde sammelte und ausriefe: „Abscheulicher Mensch, Abschaum der Gesellschaft, welcher Teufel hat Dich so besessen, daß Du Deinen Sohn ermorden willst!“ Kierkegaard's eigenes Buch ist durchaus keine schlechte Predigt. Allein, machen wir das Gedankenexperiment, daß ein Handwerksbursch — d. h. ein Mitglied derjenigen Klassen, rücksichtlich derer man noch voraussetzen kann, daß sie etwas Derartiges ausführen würden, wenn sie es, nachdem sie davon geträumt, als das Rechte erkennten — nehmen wir an, daß einem Handwerksburschen „Furcht und Beben“ in die Hände fiele, und daß er Tag und Nacht an die Lobpreisung Abraham's als des großen Musterbildes für das Menschengeschlecht dächte. Nehmen wir an, daß er in einer Nacht träumte, Gott verlange von ihm, daß er ihm seinen Sohn opfere, oder, wie er es in seiner biblischen Sprache ausdrücken würde, nehmen wir an, Gott habe sich ihm im Traume offenbart, zu ihm gesprochen und verlangt, daß er seinen Sohn opfere. Nehmen wir ferner an, daß er, obschon widerstrebend, sich entschlösse, dem Geheiß zu folgen, ein Messer schärfte, um seinem Kinde den Hals abzuschneiden, Scheitholz aufstapelte, um die Leiche zur Ehre Gottes zu verbrennen, und daß nun seine Absicht noch rechtzeitig entdeckt und er in Untersuchungsarrest abgeführt würde. Wie würde wohl das Urtheil über ihn lauten? Zuerst das Urtheil der Richter? Es ist wohl wenig zweifelhaft, daß ihm nur die Wahl zwischen der Irrenheilanstalt und dem Zuchthause bliebe. Sodann das Urtheil der öffentlichen Meinung, der Damen, der Spießbürger, der Geistlichkeit? Ich denke mir, die Damen würden sagen: „Gott, wie schrecklich!“ die Spießbürger: „Er ist ja toll!“ die Geistlichkeit: „Es ist eine unglückliche

Verirrung und ſehr zu beklagen!“ und dann würden ſie am nächſten Sonntag in der Kirche wieder Abraham bewundern und ſich am Montag wieder in Wehklagen und Verdammungsurtheilen und ſchlechten Witzen über Freidenker und Freidenkerei ergehen.

Die Geſchichte von Abraham iſt eine der mancherlei alten und ſchönen Legenden, in welchen das Menſchengeſchlecht auf ſeiner Wanderung durch die Weltgeſchichte ſeine Erinnerung an den Uebergang der Menſchenopfer der älteſten Zeiten in Thieropfer niedergelegt hat; aber iſt es redlich, iſt es geſund, iſt es ſittlich, Abraham als das große Muſterbild für die Menſchheit und als den Vater des Glaubens zu preiſen, wenn man ſich ſeiner doch nur bedienen will, um eine leidenſchaftsloſe Mitwelt auszuſchmähen und ſeine eigenen inneren Erfahrungen in ein elektriſches Licht zu ſtellen?

Ein Zweifel iſt wohl geſtattet.*)

---

*) Es iſt die obenſtehende kritiſche Entwicklung von Kierkegaard's „Furcht und Beben,“ welche das norwegiſche akademiſche Kollegium in dem Communiqué, das den Journalen zugeſchickt wurde, um meine Ausſchließung von den Univerſitätshörſälen in Chriſtiania zu rechtfertigen, (auf Grund eines beiläufigen ſchwediſchen Zeitungsreferates über meine Vorleſungen in Stockholm) als „eine höchſt anſtößige Behandlung einer der wichtigſten und ſchönſten bibliſchen Erzählungen“ zu bezeichnen ſich erlaubt hat. Es iſt beſonders charakteriſtiſch, daß das geehrte orthodoxe Kollegium bei dieſer Gelegenheit das Wort „ſchön“ anwendet. Man könnte nicht leicht ein beſſeres Zeugniß für die ſchönſelige Haltloſigkeit der modernen Orthodoxie, als dieſes, vorbringen. Mit welchem Rechte das Kollegium dem inſpirirten Wort Gottes gegenüber zwiſchen wichtigen und unwichtigen Erzählungen zu ſondern wagt, lohnte ſich ſchon zu erfahren. Vor Allem jedoch darf man wohl fragen, mit welchem Recht es ſich erdreiſtet, dieſen äſthetiſchen Maßſtab an das Heilige zu legen, mit welchem Recht es von „ſchöneren“

Um jedoch zu verſtehen, daß Kierkegaard Dies thun konnte, müſſen wir bei der eigenthümlichen Konſtruktion ſeines Verſtandes verweilen. Es war ein Verſtand, der nicht raſtete, bis er an ſeine Grenze kam. Ich habe den Ausdruck gebraucht, daß ſeine Stirn an einem Kitzel litt, den ſie nur befriedigen konnte, indem ſie gegen eine Wand rannte. Man könnte auf ähnliche Weiſe von ſeinem Gefühlsleben ſagen, daß er eigentlich nicht die Luſt empfand, ehe ſie ſich dem Schmerz näherte und ſich in denſelben verwandelte — der Schmerz ward ihm eine Luſt. So verhielt es ſich auch mit ſeinem Verſtande, er fühlte denſelben nicht recht, bevor er auf das Paradoxe ſtieß.

In der täglichen heiteren oder ſcherzenden Unterhaltung war das Paradox im leichteren Sinne des Wortes ihm eine Art Lebensbedürfniß, das Salz oder die Würze des Geſprächs. In ſeiner Betrachtung der allgemeinen Verhältniſſe des Lebens fand er eine Art Befriedigung darin, ſo zu ſagen relative Paradoxe zu entdecken, Erſcheinungen, welche für dieſen oder jenen Gemüthszuſtand als ganz unfaßlich erſcheinen mußten. (So heißt es in „Entweder — Oder", daß für die Liebe ein Betrug das abſolute Paradox ſei.) Denn er theilte die Verachtung der ganzen romantiſchen Periode gegen das Aufklärungszeitalter und den daraus hervorgehenden Haß gegen das Verſtändliche als trivial. Das bloße Wort Paradox wirkt

---

und „minder ſchönen" Früchten der göttlichen Inſpiration zu ſprechen und den Schein zu erregen wagt, als vermehre oder vermindere ſich das Aergerniß, je nachdem man ſich an Fakten von größerer oder geringerer Schönheit und Zierlichkeit vergriffe. Das Kollegium hat ſeine eigene Rechtgläubigkeit durch dieſen liebäugelnden und ängſtlichen Appell an das äſthetiſche Gefühl des Publikums in bedenklicher Weiſe geſtempelt.

belebend auf ſein ganzes Nervenſyſtem, hat einen lieblichen Klang in ſeinen Ohren. Vierundzwanzig Jahre alt, ſchreibt er in ſein Tagebuch, das Paradox ſei „das eigentliche Pathos des intellektuellen Lebens“, und je abnormer ſein Leben ſich geſtaltet und ſeinen Umgebungen eine Außenſeite zeigt, welche darauf berechnet iſt, irre zu führen, deſto mehr ſcheint es ihm ſeinen Mittelpunkt im Paradoxen zu haben. Deshalb heißt es in ſeinem Tagebuche: „Es iſt einer der ſchwierigſten ethiſchen Zweifel: wenn ich dadurch, daß ich Etwas verſchweige, einem anderen Menſchen einen Schmerz erſparen kann, habe ich dann das Recht dazu, oder erfreche ich mich eines Eingriffs in ſeine menſchliche Exiſtenz? In dieſem Punkte liegt das Paradox meines Lebens; gegen Gott habe ich immer Unrecht — aber iſt es ein Verbrechen gegen Menſchen?“

Zuerſt hatte das Paradox, das nach ſeiner Auffaſſung das Kennzeichen der großen Denker war, für ihn keine andere Bedeutung als die rein humane gehabt, das Paradox war „der unausgetragene große Gedanke.“ Aber in dem Maße, in welchem ſeine Eigenthümlichkeit ſich entwickelt, erhält auch das Paradox für ihn eine ſtets kraſſere und buchſtäblichere Bedeutung. Einige Jahre ſpäter heißt es (in den „Philoſophiſchen Brocken“), das Paradox ſei die Leidenſchaft des Gedankens, und der Denker, welcher ohne Paradox ſei, ſei wie der Liebhaber ohne Leidenſchaft: ein jämmerlicher Patron. „Aber,“ fährt er fort, „die höchſte Potenz jeder Leidenſchaft iſt ſtets, ihren eigenen Untergang zu wollen, und ſo iſt es auch die höchſte Leidenſchaft des Verſtandes, den Anſtoß zu wollen, obſchon der Anſtoß auf die eine oder andere Weiſe ſein Untergang werden muß.“ Er ſtellte ſich den Verſtand als nicht raſtend vor, bis derſelbe aus ſeinen eigenen Geſetzen heraus

und bis an den Rand der Tollheit, „des göttlichen Wahnsinns", gelaufen sei. Aber es würde eine Bewegung wie die des Mannes sein, der hin und her spränge, um seinem eigenen Schatten zu entspringen. So unmöglich Dies ist, so unmöglich ist es für die menschliche Vernunft, den Sprung aus ihren eigenen Gesetzen heraus und ins Paradoxe hinein zu machen. Daß das Paradox sich nicht denken läßt, hat am wenigsten zu sagen; das Unglück ist, daß es sich nicht begrenzen, sich nicht von Unsinn und Selbstwiderspruch unterscheiden läßt. Es läßt sich nicht davon unterscheiden, es läßt sich weder denken noch ohne jeden Gedanken in krampfhafter Inbrunst festhalten, denn es ist, als antirationell, unvereinbar mit der Natur des menschlichen Wesens und des menschlichen Gedankens, — unter allen Verhältnissen unvereinbar.

Es ist jetzt mehr als zehn Jahre her, seit ich in einer kleinen Broschüre „Der Dualismus in unserer neuesten Philosophie" die Lehre von dem Paradoxen ad absurdum, wohin sie gehört, zu führen versuchte. Ich sprach dort die Ueberzeugung aus, daß die Zeit kommen würde, wo die Philosophen von dem Paradoxen und der Rolle, die es gespielt, sprechen werden, wie die Chemiker heut zu Tage vom Phlogiston und dem Glauben daran sprechen; ich gestand, daß ich nur geringen Respekt für die Pflege der Kategorie des Paradoxen bei den Männern hätte, die nach Kierkegaard seine Worte wiederholt haben. Allein in Kierkegaard's eigenem Munde flößt diese Lehre mir Respekt ein, den Respekt, welchen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit einflößen. Er mußte überhaupt vermöge der Natur seines Denkens das Paradox entdecken. Das Paradox ist nicht die Leidenschaft des Gedankens, aber es war die Leidenschaft seines Gedankens. Denn sein Gedanke, so

gewaltig derſelbe auch war, war nicht normal; er war krank, er litt an einer Krankheit, die ich nur ſo bezeichnen kann: es war Lyrik, es war Enthuſiasmus in ſein Denken eingedrungen. Aber Lyrik und Enthuſiasmus, ſo herrliche Dinge ſie an und für ſich und als Triebkräfte hinter dem Gedankenleben ſind, ſind doch eine Entzündung für den Gedanken. Der Gedanke ſelbſt iſt kalt, wenn er geſund iſt, wie das Gefühl warm, wenn es natürlich iſt, aber es iſt ſchlimm, wenn den Gedanken eine Inflammation befällt. Das Feuer, welches die Maſchine treibt, wird gefährlich, wenn es den Weg zur Maſchine ſelbſt findet, und Daſſelbe gilt vom Feuer der Begeiſterung. In Kierkegaard's Gedanken entwickelten ſich Selbſtmörderinſtinkte und Selbſtmördertendenzen; derſelbe ſuchte die höchſten Stätten auf, um ſich hinab zu ſtürzen.

Ein Gedanke, in den Lyrik und Begeiſterung gefahren ſind, hat eine Gluthhitze der Entzündung, eine göttliche Raſerei, ein Feuer, einen Schwung, einen Flug, eine Schnellkraft, „bald in den Abgrund hinab, bald über die Sterne empor", wie kein anderer menſchlicher Gedanke ſie beſitzt. Aber er iſt nicht das Inſtrument, mit welchem ſich die höchſte Wahrheit ergreifen läßt; er iſt nur das Werkzeug, mit welchem der Geiſt ein unverſtandenes Paradox umfaßt. Er hat ſeine Rolle in der Wirklichkeit ausgeſpielt; denn das Paradox kann wohl die Leidenſchaft des Gedankens genannt werden, aber nur wenn man hinzufügt, daß es nicht die ewige Leidenſchaft des Gedankens iſt, ſondern ſeine hiſtoriſche Leidenſchaft war. Das Paradox iſt der Kreuzzug des Gedankens; allein wir leben nicht mehr im Zeitalter der Kreuzzüge, ſondern in dem der intellektuellen Bildung.

Man ſoll indeß nicht vergeſſen, daß Wenige in Dänemark ſo Viel zur Förderung und zum Wachsthum eben dieſer intellektuellen Bildung beigetragen haben, wie Der, von welchem wir reden. Er iſt, wie ich einmal an anderer Stelle geſagt habe, der Tycho Brahe unſerer Philoſophie; er irrte ſich in ſeiner Anſicht über den Mittelpunkt des Weltſyſtems; er war an vielen Punkten in dem Aberglauben ſeiner Zeit befangen, aber er hat unſer Geiſtesleben mit einer Fülle ſelbſtändiger Beobachtungen und Ideen bereichert.

Ein Rückblick iſt nothwendig, um uns davon zu überzeugen.

„Entweder — Oder“ erſchien im Februar 1843, und mit dieſem Buche, dem übrigens mit reißender Schnelligkeit „Furcht und Beben“, „Die Wiederholung“, „Philoſophiſche Brocken“, „Ueber den Begriff Angſt“, „Vorreden“ und achtzehn „Erbauliche Reden“ folgten, die alle in demſelben und dem folgenden Jahre erſchienen, macht Kierkegaard Epoche in der däniſchen Literatur. Schon der Titel war ein Genieblitz, welcher den Leſer reizte, ſeine Neugier weckte und ihm eine Wahl zu ſtellen ſchien. Wo immer man den erſten Theil aufſchlug, leuchteten Einem Funken von Geiſt und Witz entgegen, hier Aus-

brüche einer koketten und bestrickenden Melancholie, dort die wildesten Dithyramben einer selbstvergessenen und Alles vergessenden Begeisterung, weiterhin Tagebuchsaufzeichnungen eines dämonisch überlegenen Geistes, der mit einer eigenthümlich frostigen, krystallklaren Leidenschaft Frauen und Männer als Gegenstände für seinen Genuß und sein Gelächter betrachtete, und der geschmeidig, kalt und blitzend wie eine Stahlklinge in alle Menschen, mit denen er in Berührung kam, einzudringen und aus ihnen hinaus zu schlüpfen vermochte. Es war eine Persönlichkeit, welche die festesten und unverbrüchlichsten Grundsätze der Moral mit derselben Ruhe und Geringschätzung zwischen ihren Fingern zermalmte, mit der jener starke König ein Hufeisen zerbrach, und welche leichten Ganges in einer Art nüchterner Berauschung über die Herzen hinweg schritt, die sie auf ihrem Wege zertrat. Und durchblätterte man dann den zweiten Theil, so begegnete man überall strengem Ernste, ruhiger Würde, einer Sicherheit, die ihre Stärke in ihrer Begrenzung suchte, einer Charakterfestigkeit, die sich weder vom Feuerwerk der Geistreichigkeit blenden, noch von den Hirngespinnsten einer überlegenen Begabung umgarnen, noch durch die Jongleurkünste des Witzes verblüffen, noch durch kecke Haltung imponiren ließ, sondern bescheiden, stolz, tiefsinnig, in sich selbst versöhnt war.

Es war nicht nur ein neues Buch, sondern eine neue Art von Buch, das hier vorlag. Selbst abgesehen von dem Reichthume des Inhalts, mußte das besondere Verhältniß der beiden Theile zu einander die größte Aufmerksamkeit und das höchste Interesse erwecken, da der zweite Theil den ersten nicht fortsetzte, sondern ihm widersprach und ihn widerlegte, der erste Theil auf den zweiten nicht vorbereitete, sondern ihm trotzte. Die beiden Theile

bildeten gleichsam eine Ode und eine Palinodie, gleichsam einen kolossalen Replikenwechsel zwischen zwei Personen eines unabgeschlossenen Dramas, von denen die erste das Genie, die zweite der Charakter war. Das ganze Buch glich einem zusammengewachsenen Zwillingsberge mit zwei himmelan ragenden und gleich hohen Zinnen.

Untergeordnete Umstände trugen ihr Theil dazu bei, das Aufsehen, welches das Werk erregte, noch zu vermehren: zuerst der Umfang desselben; denn die erste Verwunderung über das Buch galt dem Umstande, daß es einen dänischen Schriftsteller gab, welcher im Stande war, ein Werk von 54 enggedruckten Großoktavbogen in eigenem Verlage herauszugeben; sodann die Pseudonymität, weil es unter den bisher aufgetretenen Schriftstellern nicht eben viele gab, zwischen denen man wählen konnte, und weil man in Betreff der noch unbekannten Autoren bei der vollständigen Stille, die der Veröffentlichung vorausgegangen war, jedes Leitfadens ermangelte, — etwas um so Ungewöhnlicheres, als hier zu Land Freunde und Verwandte, Journalisten und Literaten lange vorher eingeweiht zu sein und Andere einzuweihen pflegen. Es hätte jedoch kaum dieser Reizmittel bedurft, um das Buch zu einem Ereignisse zu machen. Die Idee desselben war eben so einfach wie groß, die nämlich: im ersten Theil Fragmente einer Genußphilosophie und eines Genußlebens zu geben, im zweiten Theil das sittliche Leben und dessen Schönheit darzustellen, und auf dem Titelblatte dem Leser zuzurufen: „Nun wähle!“ Am Schlusse der beiden Abhandlungen, welche den zweiten Theil bilden, wurde dann noch, ohne daß die Leser sonderlich darauf achteten, einer dritten, vermeintlich höheren Lebensanschauung Raum gemacht.

Wollen wir uns den mächtigen Eindruck, welchen das

Buch auf die Zeitgenoſſen machen mußte, lebhaft vergegenwärtigen, ſo brauchen wir uns nur die Wirkung ins Gedächtniß zu rufen, welche es bei der erſten Lektüre auf uns ſelbſt übte. Ich für mein Theil machte die erſte Bekanntſchaft desſelben mit achtzehn Jahren, und ich erinnere mich noch genau des überwältigenden Eindrucks. Nie zuvor war ich in der däniſchen Literatur auf eine ſolche Geiſtesüberlegenheit, eine ſolche Gedankenſtärke und (ſo erſchien es mir damals) eine ſolche Welterfahrung geſtoßen. Ich hatte — wie die Zeitgenoſſen von „Entweder — Oder“ — den Kopf damals voll von Heine's Aufſätzen und Gedichten, deren tiefſten und berechtigtſten Inhalt ich — wieder wie die Zeitgenoſſen des Buches — nicht verſtand, aber deren Trotz eben als Trotz mich feſſelte; ich war ſchon ſeit mehreren Jahren von Lermontow's intereſſantem, aber für einen Knaben wenig paſſendem Romane „Der Held unſerer Zeit“ ſtark eingenommen geweſen, deſſen weltmänniſcher Ton mir imponirte, und deſſen Hauptperſon ſich durch ihren Muth, ihre Prunkloſigkeit, Blaſirtheit, Kälte und Skepſis mir zu einer Art von melancholiſchem und verführeriſchem Ideale zu geſtalten ſchien, — als ich bei Kierkegaard dieſer weit tiefſinnigeren und weit konſequenteren Durchführung der Grundſätze jenes Buches begegnete, ſah, was hinter ihnen lag, wohin ſie führten, und ſie ihr Urtheil empfangen hörte, in das ich von ganzem Herzen mit einſtimmen mußte. Und nun der zweite Theil! Was hatte ich z. B. über die Ehe geleſen, das ſich hiemit vergleichen ließ? Ich hatte, wie die Mehrzahl der erſten Leſer dieſes Buches, zu wiederholten Malen harmlos Sibbern's harmloſe und liebenswürdige Abhandlung „Ueber die Liebe zwiſchen Mann und Weib“ durchleſen, ich hatte den inſtinktiven verächtlichen Abſcheu jedes

Jünglings vor Konvenienzehen — Das war so ziemlich Alles, was ich über dies Thema geleſen und gedacht hatte. Und nun dieſer Reichthum von Unterſuchungen, von Erwägungen, von neuen Gedanken in dieſer männlichen Sprache, dies würdige Beſtreben, jeder untergeordneten Form das ihr gebührende Recht zu geben, die edle Miſchung von Milde und Strenge, womit der Mann, an den der Brief gerichtet war, zurecht gewieſen ward, das nicht glühende, ſondern gedämpft leuchtende Bild der idealen Ehe, welches langſam, aber ſicher vor den Blicken entrollt wurde, mit der Tag aus, Tag ein gleich vollkommenen Ritterlichkeit gegen die geliebte Frau, mit der in den langen Jahren des Zuſammenlebens gleich ungeſchwächten gegenſeitigen Liebe, die zugleich die erſte und letzte Beider war! War der erſte Theil geeignet, durch Leidenſchaft und Witz Bewunderung zu erwecken: der zweite Theil wirkte reichlich ſo tief durch die Begeiſterung für ſeinen Adel. Ich hörte Andere davon reden, daß der zweite Theil minder gut geſchrieben ſei, als der erſte, daß er öde Stellen enthalte, daß man die beſten Partieen Oaſen in der Sandwüſte nennen müſſe — ich hatte Das niemals empfunden, ich verſtand Nichts von dieſen Einwendungen. Ich hatte den Eindruck, übereinſtimmend mit dem Wunſche des Verfaſſers, als einen untheilbar ganzen in mein junges und wenig kritiſches Gemüth aufgenommen, und von da an machte ich mir mit Leidenſchaft jedes Werk von Kierkegaard zu eigen, deſſen ich habhaft werden konnte.

Von ähnlicher Stärke muß die Wirkung auf aufgeweckte Köpfe geweſen ſein, die 1843 die Bekanntſchaft des Buches machten. Profeſſor Bröchner ſpricht ſogar in ſeinen hinterlaſſenen „Erinnerungen an Sören Kierkegaard“ aus, daß, ſeit er zum erſten Male Hegel's Logik

geleſen, kein Buch ſeine Gedanken ſo in Bewegung geſetzt habe, wie „Entweder — Oder“. Man konnte ſich in Kopenhagen nicht vorſtellen, daß das ganze Werk auf einmal und nach Einem Plane verfaßt ſei, man ſuchte ſich gleichſam gegen die Wucht des Eindrucks dadurch zu wehren, daß man die Anſicht in Umlauf brachte, „Entweder — Oder“ ſei eine Zuſammenſtellung von Papieren, die der Verfaſſer lange Zeit in ſeinem Pulte liegen gehabt habe.

Gegen dieſe landläufige Anſicht hebt Kierkegaard an verſchiedenen Stellen mit Stolz hervor, daß das ganze Werk in nur elf Monaten niedergeſchrieben ſei, der zweite Theil zuerſt, und daß, als er es begann, Nichts anders vorgelegen habe, als ein paar der einleitenden Aphorismen.

Was nun die Zeit anbetrifft, die überhaupt für Kierkegaard hinſichtlich der Werthſchätzung ſeiner Schriftſtellerei eine allzu große Rolle ſpielt, ſo gilt das alte Wort des Miſanthropen bei Molière:

Le temps ne fait rien à l'affaire.

Sein Fleiß, der vielleicht nur von dem Balzac's oder George Sand's übertroffen wird, verdient gewiß alle Bewunderung, und es iſt ferner unzweifelhaft, daß ein einziger Plan „Entweder — Oder“ ſtreng zuſammen hält; aber in Kierkegaard's Hervorheben der Kürze der Zeit liegt doch ein unberechtigter und nicht wahrheitsgetreuer Verſuch, ſeiner ganzen Produktion den Charakter zu geben, als ſei ſie kraft eines Willensaktes auf halb übernatürliche Weiſe entſtanden, ohne, wie jedes andere Naturprodukt, der Empfängniß und des Wachsthumes bedurft zu haben. Das Buch ſoll ſich nicht naturgemäß aus früheren Keimen und Anlagen entwickelt haben; deshalb wird erklärt, daß kein Abſchnitt desſelben vorher exiſtirt habe. Das Buch darf nicht ganz ſein eigenes Werk ſein; denn er hat bei

deſſen Ausarbeitung die Vorliebe der Vorſehung für ihn und ihre helfende Hand geſpürt; es kann auch nicht ganz und gar das Werk des Weltenlenkers ſein, dazu trägt es einen allzu ſtarken Eindruck ſeiner eigenen Genialität; er ſpricht daher aufrichtig, wenn auch natur- und vernunftwidrig, von dem Antheil der Vorſehung an ſeiner Schriftſtellerei.

Daß das Werk ſich indeſſen den allgemeinen Entſtehungsgeſetzen der Naturprodukte nicht hat entziehen können, war nicht allein im Voraus ſicher genug, ſondern läßt ſich auch unwiderleglich beweiſen. Aufbewahrte Entwürfe zeigen uns, daß die Abhandlung über Don Juan im Jahre 1837, alſo volle ſechs Jahre vor der Veröffentlichung von „Entweder — Oder", begonnen war; die ſogenannten „Diapſalmata" ſind, mit äußerſt wenigen Ausnahmen, leicht umgearbeitete Tagebuchs-Aphorismen; der Plan zu der Abhandlung über den Reflex des antiken Tragiſchen war alt, und die Grundanlage zu dem ganzen Werke war ſchon in der Schrift „Ueber den Begriff Ironie" vorhanden. Hiezu kamen dann, wie ich gezeigt habe, die befruchtenden perſönlichen Erfahrungen und Eindrücke des Verhältniſſes zu ſeiner Geliebten, welche ſchon in dieſem erſten Werk auf ſo vielfache Weiſe umgedichtet und verarbeitet wurden. Es iſt mir alſo, nach meiner Anſicht, gelungen, zu beweiſen, daß und wie die Produktion in Kierkegaard's wie in jedem anderen menſchlichen Hirne durch das von einer natürlichen Ideenaſſociation bewirkte natürliche Wachsthum entſtanden iſt.

Für die lebhafte Antipathie, welche Kierkegaard in ſeiner Eigenſchaft als Naturverleugner gegen die natürliche Entſtehungsweiſe beſaß, liegt ein humoriſtiſches Zeugniß in einem Aphorismus ſeiner Tagebücher vor, den man ſymboliſch auffaſſen kann:

„Wie ungeduldig ich im Grunde bin, sehe ich am besten daraus, daß eine schwangere Frau mir als das Schrecklichste erscheint, weil sie ihre Bürde gerade neun Monate tragen soll, und solchermaßen aller Wille, alle Leidenschaft, die äußerste Kraftanstrengung Nichts vermag."

Trotz all seiner Ungeduld, all seiner Anwendung von Treibhauskultur, unterliegt seine eigene Produktion inzwischen denselben Gesetzen, wie alle anderen menschlichen Erzeugnisse. Es würde ihren Werth nicht erhöht haben, wenn sie vollkommen fertig zur Welt gekommen wäre, es nimmt ihr eben so wenig eine Unze von ihrem Werthe, daß sie auf natürliche Weise in der Seele des Verfassers entsprungen und gewachsen ist.

Der erste Theil von „Entweder — Oder" ward verlockend vor der Lesewelt hingestellt, wie eine festlich gedeckte, blumengeschmückte Tafel, reich besetzt mit duftenden und würzigen Gerichten. Die einleitenden „Diapsalmata" waren, so zu sagen, der Appetitsgang, welcher darauf berechnet war, die Genußlust durch leichte und prickelnde Kleinigkeiten zu erwecken. Von Allem, was Kierkegaard geschrieben hat, ist Nichts so populär geworden, wie diese kleinen glänzenden und phantasievollen Humoresken, welche stabil in jedem Buche nachgeahmt worden sind, das einer seiner Bewunderer geschrieben hat. In all ihrer Kürze sind sie Meisterwerke.

Unter dem Eindrucke seiner geistigen Unfertigkeit hatte Kierkegaard in einem Briefe vom Juli 1838 die Worte geschrieben: „Was ich bedarf, ist eine Stimme, durchdringend wie ein Lynceus-Blick, erschreckend wie das Seufzen der Giganten, ausdauernd wie ein Naturlaut, an Umfang vom tiefsten Basse bis zu den schmelzendsten Brusttönen, modulirt vom heilig-leisesten Flüstern bis zur feuersprü-

henden Energie der Raſerei. Das iſt's, deſſen ich bedarf, um Luft zu bekommen, um Das auszuſprechen, was mir auf dem Herzen liegt, um die Eingeweide des Zornes und der Sympathie aufzurütteln." Als dieſe Worte fünf Jahre ſpäter unter den Aphorismen von „Entweder — Oder" gedruckt vorlagen, enthielten ſie eher eine Definition von den Gaben des Verfaſſers, als von Dem, wonach ihn ſehnlich verlangte. Sein Wunſch war genau in Erfüllung gegangen. Der Mann, welcher, als er dieſe Worte ſchrieb, noch ſeine Ausfälle gegen Anderſen lallte und ſtammelte, hatte ſich mittlerweile, wie Demoſthenes, ſo hartnäckig geübt, daß alles Stammeln verſchwunden war und er eine Beredtſamkeit der höchſten Art erlangt hatte. Seine Stimme war, gleich der des griechiſchen Redners, in der Einſamkeit durch Rufe geſtärkt worden, welche das Toſen des Sturms und die Brandung der Wellen übertäubten.

Man kann jedoch ziemlich gewiß ſein, daß Viele, welche, als jene Aphorismen erſchienen, dieſelben witzig fanden und höchlich bewunderten, nur Wenig von Dem verſtanden, was ihnen ſo herrlich geſagt dünkte, und zwar um ſo weniger, als durch dieſe Blätter ein Beſtreben geht, pikant und glänzend zu ſein ſelbſt auf Koſten der Verſtändlichkeit. Der Ausdruck für manche Stimmung, die urſprünglich warm empfunden war, hat durch den zugeſpitzten Stil das Ausſehen eines bloßen Wortmanövers erhalten.

Man nehme z. B. folgendes Diapſalma: „Ich ſage von meiner Trauer, was der Engländer von ſeinem Hauſe ſagt: meine Trauer is my castle. Viele Menſchen erachten es für eine der Bequemlichkeiten des Lebens, Trauer zu haben."

Das Räthſelhafte in dieſem letzten Satze verſchwindet,

wenn man aus dem Tagebuche erſieht, was Kierkegaard weggeſtrichen hat, um den Satz zu einem Paradox zuzuſtutzen. Der Anfang lautet dort wie in „Entweder — Oder"; dann heißt es jedoch weiter: „Aber es giebt viele Menſchen, welche, wenn ſie Anlaß zur Trauer haben (d. h. einen Flor um den Hut tragen), Theilnahme verlangen, nicht ſo ſehr, um ihre Trauer zu lindern, als damit man ſie ein bischen hätſchele, welche es daher im Grunde für eine der Bequemlichkeiten des Lebens erachten, Trauer zu haben."

Das läßt ſich verſtehen; es verblüfft weniger, aber es iſt wahr.

Ein anderer der berühmteſten Aphorismen lautet, wie folgt: „Ich mag abſolut nicht. Ich mag nicht reiten, Das iſt eine zu ſtarke Bewegung; ich mag nicht gehen, Das iſt zu anſtrengend; ich mag mich nicht hinlegen, denn entweder müßte ich liegen bleiben, und Das mag ich nicht, oder ich müßte wieder aufſtehen, und Das mag ich auch nicht. Summa Summarum: Ich mag abſolut nicht."

Das iſt äußerſt drollig geſagt; wenn es nur nicht ſo verwünſcht erkünſtelt klänge! Es ſieht nicht aus, als wäre es Ernſt oder wahre Empfindung, ſondern wie eine humoriſtiſche Stilübung, zum Spaß hingeſchrieben. Man vergleiche nun damit die wirkliche Tagebuchsnotiz in ihrer unverfälſchten Natürlichkeit:

„Ich mag abſolut Nichts. Ich mag nicht gehen — Das ſtrengt an; ich mag mich nicht hinlegen, denn entweder würde ich dann lange liegen, und Das mag ich nicht, oder ich würde gleich wieder aufſtehen, und Das mag ich auch nicht. Ich mag nicht reiten, Das iſt eine zu kräftige Bewegung im Verhältniß zu meiner Apathie. Ich mag nur fahren, gemächlich, gleichmäßig gerüttelt eine

Menge Gegenstände an mir vorübergleiten lassen, bei jeder schönen Stelle verweilen, nur um meine Mattigkeit zu empfinden . . ."

Wie vollständig fühlt man hier, daß die Worte empfunden und nicht bloß drollig zusammen gestellt sind, um einen Effekt zu erzielen; wie deutlich wird es hier, daß der Schreibende ein Mensch mit Fleisch und Blut und Nerven, mit einem wirklichen Körper und nicht, wie der Aesthetiker in „Entweder — Oder", ein schattenhafter Geist ist, der, selbst todt und begraben, in einem fingirten Raume und einer fingirten Zeit Vorträge für seine „Mitbegrabenen" hält!

Oder man nehme dies völlig barocke Diapsalma:

„Das Unproportionirte in meinem Bau ist, daß meine Vorderbeine zu klein sind. Wie der Hase von Neu-Holland, habe ich ganz kleine Vorderbeine, aber endlos lange Hinterbeine. Gewöhnlich sitze ich ganz still; mache ich eine Bewegung, so ist es ein ungeheurer Sprung, zum Entsetzen aller Derjenigen, mit denen ich durch die zärtlichen Bande der Verwandtschaft und Freundschaft verknüpft bin."

Das ist mindestens eben so dunkel, wie spaßig. Vorderbeine! Hinterbeine! was soll Das heißen?

In den Tagebüchern findet man an einer Stelle die Worte: „Deshalb ist mein Gang durchs Leben so unsicher, weil meine Vorderbeine (Hoffnungen ꝛc.) in meiner frühen Jugend durch Ueberanstrengung geschwächt worden sind." Und an einer anderen Stelle, wo der Aphorismus entworfen wird, schließt das Gleichniß von dem neuholländischen Hasen, wie folgt: „Gewöhnlich sitze ich für den Augenblick ganz still — mache ich eine Bewegung, so ist es ein ungeheurer Sprung. . . . Ich springe dann über die ganze

gegenwärtige Zeit, das gegenwärtige Leben, kurz alles Gegenwärtige hinweg — und bin abwesend futurisch."

Das burleske Diapsalma bedeutet also schlichtweg: In meiner Jugend spannte ich meine irdischen Hoffnungen zu stark an. Sie gingen nicht in Erfüllung, sie wurden geschwächt, und wenn ich jetzt handle, so geschieht es nicht kraft einer irdischen, sondern kraft einer himmlischen Hoffnung, und meine Handlung erweckt daher natürlich Verwunderung, als unproportionell zu der Welt, in der ich lebe.

Diese Betrachtung gehörte nach seiner Meinung nicht in den Mund des Genußphilosophen. Jedoch in einer unverständlichen, aber possierlichen Form hingestellt, klang sie bizarr, und konnte überallhin gehören.

17.

Die Aphorismen schillerten wie ein Schwarm bunter und prächtiger Schmetterlinge im Sonnenschein. Die Abhandlung über Mozart's „Don Juan", welche darauf folgte, hatte einen Schwung wie der Flug des Falken, der aus der Hand des Jägers empor steigt. Sie trug das Ihrige zu dem Glücke bei, das „Entweder — Oder" machte. Sie offenbarte zum ersten Mal Kierkegaard's eigenthümliche Begabung als Kritiker, welche man als das Vermögen bezeichnen kann, den Gegenstand der Kritik in ein Ideal seiner Gattung zu verwandeln. Ihm fehlte das Talent, einem Werk oder einer Persönlichkeit den rechten Platz in

dem Enſemble, zu dem ſie gehören, anzuweiſen, und nicht minder das, die Vorzüge und Fehler des Gegenſtandes ſo zu verwenden, daß ſie weder hinter einander aufgezählt, noch gegen einander abgewogen werden, noch einander vernichten; aber die Vorzüge werden in den Gegenſtand ſelbſt verwandelt, und die Mängel in die ſicheren Grenzen oder Kontouren desſelben. Er verſtand, wie geſagt, mit großem Scharfſinn und begeiſterter Lyrik zu idealiſiren. Er iſolirte ſeinen Gegenſtand ſo vollſtändig, wie er es vermochte, aus ſeinem ganzen hiſtoriſchen Zuſammenhange, erklärte und verklärte ihn dann, und erhob ſein verklärtes Bild hoch über das Niveau, in welchem andere Menſchen ihn ſahen. Er warf ſich mit anbetender Gebärde vor dem bewunderten Werke aufs Knie, er machte ſich zu ſeinem Diener, ſeinem Opferſpender, ſeinem Prieſter, und während er in leidenſchaftlicher Verzückung das Rauchfaß vor demſelben ſchwang, ſtimmte er einen Hymnus zu ſeinen Ehren an. Seine Bewunderung iſt indeſſen ſo reflektirt, ſo gedankenreich und ſinnvoll, daß ſie nicht, wie andere Bewunderung, anſteckt oder abſtößt, ſondern gewinnt und überzeugt. In der kritiſchen Rekonſtruktion, die er mit dem Gegenſtande vornimmt, ſind alle gegenſeitigen Proportionen der Theile desſelben, alle Verhältniſſe nach innen richtig bewahrt, aber zugleich alle Verhältniſſe nach außen, zur Umwelt, ja zum eigenen Urheber verſchwunden oder verrückt, ſo überſpannt und in der Luft ſchwebend iſt ſeine koloſſale Konſtruktion. Er vermag dem Werke, das er verherrlicht und verklärt, einen außerordentlichen Werth für den Leſer zu geben, aber er benimmt ſich dabei wie ein König Midas, der Alles, was ſeine Hand berührt, in Gold verwandelt, ſo daß das Werk vor den Augen des Leſers in einer güldenen Glorie ſtrahlt; allein er vermag

nicht das eben so Schwierige, Allem darin seine rechte, seine natürliche Farbe zu geben.

Die Abhandlung über „das Musikalisch-Erotische" hat die meisten dieser Vorzüge und die wenigsten Schwächen, weil der Gegenstand, Mozart's „Don Juan", wirklich ein so bewunderungswürdiges Kunstwerk ist, daß die vergötternde Kritik den Leser nicht zum Widerspruche reizt.

In der Abhandlung über Scribe's Lustspiel „Die erste Liebe", welche mit eben so großer Virtuosität verfaßt ist, behandelt er das gegebene Werk, wie ein Taschenspieler den Gegenstand, der ihm dargereicht wird. Er zieht eine Fülle von Herrlichkeiten daraus hervor, Ideen, die wie Edelsteine glänzen, demantgleiche, in zahlreichen Facetten blitzende Einfälle; man sieht mit Verwunderung, daß alles Dies in dem Stücke Platz finden konnte; aber man ist nicht so gewiß, daß er selbst es nicht wenigstens zum Theil hinein gebracht hat. Man darf jedoch nicht vergessen, daß nicht Kierkegaard selbst, sondern sein Aesthetiker diese Abhandlung als Replik zum Besten giebt, und daß Kierkegaard selbst mit ganz anderen Augen auf Scribe hinblicken konnte.

Je mehr er sich als Geist entwickelte, desto weniger nahe hielt er sich, wenn er als Kritiker auftrat, an seinen eigentlichen Gegenstand. Derselbe war ihm zunächst ein Vehikel für Das, was er selbst im betreffenden Augenblick gerade seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, oder ein Anlaß, auf diesem oder jenem seiner liebsten Steckenpferde einen Extraritt zu machen. Seine Kritik fuhr fort, absolut bewundernd zu sein, aber die Bewunderung gegenüber den noch lebenden Personen hatte nicht mehr den frischen, Alles vergessenden Charakter, den der Enthusiasmus bei dem Kritiker in „Entweder — Oder" hat. Ich denke an die

Abhandlung über Frau Gyllembourg's „Zwei Zeitalter" und die Artikel „Die Kriſis und eine Kriſis im Leben einer Schauſpielerin", welche, ohne den Namen der Frau Heiberg zu nennen, ihr Weihrauch zu Füßen ſtreuen. Kierkegaard litt an einer Art unglücklicher Liebe zu Heiberg und dem Heiberg'ſchen Hauſe, und dieſe beiden Arbeiten ſind Aeußerungsformen derſelben. Der Theil von ihnen, welcher ſich an die Sache hält, der eigentlich kritiſche, iſt ein Schwall vortrefflich geſchriebener und fein ausgeſonnener Komplimente. Das Uebrige darin iſt Charakteriſtik ſeiner Zeit in Kierkegaard's gewöhnlichem Stile, alſo das direkte Gegentheil von Komplimenten. Frau Gyllembourg's „Zwei Zeitalter", eine ſehr talentvolle Novelle, enthält eine Art Vertheidigungsplaidoyer für die Zeit, als die Verfaſſerin ſelber jung war, das Revolutionszeitalter nämlich, welches in einem poetiſchen Lichte erſcheint, und eine höchſt einſeitige und bittere Anklage gegen die damalige Zeit. Die Vertheidigung macht ſich Kierkegaard mit gewiſſen Vorbehalten zu Nutze, weil die Revolutionszeit die von ihm vergötterte Leidenſchaftlichkeit beſaß (und doch leidet es geringen Zweifel, daß er, wenn er ein Zeitgenoß derſelben geweſen wäre, ſie als Aufruhr gegen alles Ehrwürdige und Heilige verdammt haben würde); der Angriff iſt vollſtändig Waſſer auf ſeine Mühle. Er nimmt daraus den Anlaß zu einer wahren Donnerrede gegen die Leidenſchaftsloſigkeit, den Neid, die Nivellirungsſucht, Oberflächlichkeit und Koketterie der „Jetztzeit". Die zweite Abhandlung über Frau Heiberg ſchrieb er aus Veranlaſſung ihres Wiederauftretens im Theater als Shakeſpeare's Julie, nachdem ſie vierzehn Jahre lang dieſe Rolle nicht geſpielt hatte. Dieſelbe enthält, neben einzelnen trefflichen Beiträgen zur Aeſthetik der Schauſpielkunſt, eine Schilderung des Unter-

ſchiedes zwiſchen derjenigen Art Genialität, welche nur Jugend iſt, und der Genialität, welche Inbrunſt, eine zweite Jugend iſt, — mit welcher Kierkegaard aus natürlichen Gründen weit mehr ſympathiſirte. Die Abhandlung giebt ferner (aus Veranlaſſung der Schwierigkeit, die Gunſt und Anerkennung eines Publikums, trotz des die Aufmerkſamkeit abſtumpfenden Umſtandes, beſtändig für alle ſichtbar zu ſein, vierzehn Jahre hindurch zu bewahren) eine Schilderung des Gegenſatzes zwiſchen dem Leben Derjenigen, die, um ein leeres Preſtige aufrecht zu erhalten, ſich vor der Menge verbergen, und der Lebensweiſe der Wahrheitszeugen; „die unbedingt uneigennützigen Diener der Wahrheit", ſagt er hier, „haben ſtets die Gewohnheit gehabt, unter den Menſchen zu verkehren, ſie haben nie Verſteckens mit der Menge geſpielt, . . . ſie haben ſich im Gegentheil immer recht eigentlich in Alltagskleidern gezeigt, mit dem gemeinen Manne gelebt, auf Straßen und Gaſſen geredet, auf jedes Anſehen verzichtet . . ." Der Artikel kehrt dann, nach dieſer Abſchweifung, zu Frau Heiberg zurück, deren Genie er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn es überhaupt Gerechtigkeit ohne individualiſirende kritiſche Züge giebt. Seine Methode macht es ihm indeß unmöglich, Dergleichen anzuführen, er nennt nicht einmal einen Namen, es iſt eine Schauſpielerin im Allgemeinen, die er ſchildert, oder vielmehr ein gewiſſer Typus von Schauſpielerinnen, und ein Typus als ſolcher ſpielt niemals ſchlecht. Kierkegaard beſaß eine gewiſſe Art harmloſer Malice, welche man bei dieſer Gelegenheit ſpüren kann. Er verkehrte mit Frau Nielſen, die er als Künſtlerin hoch bewunderte, und rühmte ſie gern auf Koſten der Frau Heiberg. Zu anderen Zeiten benahm er ſich gerade umgekehrt. Als Schriftſteller ſagte er zuerſt der Frau

Heiberg Komplimente in „Entweder — Oder“, dann hielt er der Frau Nielsen eine lange, ziemlich an den Haaren herbeigezogene Lobrede in den „Stadien“, mitten in der Abhandlung über die Ehe, dann endlich empfing Frau Heiberg einige Jahre nachher ihre Verherrlichung in dieser großen Abhandlung, an deren Schlusse er wieder gleichsam aus Neckerei ein Kompliment für Frau Nielsen einflocht.

Wie bemerkt, in späteren Jahren sind seine kritischen Studien von geringerer Bedeutung, als die ersten in „Entweder — Oder“ es waren, wenn auch die Methode dieselbe ist. Jene ersten Abhandlungen sind weder von ihm selbst, noch von Andern übertroffen worden.

Durch ihre schöne Schwärmerei steht die über „Don Juan“ so hoch, — jene Schwärmerei für die Kunst, welche eine der edelsten Eigenthümlichkeiten der romantischen Richtung war. Es ist ein Enthusiasmus, wie er sich mit gleicher Beredtsamkeit, wenn auch mit geringerer Gedankenkraft, in Bettina's Briefhymnen auf Beethoven und Goethe oder in des Hoffmann'schen Kreisler's Verdollmetschungen der größten Tondichter ausspricht. Im Uebrigen ist die Abhandlung über „Don Juan“ auf einer jetzt ganz veralteten metaphysischen Aesthetik von Hegel'schem Zuschnitte aufgebaut. Die Vorzüglichkeit der Oper wird durch das Zusammentreffen und die Uebereinstimmung der beiden Abstraktionen „Stoff“ und „Form“ erklärt, welche Uebereinstimmung nach der Definition des Verfassers zur Klassicität erforderlich ist, die nicht auf irgend ein Vermögen Mozart's zurückgeführt wird. Das beste musikalische Werk soll dort entstehen müssen, wo die abstrakteste Idee das abstrakte Medium der Musik treffe, und durch die absonderliche These, daß „die sinnliche Genialität“ die abstrakteste Idee sei, die sich denken lasse, gelangt der Verfasser dann zu

der Hauptthese, daß wir in Mozart's „Don Juan" die vollendete Einheit dieser Idee und der ihr entsprechenden Form besitzen.

Ich habe an anderer Stelle*) dies Bestreben des Zeitalters geschildert, absolute Muster oder Vollkommenheitsideale zu finden. Es war ein Erbstück jener von Kierkegaard selber so stark bekämpften Philosophie des Absoluten. Man scheute sich vor der Idee des Historischen und des Relativen. Die historische Anschauung, welche keine absoluten Muster kennt, ward beiseit geschoben. Man studirte weder den Künstler, noch seine Zeit, sondern das große Werk (oder die große Persönlichkeit) wurde zum Typus, der, konsequent betrachtet, die ganze Entwicklung der Kunst abschließen zu müssen schien, wie die absolute Philosophie, der Hegelianismus, vermeintlich die Geschichte der Philosophie abschließen sollte. So ward Shakespeare oder Calderon für die Romantiker der absolute Dichter. Hier in Dänemark hatte Heiberg unlängst bewiesen, daß Oehlenschläger's „St. Johannisabendspiel" die vollkommenste Realisation des unmittelbaren Dramas in lyrischer Form sei. Martensen hatte nach dem Recept der damaligen Zeit nachgewiesen, daß Alterthum, Mittelalter und Neuzeit je ihre absolute oder spekulative Dichtung besäßen, das Alterthum in der Offenbarung Johannis, das Mittelalter in der Divina commedia und die neuere Zeit in Faust, und Kierkegaard hatte sich augenscheinlich mit der Idee getragen, einen ähnlichen Stoff, wenn auch auf eine weit genialere Weise, zu behandeln**). Nun war Faust in Anspruch ge-

*) Siehe „Die Hauptströmungen ꝛc.", Bd. I, S. 287.

**) „Wie unglücklich bin ich — Martensen hat eine Abhandlung über Lenau's Faust geschrieben," heißt es in seinen Tagebüchern vom Juni 1837.

nommen, und er koncentrirte ſeine Kraft auf Don Juan.

Er war nicht ſehr muſikaliſch; wäre er es geweſen, ſo hätte er wahrſcheinlich weit Mehr von ſeinem tiefſten Weſen bei Beethoven gefunden, den er niemals erwähnt, als bei dem ſorgloſen und ſprudelnden Mozart. Aber bewunderungswürdig, doppelt bewunderungswürdig iſt es, daß er, ohne muſikaliſch zu ſein, ſo tief in die Seele der Muſik einzudringen vermochte. Selbſt die Vergötterung der Muſik war ein Zug, den er mit den Romantikern gemein hatte, und ich habe ſchon anderwärts*) zu zeigen geſucht, welche Berührungspunkte zwiſchen der Abhandlung über „Don Juan“ und dem allgemeinen romantiſchen Streben, muſikaliſche Stimmungen in Worte umzuſetzen, ſtattfinden. Aber ich glaube nicht, daß es irgendwo in der Literaturgeſchichte eine Rechenſchaftsablage des Geiſtes über ein Werk der Muſik giebt, die einen Vergleich mit Alledem in dieſem tiefſinnigen und begeiſterten Panegyrikus aushielte, was nicht abſtrakt-äſthetiſche Theorie, ſondern Paraphraſe und Auslegung der Muſik iſt. Ich will z. B. auf Das aufmerkſam machen, was hier über die Ouvertüre geſagt wird, gerade weil es mir nicht möglich iſt, ſie ſo hoch zu ſtellen, wie Kierkegaard es thut, und weil ich überzeugt bin, daß die meiſten Muſikkenner darin übereinkommen werden, ſie minder bedeutend, jedenfalls minder vollkommen zu finden, als er. Allein, es geht auch hiemit, wie ich vorhin bemerkte: obſchon er die Proportionen ſeines Gegenſtandes nach außenhin übertreibt, ſieht er alle Verhältniſſe desſelben nach innen:

„Die Ouvertüre beginnt mit einzelnen tiefen, ernſten,

*) Siehe „Die Hauptſtrömungen ꝛc.“, Bd. II, S. 154 ff.

einförmigen Tönen; da erklingt zum erſten Mal aus unendlicher Ferne ein Wink, welcher jedoch, als ſei er zu früh gekommen, im ſelben Augenblicke zurückgenommen wird, bis man ſpäter aber- und abermals, kühner und kühner, lauter und lauter, jene Stimme hört, die ſich zuerſt hinterrücks, kokett und doch wie in Aengſten mit einſchlich, aber nicht durchzudringen vermochte. So ſieht man zuweilen in der Natur den Horizont finſter, umwölkt; zu ſchwer, um ſich ſelbſt zu tragen, ſtützt er ſich auf die Erde und hüllt Alles in ſeine dunkle Nacht, einzelne hohle Töne erklingen, jedoch nicht in Bewegung, ſondern wie ein tiefes Murmeln bei ſich ſelber — da ſieht man am äußerſten Saume des Himmels, fern am Horizonte, ein Flimmern; ſchnell fährt es längs der Erde hin, im ſelben Nu iſt es verſchwunden. Allein bald zeigt es ſich wieder, es nimmt an Stärke zu, es erhellt momentan den ganzen Himmel mit ſeiner Flamme, im nächſten Augenblick erſcheint der Horizont noch finſterer, aber ſchneller, noch glühender blitzt es auf, es iſt, als verlöre die Finſterniß ſelbſt ihre Ruhe und käme in Bewegung. Wie das Auge hier in dieſem erſten Flimmern die Feuersbrunſt ahnt, ſo ahnt das Ohr in jenem hinſterbenden Bogenſtriche die ganze Leidenſchaft. Es liegt eine Angſt in jenem Flimmern, es iſt, als würde es in der tiefen Finſterniß in Aengſten geboren — ſo iſt Don Juan's Leben."

Wie der Leſer, der die Abhandlung nicht kennt ſogleich bemerken wird, nimmt Kierkegaard die Sache durchaus nicht von der techniſchen Seite, er unterſucht nicht einmal rein äſthetiſch Mozart's Fähigkeiten und Mängel als dramatiſcher Komponiſt; Wagner'ſche Einwendungen würde er kaum einmal verſtehen. Verliebt, wie er iſt, in den Gedanken einer abſoluten Autorität, gehorcht er dem

Drange ſeines dankbaren Herzens, Mozart zu einer ſolchen zu machen, und läßt der Neigung ſeiner Natur zu demüthiger und anbetender Unterwerfung freien Lauf. Er will weniger Mozart beurtheilen, als aufmerkſam auf ihn machen, ihm Platz machen, die Flügelthüren aufreißen und rufen: „Der Kaiſer!“ Daher gipfelt ſeine Kritik Don Juan's in einem lyriſchen Erguſſe:

„Hört den Beginn ſeines Lebens! Wie der Blitz aus dem Dunkel der Wetterwolke heraus fährt, ſo bricht er aus der Tiefe des Ernſtes hervor, ſchneller als der zuckende Blitz, unſtäter als dieſer, und doch eben ſo taktfeſt; hört, wie er ſich in die Mannigfaltigkeit des Lebens hinab ſtürzt, wie er ſich an dem feſten Damme desſelben bricht, hört dieſe leichten, tanzenden Violintöne, hört das Winken der Freude, hört den Jubel der Luſt, hört des Genuſſes feſtliche Seligkeit; hört ſeine wilde Flucht, an ſich ſelbſt eilt er vorüber, immer ſchneller, immer unaufhaltſamer; hört das zügelloſe Begehren der Leidenſchaft, hört das Säuſeln der Liebe, hört das Flüſtern der Verſuchung, hört den Wirbel der Verführung, hört die Stille des Augenblicks — hört, hört, hört Mozart's Don Juan!“

18.

Die Abhandlung über „das Muſikaliſch-Erotiſche“ iſt in einer Stimmung der edelſten Kunſtbegeiſterung geſchrieben. Die über „Die erſte Liebe“ iſt, wie der Aſſeſſor Wilhelm ſagt, mit „einem faſt verzweifelten Enthuſiasmus“ verfaßt; denn ſie iſt in der Bitterkeit des Herzens geſchrieben, inſpirirt von jener unwillkürlichen Verachtung gegen das Weib, welche Kierkegaard natürlich war, welche er nur, wo er als Moraliſt ſchreibt, zu überwinden vermocht hat, aber welche wieder von Neuem durchbricht, wo er als religiöſer Reformator auftritt; es iſt ein mit Kälte empfangenes und mit Spott genährtes Produkt, und der Brillantſchimmer, in welchem es ſtrahlt, iſt der glitzernde Reif des Verſtandes, welcher dicht und kühl auf demſelben liegt.

Man hat ſich über die Willkür der Auffaſſung gegewundert, über das Weſen, das Kierkegaard von einer Scribe'ſchen Bagatelle macht. Allein, um dieſe Willkür recht zu verſtehen, muß man die Abhandlung in dem Lichte betrachten, in welchem Niemand ſie bei ihrem Erſcheinen ſehen konnte, in welches aber Kierkegaard's geſammte Schriftſtellerei ſie ſtellt. Sie wird erſt ganz verſtändlich, wenn man ſie mit der „Wiederholung“, mit Conſtantin's und Viktor's Reden in „In vino veritas“ und mit dem

Schreiben des Frater Taciturnus an den Leſer zuſammenhält, womit die „Stadien“ ſchließen.

Zu derſelben Zeit, während Kierkegaard den Drang empfand, ſeinen Schmerz darüber, daß ihm der Tod der Geliebten auf ſein Gewiſſen gelegt worden ſei, in „Furcht und Beben“ und „Schuldig? — Nichtſchuldig?“ von der tragiſchen Seite darzuſtellen, wurde ſein Gemüth geplagt und gereizt von der ſtachlichten Komik all der überflüſſigen Noth und Pein, die er ſich um eines jungen Mädchens willen gemacht, das, weit davon entfernt (wie ſie gemeint hatte), an der Trennung von ihm zu ſterben, ſehr ſchnell die glückliche Braut eines Andern geworden war. Es war nicht anders möglich, als daß er mit ſeinem ungewöhnlichen Blick für das Komiſche bald das Lächerliche hierin herausfühlen mußte. Er war hinreichend Humoriſt, um die lächerliche Rolle zu erkennen, die er ſelbſt geſpielt hatte. Der Frater iſt unerſchöpflich in Spöttereien über ſeinen Helden, der als Liebhaber eine ſo traurige Figur macht: ſein Kummer um das Mädchen iſt pure Schwärmerei, lächerlich an ſich, komiſch dadurch, daß er das Allerverrückteſte thut. Er, welcher im Verhältniß zu ihr Schickſal und Zufall hat abſchaffen wollen, hat ſich daran gewöhnt, beſtändig an der Naſe geführt zu werden, gerade wie es ihm durch verſchiedene Aeußerungen über ihre Zukunft widerfährt, die er ihr zu ſeinem eigenen Unglück entlockt, und bei denen ſie ſich nichts Erhebliches gedacht hat, als ſie dieſelben hinwarf, während er ſich ſtets verpflichtet fühlt, ſie wiederholend, Alles dabei denken zu wollen. Er bringt nach außenhin gar keine Wirkung hervor, außer was jede Mannsperſon eben ſo wohl bewirken könnte, daß ein Mädchen ſterben will u. ſ. w., er kann nicht einmal ein Mädchen unglücklich machen. Sie

dagegen bringt eine ungeheure Wirkung hervor. Er wird zum Narren durch seine demüthige Ehrerbietung.

Allein bald zwingen die Natur der Sache und der Selbsterhaltungstrieb Kierkegaard, mehr und mehr in seinem stillen Gemüthe den Fluch der Lächerlichkeit auf sie hinüber zu wälzen und gleichsam den Drang zu stillen, der in ihm war, „immer die Lacher auf seiner Seite zu behalten", indem er ihr Benehmen gegen ihn, ihre feierlichen Versicherungen, ihre Treue, als er mit ihr brechen wollte, und ihre trotz all der großen Worte bald darauf erfolgte Verbindung mit einem Anderen als einen Wirbel von Lächerlichkeiten ansah. Und mit seinem Hange, zu generalisiren, dehnt er in gewissen Stimmungsaugenblicken seine Auffassung dieser relativ harmlosen und liebenswürdigen Lächerlichkeiten bei dem einzelnen Individuum auch auf die anderen jungen Mädchen, auf alle junge Mädchen, auf das ganze weibliche Geschlecht aus, und in solchen Augenblicken lacht er höhnisch über all das Geschwätz von ewiger Liebe und von der ersten Liebe als ewig. In einem solchen Augenblick entstand die Abhandlung über „Die erste Liebe" mit dem ganzen Sturm von Gelächter, den sie auf das Haupt der von Natur liebenswürdigen, aber durch Romanlektüre erzogenen und verschrobenen Emmeline herab schüttet.

Einmal dazu angelegt, immer wieder eine verhältnißmäßig kleine Reihe von Ereignissen in seinem Gemüthe zu drehen und zu wenden, sieht er jetzt, so zu sagen, jeden Punkt seiner Leidensgeschichte abwechselnd in pathetischer und in komischer Beleuchtung. Der entscheidende Wendepunkt in der „Leidensgeschichte" (in den „Stadien") ist dieser:

„Großer Gott .... ich finde ein Billet, das mit einer

verzweifelten Leidenschaft abgefaßt ist; sie kann nicht ohne mich leben, es wird ihr Tod, wenn ich sie verlasse, sie beschwört mich um Gottes, um meiner Seligkeit willen, bei jedem Andenken, das mich bindet [offenbar das Andenken des Vaters], bei dem heiligen Namen, den ich nur selten nenne, weil mein Zweifel mich daran gehindert hat, ihn mir anzueignen, wenn ich ihn auch eben darum wie keinen anderen verehre [natürlich der Name Christi]. So bin ich also mit ihr verlobt."

Man vergleiche hiemit die nachfolgende Tagebuchsnotiz:

„Replik."

„Eine humoristische Individualität trifft mit einem Mädchen zusammen, das einstmals versichert hat, es würde ihr Tod sein, wenn er sie verließe; er findet sie verlobt. Er begrüßt sie und sagt: Darf ich Ihnen danken für die Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben? vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen (er langt 2 Mark 8 Schillinge aus seiner Westentasche hervor, und reicht ihr dieselben hin). Sie wird stumm vor Entrüstung, bleibt aber doch stehen und will ihm durch ihren Blick imponiren; da fährt er fort: Es bedarf keines Dankes, es ist eine Beihilfe zur Aussteuer, und an dem Tage, wo Sie Hochzeit geben und Ihre Wohlthat krönen, verpflichte ich mich bei Allem, was heilig ist, um Gottes und Ihrer ewigen Seligkeit willen, Ihnen fernere 2 Mark 8 Schillinge zu senden."

Die direkte Parodie ist deutlich genug. Nichts hat augenscheinlich Kierkegaard mehr gequält, als jene Beschwörung, und deshalb läßt er schon in der „Leidensgeschichte" seinen idealen namenlosen Helden, welcher sich durch dieselbe gebunden fühlt, seine Zuflucht zu der burleskesten Karikirung nehmen:

„Wäre es eine Andere, so würde es meinen Zorn beschwichtigen, kund gethan zu sehen, daß diese starken Worte und feierlichen Beschwörungen weder Mehr noch Weniger waren, als, mit Respekt zu sagen, ein böses Aufstoßen, ein kleines Ruckſen, vielleicht durch allzu viel Romanlektüre veranlaßt, daß diese Todesgedanken Träume waren, nicht wie die Juliens bei Shakespeare, nachdem sie das Gift genommen hat, sondern wie Grete sie bei Wessel bekommt *), nachdem sie Erbsen gegessen hat."

Weniger bitter und mit größerer Kälte betrachtet der Frater selbst, der fingirte Verfasser der Geschichte, die Handlungsweise des jungen Mädchens; er bemerkt nur, daß sie, wenn ihr Leiden tragisch gewesen wäre, geschwiegen und sich ruhig verhalten hätte; jetzt sei sie in das entgegengesetzte Extrem verfallen und habe nach der Art junger Mädchen den Mund so voll wie möglich genommen, habe sich selbst damit gequält, eine unglücklich Liebende nach größtem Maßstabe sein zu wollen. Er macht zugleich darauf aufmerksam, daß der Held wahrscheinlich die Sache höchst pathetisch als einen „Bruch mit der Idee" ansehen würde, wenn sie sich mit einem Andern verheirathete, daß sie aber doch in der Wirklichkeit dann nichts Anderes thäte, als daß sie sich „sine ira et studio" einen neuen Kavalier auf dem Balle des Lebens anschaffe; „wenn man nämlich den Einen nicht bekommen kann, so nimmt man den Anderen, ungenirt von Idee-Weitläuftigkeiten, und eben deshalb liebenswürdig." Man spürt die Geringschätzung hinter den überlegenen Worten.

Mit solchen Gefühlen im Herzen, mit solchen Gedanken im Kopfe, hat Kierkegaard zu der Zeit, als er zur Aus-

*) In der burlesken Tragikomödie „Liebe ohne Strümpfe."

arbeitung von „Entweder — Oder“ ſchritt, im königlichen Theater geſeſſen und die Aufführung der „Erſten Liebe“ angeſehen. Man begreift daher ſehr wohl, was der Verfaſſer der Abhandlung in Wirklichkeit meint, wenn er ſagt: „Scribe's Stück hat auf mannigfache Art mein perſönliches Leben berührt.“ Es war für ihn der befreiende Hauch, nach welchem der Groll und Spott in ihm lechzte. Er entlud ſich gleichſam auf dem Zuſchauerplatze des Stückes all ſeiner perſönlichen Erfahrungen im Kapitel des Weibes und der Bedeutung der erſten Liebe, und ſah es mit Entzücken im Meere der Ironie verſinken. Er kannte ſie ja ſo gut, Emmelinens inhaltloſe Leidenſchaft, er kannte ſo gut dieſe Reminiscenzen der Romanlektüre, und er verſtand es ſo gut, daß ihre höchſt liebenswürdigen, aber unſinnigen erotiſchen Gebärden die Umgebung in hoffnungsloſe Verwirrung ſetzen.

In „In vino veritas“ läßt er ſeinen Conſtantin ſagen, daß kein Jüngling halb ſo viel Idealität beſitze, wie ein junges Mädchen, daß aber die ihrige ſtets Illuſion ſei, nur vorhanden im Augenblicke der Phantaſie und daher in der Wirklichkeit Spaß, ſo daß die Formel für jede weibliche Exiſtenz dieſe ſei: „früher Kaiſerin in den weiten Gefilden der Liebe und Titularkönigin aller Uebertreibungen der Thorheit, jetzt Madame Peterſen an der Ecke der Badſtubenſtraße.“ Emmeline in Scribe's Luſtſpiel illuſtrirt dieſen Satz; denn von der erſten bis zur letzten Scene befindet ſie ſich in ununterbrochener Illuſion, und das ganze Stück iſt ein Spott über ihre Sentimentalität und falſche Romantik.

Er läßt ebendaſelbſt Conſtantin ſagen: „In erotiſcher Hinſicht glaubt man ihr [jeder Frau] unbedingt .... glaubt unbedingt all jene Ausbrüche einer unverbrüchlichen

Romantik, in der sie vermuthlich umkommen würde, wenn man nicht ein Sicherheitsventil anbrächte, durch welches der Seufzer und der Rauch und die Aria*) der Romantik entströmen und den Anbeter selig machen." Es ist diese Situation, welche Emmeline in dem Stücke illustrirt; denn weit entfernt davon, daß die Welt ihr ungünstig wäre, sind alle Verhältnisse so zurecht gelegt, daß sie in romantischen Versicherungen und Floskeln schwärmen kann, ohne die Ironie zu fühlen, welche in der Atmosphäre um sie schwebt.

Einer der Hauptpunkte in der „Leidensgeschichte" war das krampfhafte Festhalten des jungen Mädchens an ihrem Liebhaber in dem Augenblick, wo er sich von ihr zurück ziehen will. Aber- und abermals wird in Kierkegaard's Schriften diese Anhänglichkeit in ein hochkomisches Licht gestellt. So in der „Wiederholung", wo es bei demselben Anlasse heißt: „Groß ist die weibliche Treue, besonders wenn man sie sich verbittet, unergründlich und unbegreiflich ist sie zu allen Zeiten." Fast gleichlautend sagt Constantin in den „Stadien": „Unbegreiflich groß ist die Treue des Weibes, so lange sie des Geliebten nicht sicher ist, und eben so unbegreiflich groß, so bald er sich ihre Treue verbittet." Aber in Scribe's Lustspiel „Die erste Liebe" fand Kierkegaard gerade einen vollkommen fertigen Typus der Lächerlichkeit, die er mit so versessenem Eifer deutlich zu machen und zu charakterisiren suchte, und deßhalb ruft der Verfasser des Aufsatzes in „Entweder — Oder" mit Jubel aus: „Emmelinens Treue wird durchaus parodisch. Um keinen Preis will sie ihn aufgeben, weder durch Feuer noch durch Wasser läßt sie sich schrecken; Charles' Ver-

*) Anspielung auf Wessel's vorhinerwähnte Tragikomödie.

legenheit wird immer größer, da er sie loszuwerden wünscht. Eine solche Treue ist ganz in ihrer Ordnung; denn ein kleines Fräulein wie Emmeline pflegt stets am treuesten zu sein, wenn der Geliebte sie loszuwerden wünscht."

Allein der eigentliche springende Punkt in der „Leidensgeschichte" war ja nicht bloß jene wenig erwünschte Treue, sondern das unselige Wort des jungen Mädchens (mag es nun in Wirklichkeit gesagt worden sein oder nicht), daß der Bruch ihr Tod sein werde. Zu derselben Zeit, wo Kierkegaard in „Furcht und Beben" Tragödie auf Tragödie um diese Antwort thürmt, ein ganzes Mausoleum über derselben erbaut, einen prächtigen Kenotaph, mit der trauernden Statuette des jungen Mädchens gekrönt: zu derselben Zeit erweckt diese Antwort seinen wildesten Hohn und veranlaßt ihn, so oft er derselben gedenkt, dazu, sie in wahren Lachparoxysmen unter einem Hagel fauler Eier und einem Bombardement übelriechender Apfelsinen zu begraben.

Man höre nur Constantin Constantius erzählen, wie er seiner Verstorbenen auf der Straße begegnet. Gut, denkt er, ist's für die Mädchen, daß sie nicht jedes Mal, wenn sie sterben, begraben werden müssen. Eine Verstorbene ist ihm eine der amüsantesten Figuren, mit denen man im Leben zusammentreffen kann, sie leistet Alles, was man billigerweise von Beiträgen zum Amüsement verlangen kann. Sie stirbt aus Liebe, Das ist gewiß, denn sie hat es selbst gesagt. Aber sollte sie deshalb nicht wieder lieben können? Warum nicht, wenn man sie nur wieder lebendig machen kann? Dann ist sie ja ein neuer Mensch, und ein neuer Mensch, ein anderer Mensch liebt wieder zum ersten Mal, und darin ist nichts Auffallendes. „O Tod," ruft er aus, „groß ist Deine Macht; nicht das kräftigste

Vomitiv, nicht das ſtärkſte Laxativ könnte ſo entleerend wirken!"

Allein hier bei der Aufführung der „Erſten Liebe" ſah Kierkegaard gerade auch dieſe ſeine komiſche Lieblingsſituation auf der Bühne: das junge Mädchen, welches verſichert, nicht ohne den Gegenſtand ihrer erſten Liebe, Peter, leben zu können, und welches in aller Liebenswürdigkeit zehn Minuten darauf ſeinem Nachfolger Paul ihre Hand giebt mit der Verſicherung, daß das Frühere ein Irrthum geweſen, und daß erſt Dies ihre erſte Liebe ſei. Daher die Worte des Aufſatzes: „Die tiefe Ironie in der Situation liegt alſo in Emmelinens unverbrüchlicher Treue, die um keinen Preis auf Charles verzichten kann, da es ihr das Leben koſten würde, ſo wie in Charles' ſteigender Verlegenheit, der ſie nicht loswerden kann."

Aber noch ein letzter Berührungspunkt von einer eigenen und ganz beſonders unheimlichen Art fand zwiſchen Kierkegaard und dem Scribe'ſchen Stücke ſtatt. Was iſt nämlich jener Charles, auf den Emmeline aus purer Illuſion nicht verzichten will? Etwa ein natürlicher Gegenſtand romantiſcher Treue? Nein. „Es wird Einem faſt ſchlecht zu Muthe, wenn man den Blick auf die unendlich geſunde Dummheit heftet, die auf ſeinem Geſichte ausgeprägt liegt. Und doch iſt es keine unmittelbare Dummheit, ſein Blick hat noch eine Schwärmerei, die in ihrem Blödſinn an eine Vergangenheit erinnert." Aus purer romantiſcher Orthodoxie und Faſelei will Emmeline ihn nicht freigeben. Aber was hat Kierkegaard mit dieſem lächerlichen Patron zu ſchaffen? wird man fragen. In ſeiner eigenen Geſtalt freilich weniger als Nichts. Aber der Held der „Leidensgeſchichte" hat mindeſtens Eine ſtarke Aehnlichkeit mit ihm, da er ſich — wiewohl vergeblich —

des Betruges bedient, um seine Geliebte von sich frei zu machen. Man beachte diesen seinen Ausbruch:

„So ergreife mich denn mit all deiner Macht, du gewaltige Leidenschaft, du Fälscher, welcher der Wechselbalg der Wahrheit, aber im Betrug nicht von ihr zu unterscheiden ist! ... Verwandle alle Qual in meiner Brust zu Geschwätz auf den Lippen, alles Pathos darin zu Gefasel, wenn es laut wird! Nimm's fort, nimm es fort, verbirg jeden Zug, jede Miene, jedes Gefühl, jede Spur eines Gefühls, die ihr gefallen könnten, so sicher, daß keine Wahrheit durch den Betrug schimmert! Schaffe mich um, laß mich dasitzen, wenn ich bei ihr sitze, wie eine nickende Pagode, mit einem gedankenlosen Lächeln auf der Lippe, umdünstet von Albernheit!"

War es nicht lächerlich, zum Verzweifeln lächerlich, daß er sich zu einem Charles umgeschaffen hatte, und vergebens? Emmeline hatte sich darin gefallen, ihm gleichwohl treu bleiben zu wollen, und als sie ihn gebührend mit Treue gemartert, hatte sie liebenswürdig und ungenirt Rinville genommen. Begreift man die zitternde Leidenschaft, mit welcher seine beißende Feder die Worte niederschrieb:

„Alles, was Emmeline sagt, erweist sich als Gefasel, das Eheversprechen mit eingerechnet. Ihre alte Verliebtheit in Charles ist Gefasel, ihre neue in Rinville ist auch Gefasel; ihre Schwärmerei ist Gefasel, ihr Zorn ist auch Gefasel; ihr Trotz ist Gefasel, ihre guten Vorsätze sind auch Gefasel."

Das wahre Wesen der kleinen romantischen Gazelle erweist sich als „das unendliche Gefasel."

Die Abhandlung über „Die erste Liebe", ausgelassen witzig, wie sie ist, und von einem negativen und parodirenden Enthusiasmus beseelt, ist also das Satyrspiel zu

der dreitheiligen Tragödie, welche aus der „Wiederholung“, „Schuldig? — Nichtschuldig?“ und „Furcht und Beben“ besteht.

19.

Auf dem Titelblatte von „Entweder — Oder“ stehen als Motto zwei übersetzte Verszeilen des englischen Dichters Young*):

„Ist denn die Vernunft allein getauft,
sind die Leidenschaften Heiden?“

ein Ausspruch, den man im Munde eines solchen halbpietistischen Dichters leicht versteht, den aber von einem Geiste wie Kierkegaard gebraucht zu sehen man sich wundern könnte. Sieht man jedoch die Worte scharf an, so entdeckt man eins der tiefsten Charaktermerkmale in Kierkegaard's Schriftstellerei.

Er geht davon aus, daß die Vernunft getauft sei. Die unzähligen feinen Untersuchungen und Analysen, welche seinen ohne Uebertreibung ungeheuren und riesenhaften Werken zu Grunde liegen, sind nicht voraussetzungslos oder vorurtheilsfrei ausgeführt. Auch vermochte ja kein Wort in solchem Grade Kierkegaard's bald witzigen, bald nahezu skurrilen Spott und Hohn herauszufordern, wie der große Grundsatz der Philosophen: Es ziemt sich, an Allem zu zweifeln. Die Vernunft, welche hier prüft, ist eine getaufte Vernunft, mit Feuer getauft, aber getauft — es ist eine Vernunft, die zum Voraus ein Gelübde betreffs der Resultate abgelegt hat, zu denen sie gelangen will,

*) Are passions then the Pagans of the soul,
Reason alone baptized?
The complaint IV, v. 630.

und die ſelbſtverſtändlich zu keinem anderen Reſultate gelangt. Sie weiß, wie der Schüler, welcher in das Buch des Lehrers geguckt hat, was das Facit iſt, ehe ſie das Rechenexempel beginnt, und bekommt dasſelbe daher bei jeder Rechnung heraus. Das Neue Teſtament, nach der Auffaſſung der Orthodoxie geleſen, iſt das Buch, in welchem die rechte Löſung aller Aufgaben enthalten iſt.

Ich brauche kaum zu bemerken, daß es um die großen und bahnbrechenden Geiſter anderer Länder in dieſem Jahrhundert ganz anders ſteht: bei Littré und George Sand, bei Goethe und Hegel, bei Shelley und Stuart Mill iſt die Vernunft nicht getauft. Dafür ſind bei ihnen — bildlich geſprochen — die Leidenſchaften getauft. Diejenigen unter ihnen, welche die Leidenſchaften dichteriſch ſchildern, laſſen ſie wohl hin und wieder in ihrer ganzen urſprünglichen Wildheit zu Worte kommen, aber nicht ein ganzes Kunſtwerk hindurch, in der Regel ſind ſie gemildert, geadelt, als feurige, aber gehorſame Roſſe vor den Triumphwagen des Geiſtes geſpannt.

Gerade entgegengeſetzt bei Kierkegaard. Wie die Vernunft bei ihm getauft iſt, ſind die Leidenſchaften in ſeinen Schilderungen ungetauft, und Dies verleiht denjenigen ſeiner Produktionen, in welchen er die „äſthetiſche“ Exiſtenzſphäre, das Genußleben, das Weib als Gegenſtand des Verlangens für den Mann darſtellt, einen ſo eigenthümlichen Charakter. Das bekannteſte dieſer Erzeugniſſe iſt „das Tagebuch des Verführers“, in welchem der erſte Theil von „Entweder — Oder“ gipfelt, und daran ſchließt ſich die erſte Abtheilung der „Stadien“: „In vino veritas.“ Es ſind zwei Meiſterwerke höchſten Ranges, aber zwei unheimliche, beunruhigende Meiſterwerke. Erweckte das unvergleichliche Trinkgelag in den „Stadien“, bei dem

Stumpfſinne des Publikums, geringe oder gar keine Aufmerkſamkeit, als das Buch erſchien, ſo machte dafür das Tagebuch ein um ſo größeres Aufſehen beim Erſcheinen von „Entweder — Oder", weil das Publikum, das eine Scheu vor ſchwierigen Büchern hat, aber alle durchſchnüffelt, raſch entdeckte, daß das Papiermonſtrum des unbekannten Verfaſſers, außer all ſeinen Anſprachen an Συμπαρανεκρωμενοι und ſeinen erhabenen Abhandlungen über das Aeſthetiſche und Ethiſche, die offenbar zum Ueberſchlagen beſtimmt waren, zugleich das Tagebuch des Verführers enthielt, wovon man ſich ſchon im Voraus einen himmliſchen Genuß verſprechen konnte.

Es war in der That auch ein höchſt geniales Produkt, eine der kapitalen Leiſtungen jener reichen Periode in der ſchönen Literatur Dänemarks. Aber es war eine ſeltſame Art Verführer, den man hier kennen lernte, es war eigentlich der Schatten eines Verführers, phantaſtiſch, blutlos wie ein Schemen. In dieſem Tagebuche fand ſich keine ſchöne und glückliche Sinnlichkeit wie unter dem taghellen Himmel Griechenlands, keine milde und edle Sinnlichkeit, wie ſie in Goethe's klarem, durchſichtigem Mondſchein hervor tritt, keine wild blühende Sinnlichkeit, wie in Byron's funkelnder Sternſchnuppennacht, überhaupt keine Sinnlichkeit im eigentlichen Verſtande, ſondern ein geiſtesariſtokratiſcher Stolz, das ewig hungrige Lechzen einer unerſättlichen Eitelkeit nach Nahrung, und ein Verlangen, das molochartig glühende Arme nach ſeinem Gegenſtande ausſtreckt, um ihn in ſeiner Umarmung zu verſengen, zu verzehren, zu vernichten.*)

*) Ueber das Verhältniß zwiſchen dem Tagebuche des Verführers und verwandten Erſcheinungen der europäiſchen Literatur vgl. „Die Hauptſtrömungen ꝛc.", Bd. II, S. 51 ff.

Man verſteht das Werk beſſer, wenn man auch „In vino veritas“ geleſen hat, wo die Hauptperſon desſelben wieder auftritt. Lieſt man die Schilderung dieſes Trinkgelags in der rechten Stimmung, was nicht ganz leicht iſt, wenn man ſie häufig geleſen hat, ſo iſt es Einem, als ſtünden die Redenden nicht in einem erhellten Saale, ſondern im Dunklen, und als ſchlügen ihnen bei ihren Worten blaue Flammen zum Munde heraus. Es iſt höchſt eigenthümlich für Kierkegaard, daß er bei ſo außerordentlichen poetiſchen Gaben niemals ein unſchuldiges oder doch ſchuldloſes Bild des ewig Frühlingshaften in der menſchlichen Liebe hat geben können oder wollen — ſein Ehepaar trägt einen Anflug von Philiſtroſität, — ſondern ſtets die irdiſche Luſt hat in Verzweiflung zurückſchleudern müſſen. Es iſt bezeichnend, daß es ihm nicht gelungen iſt, uns andere Perſönlichkeiten irgendwie ſichtbar vor Augen zu ſtellen, als die Apoſtel der Verzweiflung. Das kam daher, weil er, trotz ſeines Verſuches, die ſittliche Sphäre zwiſchen der äſthetiſchen und der religiöſen einzukeilen, in Wirklichkeit nur an zwei Möglichkeiten glaubte: Hedonismus oder Askeſe, ein Leben des Genuſſes oder der Entſagung; beide Lebensformen wuchſen vor ſeinem Blicke zu einer ſolchen Macht empor, daß ſie die dazwiſchen liegende natürliche und humane Form des Seins erdrückten. Daher das Unheimliche in jenen Meiſterwerken. Lieſt man „In vino veritas“ kritiſch, ſo fühlt man, wie die Totalſtimmung des Vortrags abwechſelnd die Kloſterſehnſucht nach dem Weibe als dem verbotenen Gut und der Mönchshaß gegen das Weib als das unreine Weſen iſt, deſſen Berührung erniedrigt. Auf dieſe beiden Grundſtimmungen laſſen ſich alle Ergüſſe zurückführen, vielleicht einzig mit Ausnahme der Rede des „jungen Menſchen“, welche rein neutral und

geschlechtslos ist. Hinter diesen prunkenden und ausgelassen geistreichen Reden gewahrt man gleichsam in unbestimmten Kontouren eine ideale Persönlichkeit, welche bald ihren klapperschlangenhaften Blick begehrlich auf das Weib heftet, bald dasselbe mit katholischem Pfaffendünkel und pfäffischer Verachtung voll Ekel von sich schleudert, — abwechselnd purer Dämon und purer Geist.

Der Verführer ist abwechselnd Dasselbe. Darum sagt Cordelia von ihm: „Bisweilen war er so geistig, daß ich mich als Weib vernichtet fühlte, zu anderen Zeiten so wild und leidenschaftlich, so verlangend, daß ich fast vor ihm zitterte", also wechselsweise Geist und Dämon. Und, wie das Citat besagt, die Leidenschaft des Helden ist nicht die gewinnende und fesselnde Leidenschaft der Jugend, sondern eine Leidenschaft, vor welcher das Weib zittert, eine ungetaufte, heidnische.

Aber hierin liegt zugleich die tiefe und in ihrer Art ganz einzige Originalität dieser Erzeugnisse. Sie sind unzweifelhaft das in literarischer Hinsicht Vorzüglichste, was Kierkegaard geschaffen hat. Es sind Arbeiten, die, in einer der Hauptsprachen Europas geschrieben, ihren Verfasser weltberühmt gemacht haben würden, zumal da sie nicht vereinzelt, sondern als Glieder eines Ganzen von entgegengesetztem Geiste erschienen. Wenn man das Tagebuch des Verführers mit Schlegel's „Lucinde" vergleicht, welcher das Motiv, wie schon erwähnt, entnommen ist, und wenn man bedenkt, wie berühmt diese schwache und in jeder Hinsicht unzulängliche Arbeit geworden ist, so fühlt man, welches Unrecht das Schicksal Kierkegaard dadurch zufügte, daß es ihn nicht in einem größeren Lande geboren werden ließ. Und wenn man „In vino veritas" mit Platon's „Symposion" zusammen hält, als dessen Gegenstück es sich

darstellt, so muß man mit Bewunderung empfinden, daß es den Vergleich so gut verträgt, wie eine moderne Komposition es überhaupt vermag. Das ist gewiß kein geringes Lob.

Im „Tagebuch des Verführers" stelle ich die Episoden am höchsten; solche Skizzen von wenigen Seiten, wie das Spiel der Zephyre mit den jungen Mädchen oder die Schilderung der Dienstmädchen im Schloßgarten von Frederiksberg*), sind kleine Wunder der Beobachtungsgabe und Darstellung. Sie haben Nichts von dem Gekünstelten der planmäßigen Verführungsgeschichte, Nichts von dem abstoßenden Raffinement der zahlreichen Briefe und Billette des Johannes, geschweige von Cordelia's pedantischen Nachahmungen derselben; sie sind so augenscheinlich nach Motiven aus der Wirklichkeit ausgeführt, daß man hier ausnahmsweise bei Kierkegaard den Grund und Boden der Erde unter seinen Füßen verspürt. Inmitten der abstrakt-dämonischen Sphäre, in welcher der Verfasser heimisch ist, geben sie uns die trefflichsten Lebensbilder aus dem Kopenhagen der damaligen Zeit, klein, aber mit einer phantasievollen Flottheit und Größe des Stils gemalt.

In „In vino veritas" ist aus demselben Grunde der Modehändler die beste Figur, er ist der Einzige, welcher nicht lauter Abstraktion ist, der Einzige, welcher eine andere Profession im Leben hat, als die, jung, Eremit, Beobachter oder Verführer zu sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß er irgend einer Wirklichkeit abgelauscht wäre; nach einem so idealistisch verzweifelten Modehändler müßte man wohl lange suchen, und kopenhagenerisch ist er schon deßhalb nicht, weil unsere Verhältnisse viel zu klein waren, um ein solches Produkt der Hypercivilisation zu erzeugen.

*) Uebersetzt in „Das geistige Leben in Dänemark ꝛc.", von A. Strodtmann, S. 113 ff.

Aber es ist bezeichnend für Kierkegaard's geistigen Scharfblick, daß diese Gestalt, welche in Dänemark ein Phantasiebild war, in Frankreich nahezu eine Wirklichkeit war. Man kann in der modernen französischen Literatur ringsum Parallelen zu ihm und seiner Rede finden. Wenn der Modehändler hier sagt: „Es giebt keine distinguirte Gesellschaft, in der mein Name nicht der erste und letzte wäre, und es giebt keine bürgerliche Gesellschaft, in der mein Name, wenn er genannt wird, nicht eine heilige Ehrfurcht wie der des Königs einflößt, und keine Tracht ist so wahnwitzig, daß sie nicht, wenn sie aus meinem Laden stammt, von einem Flüstern begleitet würde, wenn sie durch den Saal rauscht", so findet man eine Parallele dazu in dem Pariser Modehändler in Taine's „Monsieur Grain d'orge", der keine Dame empfängt, die ihm nicht erst vorgestellt worden ist*). Wenn der Modehändler in den „Stadien" von seinen Nähmamsellen spricht, an deren Toilette er Nichts spare, damit die Dogmen der Mode in seinem Laden mit Nachdruck verkündet werden können, wenn er den vornehm nonchalanten Blick schildert, mit welchem er das eintretende junge Mädchen mißt, die Weise, wie sie dann von seinen abgerichteten Handlangern gemessen und taxirt wird, so ist Das nur eine hysterisch-phantastische Uebertreibung des Verfahrens, das von Balzac's wirklich-

*) „Dies kleine trockene Geschöpf, schwarz, nervös, welches das Aussehen einer im Feuer gebräunten Mißgeburt hat, empfängt sie in einer Sammetblouse stolz ausgestreckt auf einem Divan, die Cigarre zwischen den Lippen. Er sagt ihnen: ‚Gehen Sie, drehen Sie sich um; gut; kommen Sie in acht Tagen wieder, ich werde Ihnen die Toilette komponiren, welche Ihnen steht'. Nicht sie treffen die Wahl, sondern er, sie sind nur zu glücklich. Auch bedarf es erst einer Einführung, um von seiner Hand bedient zu werden".

keitsgetreuem Gaudiſſart und ſeinen Kommis angewandt wird*).

Droz' kleine Pariſer Schilderungen zeigen uns, wie nicht einmal der Zug, daß es eigene Modentrachten für den Kirchgang giebt, in Frankreich fehlt, und die Scenen bei dem Modehändler in Zola's „La curée" liefern einen ernſthaften Kommentar zu des Kierkegaard'ſchen Modehändlers Schilderung von der Art und Weiſe, wie die weibliche Lascivität ſich in ſeinem Etabliſſement verrathe. In den „Stadien" iſt der Modehändler, wie bemerkt, nur als eine unwirkliche, unhiſtoriſche Abſtraktion gedacht, Johannes Climacus giebt ſogar ſpäter (in der „Abſchließenden Nachſchrift") das Recept zu ihm, er iſt „dämoniſche Verzweiflung in Leidenſchaft".

In der wirklichen Welt war er zu jener Zeit eine geſellſchaftliche Macht, und hiſtoriſch betrachtet in der Juſtemilieu-Periode obendrein eine politiſche Macht erſten Ranges, in Frankreich wählbar, dekorirt und zum Diner in den Tuilerien bei dem Bürgerkönige Ludwig Philipp eingeladen.

---

*) „Dieſe emeritirten Gaudiſſarts haben allwöchentlich den Kampf mit tauſend Kapricen beſtanden, ſie kennen alle Vibrationen der Kaſchemir-Saite, in den Herzen der Frauen. Wenn eine Lorette, eine reſpektable Dame, eine junge Familienmutter, eine Löwin, eine Herzogin, eine biedere Bürgersfrau, eine freche Tänzerin, ein unſchuldiges Fräulein, eine gar zu unſchuldige Fremde ſich zeigen, wird Jede von ihnen ſofort durch dieſe ſieben oder acht Menſchen analyſirt, welche ſie in dem Augenblicke ſtudirt haben, wo ſie die Hand auf den Fallgriff der Ladenthür legte .... Zittert! Niemals täuſcht ſich dieſer hohe Rath der Gaudiſſarts, welchem der Principal präſidirt. Dann werden die Gedanken eines Jeden durch Blicke, nervöſe Zuckungen, Lächeln, Lippenbewegungen mit Telegraphen-Schnelligkeit von Einem dem Anderen mitgetheilt ꝛc.".

Das Tagebuch des Verführers und das Trinkgelag, die beiden Arbeiten, in denen die Gruppe von Kierkegaard's Schriften, welche das Genußleben darstellen, kulminirt, sind unzweifelhaft das in sprachlicher Hinsicht Hervorragendste, was er geschaffen hat. In sprachlicher Hinsicht sind sie Denkmäler, dauernder als Erz. Nie zuvor hatte die dänische Prosa solche Wunderwerke vollbracht. Die dänische Sprache, die, nach Kierkegaard's eigener Charakteristik, wiewohl nicht ohne Ausdruck für das Große und Entschiedene, „eine anmuthige, gefällige, holdselige Vorliebe für den Zwischengedanken, den Nebenbegriff, das Beiwort und das Geflüster der Stimmung und das leise Summen des Uebergangs hat", ward hier im Dienste einer eben so wortreichen wie gedankenvollen Leidenschaft entwickelt. Unter den Händen dieses Schriftstellers erwuchs nicht allein „eine Literatur in der Literatur", sondern auch eine Sprache in der Sprache, eine Sprache, deren Stil so entfernt, wie möglich, von der Ruhe des Lapidarstils und von der Reinheit des Nationalstiles war, ein gereizter, überladener, ausgetüpfelter und geschnörkelter Stil, in welchem das Eigenschaftswort, das den Vortrag breit macht, eine größere Rolle als das Zeitwort, das ihn kraftvoll macht, und die Stimmung eine größere Rolle als die Kontour spielt, aber wo Alles Leidenschaft war, — ein Sprachkörper, der ganz aus Puls bestand. Wie prunkvoll auch der Ausdruck war, die Leidenschaft, welche er aussprach, war darum nicht minder dämonisch, nicht minder tief empfunden. Er war ein flammengekräuseltes Schwert mit manirirtem Griffe und stark verzierter Klinge, aber Tod bringend mit seinem Stoße. Glücklicherweise ward es niemals gebraucht, um Unheil anzurichten.

Der Stil hier trägt den Charakter, daß er selten

eigentlich gesprochen ist wie die kurze Replik, und selten eigentlich geschrieben ist wie ein Buch; es ist ein Stil zwischen beiden, ungefähr wie der Briefstil, der Etwas von der Vertraulichkeit und dem Nachdruck der mündlichen Unterhaltung, Etwas von dem Periodenbau und der Berechnung der Buchsprache hat. Es ist daher ein reiner Virtuosen-Stil, der mit der Sprache spielt, Kunststücke mit den Worten treibt, sie in einen Knoten schlingt oder zu einer Schleife verknüpft. Er wendet sich — im Gegensatz zu dem jüngeren europäischen Prosastile — mehr ans Ohr als ans Auge, er erstrebt einen gewissen recitativischen Rhythmus, welcher dem Gehörsinne schmeichelt*). Kierkegaard meißelt nicht die Sprache zu einer Statue aus, er verwandelt sie in ein endloses Panorama, das unter

*) Einzelne Billets des Verführers z. B. sind so rhythmisch ausgearbeitet, daß sie sich recht gut als Verse derselben Art niederschreiben ließen, wie sie Tieck in seinen „Reisegedichten eines Kranken" und Oehlenschläger in seiner Elegie „Der Greis an Werther's Grabe" verwendet:

„Meine Cordelia!
Bald, bald bist Du mein!
Wenn die Sonne dann schließt
Ihr spähendes Auge,
Wenn die Geschichte
Vorüber ist,
Und die Mythen beginnen,
Dann werf' ich nicht nur
Meinen Mantel um mich,
Sondern ich werfe als Mantel
Die Nacht über mich,
Und eile zu Dir,
Und horche, um Dich zu finden,
Nicht auf Schritte,
Sondern auf das Pochen des Herzens.
Dein Johannes."

Ein Blick auf den ersten Entwurf zu diesem Billette in den „Hinterlassenen Papieren" zeigt uns die Mühe, welche der Verfasser sich gegeben hat, um das Rhythmische zuwege zu bringen.

einem musikalischen Accompagnement fast zu schnell an unsern Blicken vorüber zieht.

Es ist die Sprache der Leidenschaft, denn es ist Leidenschaft in der ätzenden Ironie wie in der tief bewegten Verwunderung, Leidenschaft vor Allem in der unruhigen Verzweiflung, welche an der Spitze einer Kavallerie von Prädikaten einhaut, deren eines kühner und flinker als das andere ist, und welche abschwenkt, mitten in gestreckter Karrière parirt, was einen Eindruck hervorbringt, als schlüge die Stimme unter der furchtbaren Gemüthsbewegung um.

Wie schneidend klingt es z. B., wenn Constantin sagt: „Die Erklärung ist nicht schwierig, wenn man wirklich Ernst daraus macht, unglückliche Liebe und Tod in Bezug zu einander zu setzen, wenn man den Ernst dazu hat, diesen Gedanken festzuhalten, und so viel Ernst muß man immer haben — des Spaßes halber.“ — Wie ergreifend wirkt es, wenn „der junge Mensch“ seine tiefgedachte und melancholische Rede, eine Jungfernrede in jeder Bedeutung des Wortes, die gleichsam auf nie berührten Schmetterlingsflügeln in der Luft schwebt, mit dem Ausrufe endet: „Will Keiner lachen?“ — Und wie viele Dichter vermögen wohl, wie Kierkegaard, den Charakter der kalten Verzweiflung in einer einzigen Replik wiederzugeben! Man lese z. B. das Billet, welches der Selbstmörder in „Entweder — Oder“ seinem Bruder schickt:

„Hochverehrter Herr Justizrath!

„Ich schreibe an Sie, weil Sie mir in gewisser Weise am nächsten stehen; in einer anderen Weise stehen Sie mir nicht näher, als andere Menschen. Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich nicht mehr. Sollte

Jemand Sie nach dem Grunde fragen, ſo können Sie ſagen: es war einmal eine Prinzeſſin, die hieß Morgenſchön, oder ſonſt etwas Aehnliches; denn ſo würde ich ſelbſt antworten, wenn ich hätte die Freude haben können, mich zu überleben. Sollte Jemand Sie nach der Veranlaſſung fragen, ſo können Sie ſagen, daß es in Veranlaſſung der großen Feuersbrunſt geſchah. Sollte Jemand Sie nach der Zeit fragen, ſo können Sie ſagen, daß es in dem für mich ſo merkwürdigen Julimonat geſchah. Sollte Niemand Sie nach dem Einen oder Anderen fragen, ſo brauchen Sie Nichts zu antworten ...

Mit Hochachtung

Ihr ergebenſter."

Man darf gar nicht mit dem Citiren ſtiliſtiſch vortrefflicher Stellen in Kierkegaard's dichteriſchen Produktionen beginnen, man würde nie ein Ende finden. Aber ich muß, um die Urſache zu erklären, weshalb dieſe Werke bei all ihren Vorzügen eine verhältnißmäßig ſo geringe Anzahl Leſer gefunden haben, noch auf eine ſtiliſtiſche Eigenthümlichkeit derſelben aufmerkſam machen. Ich meine die Ungleichartigkeit des Vortrags. Die reinſte Lyrik iſt hier mit den purſten Abſtraktionen einer philoſophiſchen Terminologie gemiſcht. Bilder, ſo warm und ſinnlich, als hätte Chriſtian Winther ſie geſchaffen, wechſeln mit ſo trockenen Schulworten, als wären ſie von dieſem oder jenem norddeutſchen hegelianiſchen Katheder verſchrieben.

Man nehme z. B. die Stelle im „Tagebuch des Verführers," wo er ſeine Beobachtungen und Gedanken in Betreff des Weibes ſammelt. „Jede hat das Ihre," ſagt er, „das heitere Lächeln, den ſchelmiſchen Blick, das ſehnſüchtige Auge, das hängende Haupt, den ausgelaſſenen Sinn, die ſtille Wehmuth, das tiefe Ahnen, die voraus-

blickende Schwermuth, das irdiſche Heimweh, die ungebeichteten Regungen," ... und ſo fährt er noch lange, lange in kleinen, kurzen Sätzen fort, von denen Kierkegaard ſelbſt einmal mit berechtigtem Stolze gegen Profeſſor Bröchner bemerkte, daß in jedem derſelben das Motiv zu einem Sonette enthalten ſei. Aber eine halbe Seite weiter unten beſchließt der Verführer plötzlich: „ſelber kalt, über das Weib kalt denken zu wollen." Jetzt ſucht er ihre „Kategorie," und findet dieſelbe: ſie iſt „Sein für Anderes." Als Sein für Anderes iſt ſie die reine Jungfräulichkeit. „Jungfräulichkeit iſt nämlich ein Sein, das, in ſo weit es Sein für ſich iſt, eigentlich eine Abſtraktion iſt und ſich nur für Anderes zeigt. Man kann daher ſagen, daß das Weib in dieſem Zuſtande unſichtbar iſt." Und ſo geht es wieder lange in demſelben Profeſſorenſtile fort.

Am anſtößigſten wird dieſe Miſchung von Sinnlichkeit und Pedanterie da, wo ſie ſich in einem und demſelben Satze findet, was nicht ſelten der Fall iſt. Man leſe z. B. des Verführers ſonſt ſchöne und poetiſche Charakteriſtik des Weibes in der enthuſiaſtiſchen Rede, die er beim Trinkgelag hält:

„So bildeten die Götter ſie fein und ätheriſch wie aus dem Nebel der Sommernacht, und doch in runder Fülle wie die reife Frucht; leicht wie der Vogel, obſchon ſie das Verlangen einer Welt in ſich trägt, leicht weil das Spiel der Kräfte geeint iſt in dem unſichtbaren Centrum eines negativen Verhältniſſes, in welchem ſie ſich zu ſich ſelbſt verhält, ſchlank emporgeſchoſſen, beſtimmt gezeichnet und doch für das Auge ſchwellend in den Wellenlinien der Schönheit, vollendet und doch, als würde ſie beſtändig jetzt erſt fertig, kühl,

lieblich, erfrischend wie neugefallener Schnee und doch erröthend in stiller Durchsichtigkeit, glücklich wie ein Scherz, der uns Alles vergessen läßt, beruhigend wie das Ziel, an welchem die Begier angelangt ist, befriedigend dadurch, daß sie selbst das Reizmittel der Begierde ist."

Man achte sorgfältig auf den seltsam schlendernden Gang der Ideenassociationen in diesem typischen Satze. Die Bilder sind an und für sich schön, aber sie sammeln sich nicht zu einem Ganzen, im Gegentheil, sie vertreiben einander. Das Weib ist wie der Nebel, wie die Frucht, wie der Vogel, aber Nebel, Frucht und Vogel gehören Jedes zu seiner besonderen Welt. Dann öffnet sich urplötzlich mitten auf dem Blumenpfade des Stiles ein Abgrund philosophischer Tiefe, wir starren „in das unsichtbare Centrum eines negativen Verhältnisses" hinab; der Blick erhebt sich wieder und klammert sich an die „Wellenlinien der Schönheit", verweilt bei Schnee und Erröthen, hofft auf ein sammelndes Schlußtableau, da folgt „das Ziel, welches das Reizmittel der Begierde ist", und der Satz ist zu Ende. Es ist, wie vorhin gesagt, keine Statue, die wir erblicken, sondern ein Panorama einander jagender Bilder, das an uns vorüber zieht. Allein hinter dieser aus Poesie und Reflexion seltsam gemischten Beredtsamkeit liegt jene ungetaufte Leidenschaft, die sich wenig um ihre Mittel bekümmert, wenn es ihr nur gelingt, zu Worte zu kommen, hörbar zu klopfen in jedem malenden oder erklärenden Zeichen.

20.

Wenn man aus dem erſten Theile von „Entweder — Oder“ in den zweiten hinüber ſpringt, ſo iſt es Einem, als träte man aus einem verzauberten Garten auf eine Haideſtrecke hinaus. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß der zweite Theil in eine Predigt mündet, die auf der jütländiſchen Haide gehalten wird; das Ganze iſt ein Hauch von der Haide. Als Kierkegaard in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre die Heimat ſeiner Väter beſuchte, fühlte er gleichſam die Mächte gegenwärtig, welche auf die Seele ſeines Vaters und dadurch aus zweiter Hand auf ſeine eigene gewirkt hatten, und er ſchreibt in ſein Tagebuch: „Die Haide muß gerade geeignet ſein, kräftige Geiſter zu entwickeln; hier liegt Alles nackt und entſchleiert vor Gott.“ Seine Vorſtellung von dem für die Entwicklung geiſtiger Kraft am beſten geeigneten Elemente behielt ſtets etwas Haide- oder Wüſtenartiges; und es iſt daher kein Wunder, daß, als er zum erſten Mal das ſittliche Leben und deſſen Schönheit zu ſchildern unternahm, das Werk ſelber Etwas von dem Ernſt der Haide, von ihren großen Formen, ihrer Nacktheit und ihrer Monotonie, erhielt.

Schon in dem Buche „Ueber den Begriff Ironie“ war, im Gegenſatze zu dem vermeintlich Poetiſchen, das darin liegen ſollte, dunkel und räthſelhaft für ſich ſelbſt zu ſein, hervorgehoben worden, daß die wahre Poeſie wie

die wahre Moral umgekehrt darin läge, für sich selbst und Andere offenbar zu werden, sich selbst in seiner eigenen absoluten und ewigen Gültigkeit klar zu werden. Der zweite Theil von „Entweder — Oder“ ist die weitere Ausführung dieses Gedankens.

Die Hauptschlacht wird hier in der ersten Abhandlung über „die ästhetische Gültigkeit der Ehe“ geliefert, mit welcher die zweite Abtheilung der „Stadien auf dem Lebenswege“ aufs genaueste korrespondirt. Die unverkennbare Begeisterung, von welcher die Argumentation dieser Abhandlungen getragen wird, schließt nicht aus, daß sie, aus Kierkegaard's eigenem Gesichtspunkte betrachtet, an einem wesentlichen Uebelstande leiden. Was zu Gunsten der Ehe und des sittlichen Lebens überhaupt gesagt wird, hat nach Kierkegaard's eigener Definition seinen Werth dadurch, daß die Begeisterung dafür keine bloße Dichterbegeisterung ist, sondern „die Zeit überwunden“ hat und auf lauter erlebten Eindrücken beruht. Daher muß er auch fingiren, daß es ein Mann ist, welcher erlebt hat, was er verherrlicht, — ein Ehemann, welcher spricht. Was ein Mann mit so viel Wärme zum Preise der Ehe sagt, muß selbstverständlich, wenn die Beweisführung nicht mathematisch ist, erheblich geringere Ueberzeugungskraft haben, falls er selbst nicht verheirathet wäre. Es ist daher, vom Kierkegaard'schen Standpunkte betrachtet, recht fatal, daß der Ehemann hier nur eine erdichtete Person und Das, was er vorbringt, Bauchrednerei eines Junggesellen ist, der noch dazu von einer in Aussicht genommenen Ehe zurückgetreten ist.*) Zu einer Dichterbegeisterung für die

*) Man vergleiche die „Stadien“, wo von der Ausnahme, die, außerhalb der Ehe stehend, zu ihrem Preise soll reden können, ausdrücklich verlangt wird, daß sie verheirathet gewesen sein müsse.

Ehe hätte der fingirte Verfaſſer des erſten Theiles von „Entweder — Oder“ es auch ſehr wohl in der Zeit bringen können, welche erforderlich war, um fünf bis ſechs Bogen Proſa zu ſchreiben, er hätte die Poeſie der Ehe mit der ehrwürdigen Erfahrung eines Goldbräutigams ausmalen können, ja, es wäre ihm vielleicht ein Genuß geweſen, ſich zu einem männlichen Kuppelpelz auszubilden, — nur daß er ſich ſelbſt das Privilegium vorbehielt, unverheirathet zu bleiben, um ſich mit deſto ungehinderterem Eifer der Sorge für das Gedeihen der Ehen und für die Ausbreitung des Ruhmes der Ehe widmen zu können. Was ſollte er außerdem dawider haben, die Ehe zu verherrlichen? ſein Charakter wird ja ausdrücklich als egoiſtiſche und ſympathiſche Schwermuth beſtimmt.

Man muß alſo feſthalten, daß es eine reine Dichterbegeiſterung iſt, welche der Abhandlung über die Ehe in „Entweder — Oder“ zu Grunde liegt, und Kierkegaard hat recht wohl an dieſelbe denken können, als er ſeinen Aeſthetiker das Diapſalma niederſchreiben ließ: „Vergebens widerſtrebe ich. Mein Fuß gleitet aus. Mein Leben wird doch eine Dichter-Exiſtenz ... Ich vermag die Hoffnung ſo lebendig zu ſchildern, daß jedes hoffende Individuum meine Schilderung als richtig anerkennen wird; und doch iſt es ein Falſum; denn während ich ſie ſchildere, denke ich an die Erinnerung.“

Eine glückliche Ehe war ſeine Hoffnung geweſen, und will man hier bezeichnendere Worte, als Hoffnung und Erinnerung, einfügen, ſo hätte der Aeſthetiker ſagen können: „Ich vermag die Ehe ſo lebendig zu ſchildern, daß ein glücklicher Ehemann meine Schilderung als richtig anerkennen wird; und doch iſt es ein Falſum; denn während

ich sie schildere, denke ich an das Cölibat.“ Der Gedanke an dieses liegt im Hintergrunde, Das zeigt sich zur Genüge auf den letzten Seiten der Abhandlung, wo er direkt hindurchbricht; Das könnte man sich zudem selbst sagen, wenn man Kierkegaard's Lehre von den drei Existenzsphären kennt.

Es giebt, lehrt er (besonders in den „Stadien“), drei Existenzsphären, die ästhetische, die ethische und die religiöse. Unter dem Aesthetischen versteht er Dasjenige im Menschen, wodurch er unmittelbar Das ist, was er ist; unter dem Ethischen Dasjenige, wodurch er Das wird, was er wird; unter dem Religiösen die absolute Umbildung der Existenz (Entsagung, Leiden, Glauben) mit dem Ziele vor Augen, eine ewige Seligkeit zu erwerben. Wie man sieht, ist das Moralische nur Uebergangsglied, und die ganze Moral gipfelt in der Reue, welche den Uebergang zum Religiösen vermittelt. Sollte jedoch mit Recht von einem zweiten Stadium, einer zweiten Sphäre gesprochen werden, so müßte diese eine gewisse Selbständigkeit erhalten haben. Wäre es wirklich Kierkegaard gelungen, die drei „Existenzsphären“, wenn auch nur rein begrifflich, aus einander zu halten, so müßte die moralische Sphäre streng gegen die religiöse, und mehr noch gegen die christliche oder paradoxe, abgegrenzt sein. Kierkegaard hätte, mit anderen Worten, im zweiten Theil von „Entweder — Oder“ und in den „Stadien“ den Grundriß zu einer rationellen Moral, einer humanen Ethik geben müssen. Schlimm genug würde es freilich in jedem Falle sein, daß diese rationelle Moral nur aufgeführt würde, um unmittelbar darauf von der paradoxen Religiosität zu Boden geschlagen und in ihrer Nichtigkeit enthüllt zu werden. Allein schlimmer ist es doch, daß sie überhaupt nirgends von dem

Christlichen fern gehalten ist, niemals rein hervor tritt, sondern sich stets an eine fremde Autorität anlehnt.

Was der Assessor in „Entweder — Oder" betreffs der Ehe lehrt, ist daher so weit davon entfernt, wirklich eine selbständige ethische Gültigkeit zu besitzen, daß er vielmehr auf jeder Seite von den christlichen Anschauungen, christlichen Dogmen aus argumentirt, und beständig die rationelle Moral aus dem Auge verliert, wenn anders er überhaupt an eine solche glaubt. Es ist höchst charakteristisch für Kierkegaard's geistigen Habitus, daß es nicht einmal dem Assessor einfällt, sein junger widerspänstiger Freund könnte sich weigern wollen, die traditionelle religiöse Anschauungsweise als Autorität zu betrachten, könnte verlangen, vor das Tribunal der humanen Ethik gestellt zu werden, wenn über ihn schon einmal Gericht gehalten werden soll. So wenig ist Kierkegaard von dem Gang der modernen europäischen Wissenschaft beeinflußt, daß die Moral ihm nur als Moral erscheint, wenn sie von einer positiven Religion getragen wird. Er begründet sie beständig auf der Theologie, ohne zu merken, daß gleichwohl sein Gottesbegriff nur aus humanen ethischen Bestimmungen, die er vergöttlicht hat, zusammen gesetzt ist. Selbst wenn der Assessor (in den „Stadien") ausruft: „Das Ethische ist so unbestechlich, daß, wenn unser Herrgott selber sich bei Erschaffung der Welt eine kleine Bedenklichkeit hätte gestatten müssen, die Ethik sich nicht stören lassen würde, ungeachtet doch Himmel und Erde mit Allem, was darinnen ist, ein ganz artiges Meisterstück sind", — selbst dann fühlt der Verfasser nicht, daß er naiv die Theologie aus der Moral ableitet, während er gerade das Entgegengesetzte zu thun wähnt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß er sich bei seiner Vertheidigung des Ehe-

ſtandes beſtändig unter ſolche ehrwürdige Feſtungsruinen flüchtet, wie: daß die Ehe „der Gott wohlgefällige Stand“ ſei, oder daß „Ehen im Himmel geſchloſſen werden.“ Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Ehe durchgehends nicht als eine ethiſche, ſondern als eine ſpeciell chriſtliche Inſtitution dargeſtellt wird, welche auf das genaueſte mit dieſer poſitiven Religion zuſammen hängt, von ihr beſchützt wird u. ſ. w.

Es könnte ſicher keinem modernen Apologeten der Ehe einfallen, ſo zu Werke zu gehen; er würde ſchon aus der politiſchen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre gelernt haben, daß man der Ehe keinen ſchlechteren Dienſt erweiſen könnte, als den, ihren Werth und Beſtand an eine einzelne beſtimmte poſitive Religion zu knüpfen. Wir haben jedoch keine Veranlaſſung, hiebei zu verweilen. Um ſo mehr Urſache haben wir, hervor zu heben, daß die Anſchauung von der Ehe und dem Chriſtenthume, welche der Aſſeſſor Wilhelm vorträgt, eine ganz andere als die iſt, zu welcher Kierkegaard ſelbſt ſpäter gelangt, ja die direkt entgegengeſetzte, ſo daß Kierkegaard damit endet, in ſeinem eigenen Namen in den rückſichtsloſeſten Ausdrücken die Auffaſſung des Chriſtenthums zu verdammen, welche er hier augenſcheinlich in das günſtigſte Licht zu ſtellen ſucht. Denn was der Aſſeſſor hier geltend macht, iſt gerade das ſüßliche und weichliche Chriſtenthum, welches Kierkegaard in ſeinen letzten Schriften für „die qualificirteſte Gottloſigkeit“, für „Niedertracht“, für „eitel Lüge“, für „einen Abgrund von Abſcheulichkeit und Unſinn“ erklärt. — Schon darum iſt es gedankenlos, „Entweder — Oder“ als eine berechnete Vorbereitung auf die ſpäteren religiöſen Schriften anzuſehen.

Die Abhandlung über „die äſthetiſche Gültigkeit der

Ehe“ dürfte das Schwächste sein, was Kierkegaard irgend verfaßt hat. Wenn wirklich der zweite Theil von „Entweder — Oder“ vor dem ersten, und folglich diese Abhandlung zu allererst, geschrieben ist, so kann man nur den großen Fortschritt anerkennen, den der Verfasser während der Ausarbeitung seines Werkes gemacht hat. Der Schwerpunkt der Abhandlung ist nicht ethisch, sondern rein theologisch. Der Ausgangspunkt ist dieser: wie schön es doch für den Christen sein würde, wenn er seinen Gott den Gott der Liebe in solcher Art nennen dürfte, daß er auch dabei an „jenes unaussprechlich selige Gefühl, jene ewige Macht in der Welt — die irdische Liebe“, dächte. Der Verfasser ersinnt Einwendungen dagegen. Man könnte einwenden, daß der Gott der Christen ein Geist sei, und daß es z. B. für den Christen nicht nothwendig sei, „daß Christus eine irdische Schönheit gewesen“, was sogar sehr betrübend gewesen sein würde, „denn wie müßte der Gläubige dann nicht danach schmachten, ihn zu erblicken“. Aber, heißt es weiter, man wähne deßhalb nicht, daß das Christenthum das Sinnliche ausschließe oder vernichte; thäte es Das, bemerkt der Verfasser, so würde ja selbst die Gesundheit verdächtig werden, — ein unglückliches Argument, da das Christenthum bekanntlich stets der Gesundheit gegenüber einen sehr häklichen Standpunkt einnahm. Kierkegaard führt ja selbst schon in den „Stadien“ Feuerbach's und Pascal's übereinstimmende Zeugnisse dafür an, daß das Leben des Christen eine beständige Leidensgeschichte sei.

Da „Christenthum“, wenn dies Wort nicht in einem streng begriffsbestimmten Sinne genommen wird, indessen ja etwas so Vieldeutiges ist, daß es kaum eine Auffassung desselben giebt, für die sich nicht eine Bibelstelle finden ließe, so beruft sich der Assessor zu Gunsten seiner Auf-

faſſung, daß das Sinnliche „in ſeiner Unſchuld“ wohl in das Chriſtenthum aufgenommen werden könne, auf den Umſtand, daß Chriſtus ſelbſt Kranke geheilt habe. Sei Geſundheit nicht in chriſtlichem Sinne ein Gut, ſo hätten ja die Ausſätzigen ſich die Heilung verbitten müſſen. Alſo ſtehe Nichts der Annahme im Wege, daß die Ehe ein Werk des Himmels ſei. Es iſt intereſſant, dieſe Anſicht mit Kierkegaard's ſpäterer zu vergleichen, daß der Prediger, „wenn er nicht ein Lügner und Meineidiger iſt, der auf die niedrigſte Weiſe ſchnödes Geld verdient“, den Brautleuten erklären müßte, daß es im Grunde eben ſo ſonderbar von ihnen ſei, ſich an ihn zu wenden, wie es ſonderbar ſein würde, ſich zum Polizeidirektor zu verfügen, um ihn zu fragen, wie man es anfange, zu ſtehlen. Es iſt lehrreich betreffs der Vielſeitigkeit der Richtungen, nach denen das Chriſtliche ſich auslegen läßt, Denjenigen, der in „Entweder — Oder“ einen Pſeudonymus, mit welchem er damals faſt in allen Punkten überein ſtimmte, ein Mal über das andere die Ehe den Gott wohlgefälligen Stand nennen ließ, nur zwölf Jahre ſpäter ſchreiben zu ſehen: „Aufrichtig geſprochen, ich begreife nicht, wie es je einem Menſchen eingefallen iſt, die beiden Dinge, Chriſt zu ſein und verheirathet zu ſein, mit einander vereinen zu wollen.“

Es iſt eine Folge der ganzen theologiſchen Anlage der Abhandlung, daß das bürgerliche Weſen der Ehe nicht einmal zur Sprache kommt. Daher iſt es auch nicht die Abneigung des im Irrthum befindlichen Jünglings gegen die Ehe überhaupt, welche der Aſſeſſor zu überwinden ſtrebt, ſondern ſeine Scheu vor der kirchlichen Trauung mit ihren theologiſchen Formeln. Es iſt dem autoritätsliebenden Gemüthe Kierkegaard's wohl vorgekommen, als würde ſeinem Buche das Tüttelchen über dem i fehlen,

wenn dasſelbe nicht der zügelloſen Geiſtreichigkeit des Aeſthetikers dieſe Glied für Glied durchgeführte Apologie und Verherrlichung des Trauungsrituales einer beſtimmten Konfeſſion gegenüber ſtellte.

Die Einwendungen des Aeſthetikers gegen dasſelbe werden ſpecificirt. Er nimmt Anſtoß daran, daß er feierlich zum Herrn ſeiner Gattin eingeſetzt werden ſoll, und mit einer Reihe antediluvianiſcher Anſchauungen werden dieſe Worte gerechtfertigt; es chokirt ihn, daß ſeine Braut als Sünderin bezeichnet wird, und der ſtrenge Aſſeſſor hält ſich nicht zu gut dafür, wie ein geſchmeidiger katholiſcher Pater den jungen Mann darauf aufmerkſam zu machen, daß in dem Ausdruck Sünderin „etwas Geheimnißvolles liege, das ein intereſſantes Licht über ſie werfe"; der halsſtarrige Jüngling iſt empört über die Verkündigung der Traurede, daß die Sünde durch die Ehe [die Ehe zwiſchen Adam und Eva!] in die Welt gekommen ſei, und der Aſſeſſor antwortet mit Würde, man müſſe es doch wohl als etwas Gutes anſehen, daß die Kirche nicht mit einer eitlen Hoffnung ſchmeichele; der Aeſthetiker ſträubt ſich endlich dagegen, es für eine Strafe der Sünde erklären zu hören, daß das Weib mit Schmerzen Kinder gebären ſolle, und weit entfernt davon, das Empörende einzuräumen, welches darin liegt, daß eine ſo natur- und vernunftwidrige Lehre als mit einer göttlichen Autorität ausgerüſtet verkündigt wird, macht der hypertheologiſche Aſſeſſor geltend, wie es gerade eine Verklärung des Menſchenlebens ſei, daß alles darauf Bezügliche auf die Beſtimmung Sünde zurückgeführt werde, und daß das Weib ſomit in einem gewiſſen Sinne vollkommener als der Mann ſei, gerade weil ſie einen größeren Theil von Schuld trage.

Nachdem das Trauungsritual ſolchermaßen aufs kräf-

tigſte vertheidigt worden iſt, wird die Frage erörtert, ob die Hochzeit in der Stille oder öffentlich ſtattfinden ſolle, und der Aſſeſſor hält darauf, daß die Trauung in der Kirche geſchehe, und daß die ganze Familie eingeladen werde. Er hebt das Schöne hervor, welches darin liege, daß der Prediger den Bräutigam frage, ob er ſich mit Freunden und Verwandten berathen habe, ſo wie darin, daß die Gemeinde angerufen werde, und ſchließlich vertheidigt er nicht ohne Sentimentalität ſogar die Profanation, die in der Publicität der Hochzeit liegt, indem er auf die vielen hinfälligen, einſamen, unglücklichen Geſchöpfe hinweiſt, denen die Anweſenheit bei einem ſolchen Familienfeſte Vergnügen bereiten kann*).

An dieſe philiſtröſen Erwägungen ſchließt ſich eine eben ſo philiſtröſe und triviale wie gutmüthige Polemik wider gewiſſe Auffaſſungen der Ehe, an welche noch ein Wort zu verſchwenden man nicht für nöthig halten ſollte, wie z. B. die Anſicht, daß man heirathen müſſe, weil die Ehe eine Schule für den Charakter ſei, oder die, daß man heirathen müſſe, um ſein Theil zur Erhaltung des Menſchengeſchlechts beizutragen. Hiegegen wird dann ſehr geſund, wenn auch nicht ſehr überraſchend, geltend gemacht, daß man aus Liebe heirathen müſſe.

Wie man ſieht, iſt noch keine ernſtliche Antwort auf irgend einen ernſtlichen Einwand ertheilt worden, den man gegen die kirchliche Ehe erheben könnte. Einzig der müßte,

---

*) „In einer Familie, zu der ich komme, ſehe ich oftmals eine alte Jungfer, welche bei der Frau im Hauſe lebt. Sie erinnert ſich noch ſo lebhaft des Hochzeitstages, ach vielleicht lebhafter, als die Frau ſelber. Möchteſt Du nun alle ſolche Menſchen der Gelegenheit, ſich zu freuen, berauben, welche Du ihnen verſchaffen könnteſt?“

wie es scheint, für den Assessor Wilhelm einiges Gewicht haben können, daß die Ehe, obschon sie ja nach seiner Lehre auf Liebe beruhen sollte, es doch thatsächlich in zahlreichen Fällen nicht thut, und trotzdem für eben so heilig gilt. Allein diesem Einwande entzieht sich der Assessor sehr behende. Er stellt ein Dogma auf, das als Dogma natürlich nicht psychologisch motivirt, sondern als gegeben betrachtet wird. Es ist dieses: Man liebt nur einmal. Mit Hilfe dieses Dogmas macht sich die Vertheidigung der kirchlichen Ehe von selbst: „Man liebt nur einmal. Um Dies zu realisiren, tritt die Ehe hinzu, und wenn es Leuten, die einander nicht lieben, in den Sinn kommt, sich zu verheirathen, so kann die Kirche ja Nichts dafür." Er vergißt, daß die Kirche gleichmäßig die Ehe aus Liebe und die Konvenienzehe einsegnet, daß sie gleichmäßig hinzu tritt, einerlei ob das Paar an die Bedeutung der kirchlichen Trauung glaubt, oder nicht die geringste geistige Gemeinschaft mit der Kirche hat.

Ach ja! es ist eine schmerzliche Enttäuschung, die man erlebt, wenn man diese Abhandlung als Mann durchstudirt, und sich erinnert, wie ideal und überlegen sie Einem erschien, als man ein Jüngling war. Es liegt etwas Wahres in dem Ausspruche, den Victor Hugo einmal gethan hat: man sollte eben so wenig die Ideen wie die Frauen wiedersehn, für die man in seinem achtzehnten Jahre geschwärmt hat.

Glücklicherweise steht und fällt des Assessors Wilhelm Plaidoyer für die Ehe nicht mit dieser unreifen Arbeit. In den „Stadien" nimmt er das Thema von Neuem auf, und obwohl er von derselben Grundansicht darüber ausgeht, ist sein Blick auf die Sache doch hier weit tiefer eindringend und weit minder theologisch befangen. Hier

iſt der Mittelpunkt nicht mehr eine Beantwortung der Frage, ob die Ehe vom Chriſtenthume beſchützt werde oder nicht; hier liegt der Schwerpunkt im rein Humanen, in dem Entſchluſſe, welcher die Verliebung in ſich aufnimmt, gleichſam die Verliebung übernimmt, und durch dieſen Akt die Ehe konſtituirt. Hier finden wir den trefflichen Hinweis auf Aladdin's herrliche, von weihrauchduftenden Fackeln erhellte Hochzeit, mit dem Ausrufe: „Groß iſt Aladdin; er hält Hochzeit; jawohl, aber er verheirathet ſich nicht. Dazu gebricht es ihm an einem Geiſt des Entſchluſſes, und nur der Entſchluß könnte für Aladdin bürgen."

Während die Abhandlung in „Entweder — Oder" in einem hochtrabenden, an Aktenſtaub erinnernden Stile gehalten war, ſcheint dieſe in den Gerichtsferien des Aſſeſſors verfaßt zu ſein, ihre Gedanken haben ein raſcheres Tempo, ihr Ton iſt humoriſtiſch, ihre Stimmung herausfordernd. Sie hat das Ausſehen, als ſei ſie von einem glücklichen Manne geſchrieben, der in ſeiner Häuslichkeit zufrieden, ſeiner Gattin froh iſt, der vollkommen das Gute, das er beſitzt, zu ſchätzen weiß, — von einem durch all dieſe Gunſt des Geſchickes etwas übermüthigen Manne, der in ſeiner Freude darüber, eine Wendung Hamann's gebrauchen zu können, „Bäh!" zu manchem Einwande ſagt, welcher vielleicht doch eine artikulirtere Antwort verdiente. Der Verfaſſer verräth ſich zugleich als einen etwas pietiſtiſch angelegten Moraliſten, der in einem und demſelben Athem Goethe wegen ſeines Mangels an Pathos den Text lieſt und Young wegen ſeiner Bündigkeit lobt (eine Eigenſchaft, durch welche Young ſich fürwahr niemals ausgezeichnet hat), — und als einen warmblütigen, begeiſterten Mann, der mit echt Kierkegaard'ſcher Schwärmerei für das Paradoxe ſeine religiöſe Auffaſſung des Erotiſchen in

folgenden kühnen Satz zusammen faßt: „So ist das Wunder der Verliebung in das Wunder des Glaubens, die Absurdität der Verliebung in göttliches Einverständniß mit der Absurdität der Religion empor gelenkt. Frischen Muth! Ein schlichter, biederer Mensch, der den gesunden Menschenverstand achtet, vermag wohl zu verstehen, daß das Absurde existirt, und daß es sich nicht verstehen läßt".

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß ein Mann, der so stark an allem Ueberlieferten hält, wie der Assessor Wilhelm, in allen Stücken die herkömmlichen Ansichten über die Frau theilt, welche in den letzten Decennien überall in Europa mehr und mehr erschüttert worden sind. Nach seiner Anschauung ist die Frau ausschließlich um des Mannes und der Kinder willen da. Daß die Frau emancipirt werden will, ist ihm eins der vielen unschönen Phänomene unserer Zeit, an denen die Männer schuld sind, und nur einer emancipirten Frau könnte es, nach seiner Ansicht, einfallen, Etwas gegen die Ehe in ihrer überlieferten Form einzuwenden. Den „unanständigen Versuchen, die Frau emancipiren zu wollen", stellt er das bekannte Gebot des Paulus an die Frau entgegen, in aller Unterwürfigkeit sich in der Stille belehren zu lassen. Gegen „all das abscheuliche Gerede von Emancipation der Frau" will er „dem Pinsel, welcher die Emancipation predigt", nur sagen: „Siehe, da steht sie in all ihrer Unvollkommenheit, ein geringeres Wesen als der Mann; hast Du den Muth, so schneide die reichen Locken ab, zerschlage diese schweren Fesseln — und laß sie wie eine Wahnwitzige, eine Verbrecherin umherlaufen zum Entsetzen der Menschen!"

Stuart Mill würde sich durch diese Vertheidigung der gesellschaftlichen Stellung der Frau in entschwundenen und entschwindenden Zeiten schwerlich zum Schweigen gebracht

fühlen, — eine Vertheidigung, welche sich auf die Schönheit ihrer langen Haare stützt, mit denen sich zu schmücken, wenn sie Lust dazu hat, ihr wohl kaum Jemand das Recht streitig machen wird. Aber die Stelle ist charakteristisch als Zeugniß für Kierkegaard's Mangel an Vermögen, eine in strengem Sinne moderne Idee zu begreifen.

Wie Michelet, hat er dann, als Ersatz für seine Unterschätzung der Befähigung der Frau zu einem selbständigen Leben, eine Galanterie gegenüber der älteren Frau, welche man in dieser Form nur bei Männern von „der alten Schule" findet. Michelet behauptet in seinem Buche von der „Liebe", daß es keine alten Frauen gebe, daß die Frau niemals alt werde; Kierkegaard überbietet ihn fast mit der spiritualistischen Behauptung, daß die Schönheit der Frau mit den Jahren zunehme, und die Entwicklung dieses Gedankens ist eben so ritterlich und schön, wie absurd.

Die Auffassung der Frau steht im engsten Zusammenhange mit der Auffassung der Ehe. Es war unmöglich, daß der Assessor bei freieren und selbständigeren Ansichten über das sociale Recht der Frau ein so großer Bewunderer der Ehe in ihrer damals faktisch vorliegenden Form hätte sein können. Und es war unmöglich, daß er mit dieser Bewunderung Sympathieen für die sociale Gleichstellung der Frau mit dem Manne verbinden konnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Abhandlungen des Assessors schon heute nur noch einen historischen Werth haben, aber es ist nichtsdestoweniger leicht, den tiefen Eindruck zu begreifen, den sie auf die Zeitgenossen des Verfassers machen mußten. Sie wirkten durch das souveraine ästhetische Gesetz des Kontrastes. Es kam weniger darauf an, daß ihre Argumente überzeugend waren, als darauf, daß sie durch den Ernst des Tones und die Sicherheit des Ver-

faſſers im grellſten Gegenſatze zu dem flackernden, tanzenden Stile der äſthetiſchen Plaidoyers ſtanden, gegen welche ſie gerichtet waren. Die ganze Bande verzweifelter Junggeſellen, welche bei Kierkegaard Angriffe auf die Ehe richtete, ſah bei dem Schimmer der Morgenſonne, der aus den Abhandlungen des Aſſeſſors über ſie hin fiel, wie überwachte Nachtſchwärmer in der Morgenbeleuchtung aus. Und nahm man die Kierkegaard'ſchen Unterſuchungen und Schilderungen der Idealität der Ehe als ein Ganzes — und es war natürlich, daß ſie den Zeitgenoſſen des Verfaſſers bald als eine Einheit erſchienen, — ſo verdankten ſie ihren durchſchlagenden Erfolg auch weit mehr Demjenigen in ihnen, was Bild war, als Demjenigen, was Beweisführung war. Ein Beweis wirkt überhaupt ja niemals ſo ſtark, wie ein Beiſpiel. Das Bild des ritterlichen Aſſeſſors, welcher ſich hinſetzt und zur Vertheidigung der Ehe ſchreibt, während ſeine Gattin, ohne zu wiſſen, was er vorhat, von ſeinen verliebten Blicken begleitet, in ſeinem Zimmer aus und ein geht; das Bild des Aſſeſſors und ſeiner Frau Morgens am Theetiſch in der Laube; das Bild des neuvermählten Paares in den „Vorreden", wo die junge Frau ſo unwiderſtehlich liebenswürdig, der Mann ſo humoriſtiſch glücklich unter dem zarteſten Pantoffel iſt — dieſe Bilder ſprachen lauter zu Gunſten der Ehe, als die zweifelhaften Argumente. Das kleine Buch „Vorreden", in welchem Kierkegaard ſo Viel ſeines beſten Witzes niedergelegt hat, giebt vielleicht das reizendſte dieſer Bilder, und dürfte im Ganzen die Perle unter ſeinen volksthümlichen Schriften ſein, eine der anmuthigſten und witzigſten unter allen kleinen Neckereien, die jemals in däniſcher Sprache geſchrieben worden ſind.

Von den drei Stadien auf dem Lebenswege war in-

deſſen das zweite Stadium, das der Sittlichkeit, der Ehe, nur ein Uebergangsglied. Die Lobpreiſung desſelben war nur eine zeitweilige. Wie unperſönlich ein Schriftſteller jedoch ſei — und Kierkegaard war weit davon entfernt, unperſönlich zu ſein, — auf die Dauer wird er nie lobpreiſen, was nicht mit ſeinem Weſen und ſeiner Natur übereinſtimmt. Kierkegaard's moraliſche Arbeiten gruppiren ſich um den Satz, daß es die Pflicht jedes Menſchen ſei, offenbar zu werden*). Es iſt ſehr natürlich, daß die Pflicht ſich ſo formuliren mußte für eine von Kind auf ſo verſchloſſene Natur. Es war Pflicht, ſich an den allgemeinen Geſellſchaftsaufgaben zu betheiligen, Pflicht, zu heirathen und eine Familie zu gründen und durch die Ehe „dem Staate und Vaterlande und den gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Mitbürger" anzugehören; es war jedes Menſchen Pflicht, einen Freund zu haben, — das Alles, weil es die Pflicht jedes Menſchen war, offenbar zu werden.

Aber er ſelbſt war verſteckt und undurchſichtig von Geburt an — er ſelbſt war auch jetzt, nachdem er ſeine entſcheidende geiſtige Kriſis durchgemacht hatte, verſteckt und undurchſichtig, außer Stande, einen Freund zu haben, gewiß, keine Frau haben, feſt entſchloſſen, nicht das Entfernteſte mit Vaterland, Geſellſchaftsangelegenheiten oder Staatsſachen zu thun haben zu wollen. Auf dem Papier konnte er wohl eine Moral niederſchreiben, welche jedem Menſchen gebot, „das Allgemeine zu realiſiren"; allein Niemand glaubt in letzter Inſtanz an eine Moral, die ſeine Natur verleugnet und ihn zwingen will, ſich derſelben zu entäußern. Natürlich angelegte Menſchen weichen aus

*) Siehe die Abhandlung „Vom Gleichgewicht zwiſchen dem Aeſthetiſchen und Ethiſchen bei der Ausarbeitung der Perſönlichkeit" im zweiten Theil von „Entweder — Oder".

dieſer Urſache vor der poſitiv-chriſtlichen Moral zurück und halten ſich an die humane. Seine abnorm angelegte und erzogene Perſönlichkeit wich aus derſelben Urſache vor der humanen Moral zurück und flüchtete ſich zu der paradoxen. Am Schluſſe jeder ſeiner moraliſchen Abhandlungen hielt er ſich einen Platz offen für „die Ausnahme," welche Nichts von Dem verpflichten konnte, was die Regel, der Weg und das Leben für die anderen Menſchen war. So rettete er ſich ſelbſt mit ſeinem ganzen räthſelhaften und undurchſichtigen Weſen aus dem erſten Stadium hinüber in das dritte. Was auf dem erſten Stadium ſündig war — das Räthſelhafte, die Verſteckheit, die Unmeßbarkeit nach dem ſittlichen Geſetze, — und was auf dem zweiten Stadium unterſagt und verdammt wurde, Das ward auf dem letzten und höchſten Stadium wieder geſtattet, ja, es wurde zu jener höheren Inbrunſt und Unverſtändlichkeit für die umgebende Welt, welche, nach ſeiner Vorſtellung, das Leben der religiöſen Ausnahme konſtituirt. Und dieſer paradoxen Inbrunſt entſprach dann als Gegenſtand des Glaubens das abſolute Paradox.

21.

Will man die Keime der Gedanken finden, welche Kierkegaard in Betreff dieſes dritten Stadiums auf dem Lebenswege entwickelt hat, ſo muß man zu jener früheren Abhandlung „Ueber den Begriff Ironie" zurück gehen, welche der wahre Ausgangspunkt ſeiner Schriftſtellerei iſt. Sokrates war der Held dieſer Abhandlung und der Held Kierkegaard's; allein Sokrates war im Lauf der Zeiten ein Mal über das andere, zuletzt von Baur, mit Chriſtus zuſammengeſtellt worden, und es war natürlich unver-

meidlich, daß der däniſche Schriftſteller über ihr gegenſeitiges Verhältniß nachgrübeln mußte. Gegen die Aehnlichkeit, welche man zwiſchen dem griechiſchen Ironiker und dem jüdiſchen Religionsſtifter hat finden wollen, proteſtirt Kierkegaard, und ſeine erſte Disputations-Theſis geht darauf aus, die Unähnlichkeit zwiſchen ihnen zu betonen*). Er bedauert nur, daß ein näheres Eingehen auf die Sache dort nicht am Platze ſein würde. Aber drei Jahre ſpäter nimmt er in ſeiner gedankenreichen kleinen Schrift „Philoſophiſche Brocken, oder ein Bischen Philoſophie“ den Faden wieder auf, und indem er einerſeits die alte ſchöne griechiſche Erklärung alles Lehrens als eines Erinnerns geltend macht, zu welchem der Lehrer nur der Anlaß, aber nicht der Urheber wird, andererſeits, orthodox wie er iſt, die orthodoxe Auffaſſung Chriſti als des Gottes feſthält, der zugleich Lehrer und Erlöſer iſt, läßt er den Gegenſatz zwiſchen dem Humanen und dem Chriſtlichen ſchneidend und grell dem Leſer vor Augen treten. Wenn die Wahrheit gelehrt werden ſoll, ſo geſchieht Das nach der griechiſchen Auffaſſung ſo, daß der Lehrer, indem er die Selbſtthätigkeit des Schülers weckt, ſich ſelbſt überflüſſig zu machen ſucht, ſich mehr und mehr verwiſcht und zuletzt verſchwindet als die zufällige Veranlaſſung, daß der Schüler ſich über das Wahre klar geworden iſt. Er fürchtet vor Allem, hemmend zwiſchen ſeinem Schüler und der Wahrheit zu ſtehen. Direkt entgegengeſetzt verhält ſich Alles auf chriſtlichem Gebiete. Wenn hier die Wahrheit gelehrt werden ſoll, iſt es ſo weit davon entfernt, daß der Lehrer gleichgültig und zufällig wäre, daß er im Gegentheil als Gott und Erlöſer ſelbſt die Wahrheit iſt

*) „Similitudo Christum inter et Socratem in dissimilitudine praecipue est posita.“

folglich, weit entfernt, ſich zu verwiſchen, ſich als den Gegenſtand der Aneignung darſtellt. Aber als die in der Zeit exiſtirende Wahrheit, als der unter gewiſſen hiſtoriſchen Verhältniſſen in niederer Menſchengeſtalt auf Erden geborene Gott, als der Lehrer, welcher nicht bloß die Wahrheit, ſondern zugleich die Bedingung, um ſie ſich anzueignen (den Glauben), mittheilt, als der Gegenſtand unvermeidlichen, naturnothwendigen Aergerniſſes, iſt dies Wunder „das abſolute Paradox“. Und mit großer Kraft, mit unwiderleglicher Bündigkeit wird jetzt dargethan, daß das Hervortreten des Gottes in der Zeit nicht um ein Haar weniger paradox für ſeine ſpäteren Jünger, als für ſeine zeitgenöſſiſchen, ſei.

Es quälte freilich Kierkegaard bei ſeinem logiſchen Sinne, daß dies Paradox in all ſeiner Göttlichkeit nicht vollſtändig ſei. In ſeinen Tagebüchern vom Jahre 1843 ſchreibt er einmal ſehr richtig: „Daß der Sohn Gottes Menſch wurde, iſt allerdings das höchſte metaphyſiſche und religiöſe Paradox, aber es iſt noch nicht das tiefſte ethiſche Paradox . . . . Chriſti Leben hatte ein negativ-polemiſches Verhältniß zu Kirche und Staat. Das höchſte ethiſche Paradox würde es ſein, wenn der Sohn Gottes in dieſe ganze Wirklichkeit einträte, ein Glied darin würde, ſich unter ihre ganze Kleinlichkeit beugte“, und an einer anderen Stelle führt er den Gedanken weiter aus: „Das abſolute Paradox würde ſein, daß der Sohn Gottes Menſch würde, in die Welt käme, ſo umher ginge, daß gar Niemand es merkte, im ſtrengſten Verſtande ein einzelner Menſch würde, der einen Erwerbszweig ergriffe, ſich verheirathete. Das göttliche Paradox iſt, daß er bemerkt wird, Wunder thut u. ſ. w.“ Dieſer Gedanke hat augenſcheinlich Kierkegaard viel Kopfzerbrechen gemacht; wenn

man ſchon für Paradoxe ſchwärmt, wünſcht man ſie ſo vollſtändig, ſo abſolut wie möglich zu ſehen, und es war eine Enttäuſchung für ihn, daß der Gott des Chriſten das Paradox nicht ſo vollkommen angelegt hatte, wie es folgerichtig gedacht werden mußte, ungefähr wie er ſich ſpäter im „Augenblick“ darunter krümmt und windet, daß das Neue Teſtament den ledigen Stand nur „anempfiehlt“, und die Ehe nicht als Todſünde abſolut verbietet — allein keine poſitive Religion iſt ſelbſtverſtändlich ſo konſequent wie ihre Idee, und Kierkegaard mußte ſowohl in der Dogmatik wie in der Ethik ſich mit unvollſtändigen Paradoxen begnügen.

Aber es gelang ihm auf jeden Fall, ſein unanſehnliches „Bischen Philoſophie“ als einen Brander an das unbehilfliche Linienſchiff zu befeſtigen, das unter dem Namen der „ſpekulativen Dogmatik“*) auf dem rechten Flügel der Hegel'ſchen Flotte lag, und die Folge davon war, daß die Verſöhnung zwiſchen dem chriſtlichen Wiſſen und dem chriſtlichen Glauben in die Luft flog.

Um den Sieg zu verfolgen, ſandte er dann einige Zeit nachher im Kielwaſſer der „Brocken“ ſein koloſſales Kriegsſchiff, die „Abſchließende unwiſſenſchaftliche Nachſchrift zu den philoſophiſchen Brocken, mimiſch-pathetiſch-dialektiſche Zuſammenſchrift, exiſtenzielles Plaidoyer von Johannes Climacus“, ins Treffen. Die Nachſchrift war, wie man es von den Nachſchriften der Frauenbriefe zu ſagen pflegt, reichlich ſo wichtig und bedeutend wie Das, was ihr vorausging; ſie beſtand aus 480 Seiten in Großoktav und bildet den Mittelpunkt in Kierkegaard's Produktion.

Sie ſetzt den Gedankengang der „Brocken“ fort. Sie

*) Von Johannes Martenſen; ſpäter „die chriſtliche Dogmatik“ betitelt und unter dieſem Namen auch ins Deutſche überſetzt.

fertigt zuerſt das objektive Problem von der Wahrheit des Chriſtenthumes ab. Kierkegaard iſt ſelbſtverſtändlich Denker genug, um einzuſehen, daß der Umſtand, daß es Gemeinden gegeben hat, welche verſchiedenen Gefühlen und Dogmen den Namen „chriſtlich“ beigelegt haben, kein Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion iſt. Die Schwäche der Grundtvig'ſchen Hypotheſe*) legt er auf ein Paar Seiten in ihrer Blöße dar. Von der ganzen modernen Religionswiſſenſchaft, von der vergleichenden Mythologie, von den hiſtoriſchen Studien über die älteſte chriſtliche Zeit, welche alle eben damals begannen, und welche im Verlauf von zwanzig Jahren die ganze Anſchauung von dem Weſen der Religion verändert haben, beſitzt er keine Ahnung. Er beſaß überhaupt wenig oder gar keinen Sinn für das im Keimen und Aufblühen Begriffene. Statt von dem Werdenden berührt zu werden, erſchöpft er ſich in einem Schwall von Polemik wider das Vergangene, wider die Hegel'ſche Religionsſpekulation, mit welcher ein Paar Jahre nachher ſich kein Menſch mehr beſchäftigte**). Und dann kommt er zu ſeinem eigenen, ſeinem entſcheidenden Problem, dem ſubjektiven Verhältniſſe zu der Wahrheit des Chriſtenthums, oder mit anderen Worten zu der Frage: Wie kann ich, Johannes Climacus, des Gutes, ewige Seligkeit genannt, theilhaftig werden, welches das Chriſtenthum verheißt? Und die Antwort lautet: Indem ich *ſubjektiv* werde.

Es wird kein Hehl daraus gemacht, daß die Vorſtellung von einer ewigen Seligkeit der lockende Beweg-

*) Eine ausführliche Darſtellung derſelben findet ſich u. A. in A. Strodtmann's „Das geiſtige Leben in Dänemark“, S. 188 ff.

**) Er ſelbſt ruft einmal triumphirend aus: „Und jetzt, nach 48, wer denkt jetzt ‚an das Syſtem'?“ und fühlt gar nicht, daß gerade Dies ihn ſchlagend trifft.

grund iſt, welcher all den geiſtigen Anſtrengungen zu Grunde liegt, denen das Ich ſich unterwirft, um in ſtrengem Sinne „Subjekt“ zu werden, und es läßt ſich nicht leugnen, daß dies äußerliche Motiv jenen Anſtrengungen ein erhebliches Theil des Verdienſtlichen nimmt, das ſie ſonſt haben möchten. Es liegt indeß nicht bloß an dem Reichthum von Ideen und Erfahrungen, die Kierkegaard zu Gebot ſtanden, daß 30 Bogen von ſeiner Feder, welche ſich ausſchließlich um die Erwerbung eines Gutes drehen, das für manchen Leſer nur als ein mythiſches erſcheint, ſich mit lebhaftem Intereſſe leſen laſſen, ſondern es beruht vor Allem auf der Darſtellungsform, auf der Art und Weiſe der Mittheilung.

Es iſt die unwiderſtehliche Anzüglichkeit des Stiles, die mit ihrer ununterbrochenen Polemik wider die „Spekulanten“ dem Buche ein faſt dramatiſches Intereſſe verleiht. Wenn einer von Shakeſpeare's Narren Hegel'ſche Philoſophie ſtudirt hätte, würde er ihre Anhänger und Anbeter in dieſer Sprache gehänſelt und vernichtet haben. Niemals iſt wohl „die zuweilen trübſelige Profeſſorengeſtalt“ in einem Buche mit geringerem Reſpekt vor der Profeſſorenwürde mißhandelt worden. Die Worte, welche man aus einer philoſophiſchen Diskuſſion abſolut zu verbannen pflegt, wie Grünſchnäbel, Zaunkönige, Penſionäre u. ſ. w., die Wortformen, welche nur in der Sprache der Kinder und Clowns vorkommen, wie z. B. „Mannſen und Weibſen“, Anekdoten, welche gerade damals in Kopenhagen cirkulirten, wie die Frage des Buchhändlers Soldin: „Rebekka, bin ich's, der da ſpricht?“, Wendungen, die man ſonſt in der Buchſprache vermeidet, als z. E.: „Wie, zum Satan! ſollte es in der Metaphyſik ein Entweder — Oder geben können!“, kühne Citate aus Holberg, die Einmiſchung deutſcher und latei-

niſcher Wörter, Vergleiche, die den alltäglichſten Erſcheinungen, wie Häringsſchwärmen und Thiergartenausflügen, entnommen ſind, — Das iſt das Gewürz, womit die theologiſch-philoſophiſche Diskuſſion ſo ſtark gepfeffert iſt, daß man ſelbſt ein noch minder nahrhaftes Gericht genießen könnte, wenn es ſo pikant ſervirt würde.

Während die äſthetiſchen Arbeiten ſich durch Leidenſchaftlichkeit des Stiles auszeichneten, litten die eben beſprochenen moraliſchen Abhandlungen an einer gekünſtelten Feierlichkeit und Würde des Vortrags. So originell Kierkegaard's Ausdruck ſeiner Leidenſchaft iſt, ſo affektirt kann ſein Pathos klingen. Er hatte ſein Ideal des pathetiſchen Stiles der ſchlechten alten däniſchen Bibelüberſetzung entnommen; er war zu autoritätsgläubig, dieſelbe nicht zu reſpektiren und nachzuahmen, daher gebraucht er in ſeinem höheren Stile Wortformen wie „ſänftiglich", „würdiglich", „habet", „liebete" und andere Formen der Kirchenſprache, um des pomphaften Klangs willen. Ja, er liebt in den moraliſchen Abhandlungen einen ſo auf Stelzen gehenden Stil, daß er z. B. ſeinen Aſſeſſor, nachdem derſelbe die Doktrin entwickelt hat, daß die weſentliche Schönheit des Weibes erſt mit den Jahren komme, den Uebergang zum folgenden Abſchnitte mit der Wendung machen läßt: „Jetzt verlaſſe ich die Betagten, deren Geſellſchaft ich doch gewißlich nicht vermeide," — eine Abſchiedsverbeugung vor den alten Damen und eine Schlußreplik, wie wenn ein alter Kavalier ſein Fortgehen mit dem Herzensſeufzer entſchuldigt: So angenehm die Geſellſchaft auch iſt, muß ich leider deſſen doch heute wieder abreiſen.

Johannes Climacus ſchlägt einen anderen Ton an.

Der archaiſtiſche Stil paßte nicht, wo es die dogmatiſchen Seelen, die docirenden Weiſen zu ſtacheln, zu kitzeln

und zu reizen galt, bis sie nieſten und aufſprangen und ſich wanden und lachten und verriethen, daß ſie, weit entfernt davon, das reine Denken zu ſein, nur arme vielbeleſene Spießbürger ſeien, die auf Hegel'ſche Art die größten weltgeſchichtlichen Gegenſätze, wie Heidenthum und Chriſtenthum, Religion und Philoſophie, auf dem Papiere verſöhnten oder „vermittelten", ohne ſelbſt das Geringſte erlebt zu haben, was ſie dahin bringen könnte, ſich auf die eine oder andere Seite zu ſchlagen, da ſie in der Wirklichkeit zu nichts Anderem geworden waren, als zu „Schreibgeſellen im Dienſte der Vielgeſchäftigkeit einer phantaſtiſchen Denkerei". Man höre, in welchem Tone er ſie über ihr Verhältniß zu dieſem geprieſenen Vermitteln und Verſöhnen der Gegenſätze examinirt: „Man ſpricht beſtändig von Vermittelung und Vermittelung; iſt denn die Vermittelung ein Menſch, wie der Küſter Peter in Holberg's Komödie das Imprimatur für einen ſolchen hält? Wie fängt Einer es an, um Dergleichen zu werden? gelangt man durch Studiren zu dieſer Würde, dieſem großen Philoſophikum, oder verleiht der Magiſtrat es wie Glöckner- und Todtengräberbedienungen? Man verſuche nur, ſich auf dieſe und andere dergleichen honette Fragen eines honetten Menſchen einzulaſſen, der ja auch gerne die Vermittelung ſein würde, wenn er es auf eine rechtliche und ehrliche Art werden könnte, und nicht dadurch, daß er entweder Eins, Zwei, Drei Kukelorum ſagen oder vergeſſen ſoll, daß er ſelbſt ein exiſtirender Menſch iſt, für den alſo das Exiſtiren etwas Weſentliches und das ethiſch-religiös Exiſtiren ein geeignetes quantum satis iſt. Einem Spekulanten wird es vielleicht abgeſchmackt vorkommen, ſolchermaßen zu fragen."

Welche Vermeſſenheit, zu einem wohlerzogenen Uni-

versitätsgelehrten, der sich selbst im reinsten Professorendänisch ausdrückte, in einem solchen Kauderwälsch zu reden! einen Doktor der Theologie mit dem Küster Peter zu vergleichen! die Hegel'sche Dreitheilung und Trilogie als ein Kindergeplapper zu bezeichnen und sie Kukelorum zu nennen! Aber es ist Humor, und zwar gesunder Humor in diesem Stil (welcher denn auch unter dem Recepte oder dem Existenzstadium „Humor" in Kierkegaard's Systeme einrangirt ist), und man liest mit Neugier, was der Verfasser in einer so muthwilligen und rücksichtslosen Sprache vorzubringen sich gedrungen fühlt.

Nämlich Folgendes: daß jeder Mensch „subjektiv" werden müsse, und daß Dies die höchste Aufgabe für Jeden sei. Anders ausgedrückt: daß Niemand direkt danach streben solle, Etwas in der äußeren Welt zu vollbringen, noch darüber klagen, wenn eine äußere Wirkung seiner Handlung ausbleibe, sondern einzig das Gute wollen, es nach bestem Vermögen kraft der Freiheit wollen. Subjektiv sein heißt individuell sein, einzeln sein; daher bedeutet jenes Wort „das Gute" in Kierkegaard's Munde auch nichts Objektives. Das Gute ist die Freiheit des Einzelnen selber; die Brücke zwischen ihm und der ihn umgebenden Welt ist, ethisch-religiös betrachtet, abgebrochen. Und so versucht nun Kierkegaard einen entschiedenen Gegensatz zwischen Ethik und Geschichte zu behaupten. Er verweist jeden Einzelnen auf sein eigenes Innere und wird niemals müde, der Spekulanten und der Spekulation zu spotten, die über der Betrachtung des Weltgeschichtlichen, nach seiner Ansicht, Moral und Inbrunst vergessen. Er sucht die Idee des Guten völlig von den kulturgeschichtlichen Zielen des Menschengeschlechts loszureißen, ohne welche sie in der Wirklichkeit nur eine werthlose Abstraktion ist. Er sieht nicht

ein, daß dieſe kulturgeſchichtlichen Ziele eben ſo ſehr das Privatleben und die beſcheidenſte Thätigkeit zum Beſten der Eltern, der Frau und Kinder, wie das öffentliche Leben in der Wiſſenſchaft, der Kunſt oder dem Staate umfaſſen. Es kommt ihm nur an auf die völlige Unterwerfung des Individuums in Gehorſam unter das vermeintliche (ſubjektive) ethiſche Gebot, gar nicht darauf, was das Reſultat dieſes Gehorſams äußerlich wird. Und es iſt daher nicht zu Viel geſagt, daß jene Mönche, welche in der ägyptiſchen Wüſte ihre Zeit damit verbrachten, dürre Strecken zu begießen, um die Bedeutungsloſigkeit des menſchlichen Wirkens gegenüber der übernatürlichen Welt praktiſch zu erhärten, im Grunde ſein Ideal einer ethiſch angeſtrengten Exiſtenz verwirklichen.

Allein eben ſo unethiſch wie das Beſtreben, „weltgeſchichtlich“ zu werden, erſcheint ihm ſogar die Betrachtung des Weltgeſchichtlichen. Die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte iſt ihm, moraliſch angeſehen, nur Zeitvergeudung, ja die ſchlimmſte Zeitvergeudung, da ſie auf einem Falſum beruhe, auf dem Falſum, daß ſich im Gang der Geſchichte einer Nothwendigkeit nachſpüren laſſe. Schon in den „Brocken“ müht er ſich darzuthun, daß eine Philoſophie der Geſchichte unmöglich ſei, weil, wie er ſich ausdrückt, nie Etwas durch Nothwendigkeit, ſondern nur durch Freiheit entſtehen könne, ſo daß die anſcheinende Nothwendigkeit des Vergangenen eine reine Illuſion ſei. In der „Nachſchrift“ ſchließt ſich dann natürlich hieran eine Argumentation, welche erörtern ſoll, wie unſinnig es ſei, die Entwicklung des Menſchengeſchlechts als das Höchſte zu betrachten und ſich in Folge deſſen die Aufgabe zu ſtellen, dieſe Entwicklung zu fördern.

Hier, wie überall bei Kierkegaard, kann der moderne

Leſer ſein Bedauern nicht zurückdrängen, den Verfaſſer ſeinen ganzen Scharfſinn darauf verwenden zu ſehn, gewiſſe ihm antipathiſche Theorien auf Grund einer ganz dogmatiſch angenommenen Vorausſetzung zu prüfen, zu kritiſiren und zu analyſiren, — einer Vorausſetzung, die er weder analyſirt noch kritiſirt, weder unterſucht noch prüft, ſondern als eine offenkundige Wahrheit betrachtet.

Wo er die Philoſophie der Geſchichte verwirft, geht er von einem vorgefaßten Begriffe von der Willensfreiheit aus, der in jeder wiſſenſchaftlichen Pſychologie längſt überwunden iſt, den er aber in ſeiner Eigenſchaft als Theologe als feſtſtehend annimmt. Das liberum arbitrium, von dem Kierkegaard ſpricht und an das er glaubt, gehört in der Pſychologie zu derſelben Kategorie, wie die Werwölfe in der Zoologie, und mit demſelben fallen ſelbſtverſtändlich auch die Einwendungen dagegen, daß ein hiſtoriſches Faktum mit Nothwendigkeit geſchehen kann, und gegen die Möglichkeit, Geſetze in der Geſchichte zu entdecken *).

Es iſt amüſant, an manchen zerſtreuten Stellen in ſeinen Schriften zu ſehen, wie er die Vorſtellung von jener, der Nothwendigkeit entgegengeſetzten Freiheit zur Geltung zu bringen ſucht. So geräth Frater Taciturnus (in den „Stadien auf dem Lebenswege") förmlich in Wuth über einen Hinweis Börne's auf die ſcharfe Widerlegung, welche der Lehre vom freien Willen durch die Verbrecherſtatiſtik zu Theil geworden iſt. Es mag gewiß richtig ſein, Proteſt zu erheben, wenn die Statiſtiker meinen, daß ihre Zahlen

*) Vgl. den trefflichen Abſchnitt über die Willensfreiheit in Steinthal's Abhandlung „Zur Religionsphiloſophie" in der „Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft", Bd. VIII, Heft 3, Jahrgang 1875.

ſchon Geſetze ſind, aber es iſt unzweifelhaft, daß ſie das Vorhandenſein noch nicht erkannter Geſetze beweiſen, und daß es nutzlos iſt, ſich gegen ſie zu ereifern. Und ein ganz ähnliches Beſtreben, dem Leſer die Vorſtellung von einer Freiheit à la Buridan's Eſel beizubringen, liegt z. B. der Umarbeitung des kleinen Aphorismus „Ich mag abſolut nicht" zu Grunde. Ich habe dieſe Umarbeitung vom ſtiliſtiſchen Geſichtspunkte betrachtet, allein ſie bietet noch einen anderen dar. Wie der Aphorismus urſprünglich lautete (ſiehe oben S. 114), enthält er eine ausführliche Begründung der Unluſt des Redenden, ſich hinzulegen, weil er weder lange liegen bleiben, noch gleich wieder aufſtehen mag; in „Entweder — Oder" iſt dieſe Motivirung getilgt. Wie der Aphorismus urſprünglich geformt iſt, ſieht man die Wagſchalen des Willens ſteigen und ſinken, bis eine beſtimmte Vorſtellung (die des Fahrens) thatſächlich die eine Schale zum Sinken und die Wage zur Ruhe bringt. In „Entweder — Oder" dagegen fährt das Zünglein der Willenswage fort, ſteif in die Höhe gerichtet zu ſtehen, wie bei jenem berühmten Eſel zwiſchen den Heubündeln, und der Redende hat hier jenen ewigen Augenblick der Freiheit gefunden, den die Pſychologie nicht anerkennt, der aber, wenn er exiſtirte, ſich ſehr paſſend mit dem denkwürdigen Ausruf bezeichnen ließe: „Ich mag abſolut nicht."

An den Einſpruch gegen den hiſtoriſchen Determinismus knüpft ſich der Einwand gegen die Entwicklung der Generation als das Höchſte, Das heißt gegen die kulturgeſchichtlichen Aufgaben der Menſchheit als die weſentlichen.

„Der Einwand iſt dieſer", ſchreibt Kierkegaard mit geſperrter Schrift: „wie man, wenn man nur die Generations- oder Menſchheitsentwicklung ſtatuirt, oder ſie doch als das Höchſte ſtatuirt, wie man

dann die göttliche Verſchwendung erklären will, welche die unendliche Schaar von Individuen in der einen Generation nach der andern gebraucht, um die weltgeſchichtliche Entwicklung in Gang zu ſetzen. Das weltgeſchichtliche Drama rückt unendlich langſam weiter. Weshalb beeilt Gott ſich nicht, wenn er nur Dieſes will? Welche undramatiſche Langmuth, oder vielmehr, welches proſaiſche und langweilige Indielängeziehen! Und wenn er nur Dieſes will: o Grauſen, tyranniſch Myriaden von Menſchenleben zu vergeuden!“

Hier, wie ſo oft, zeigt es ſich, daß die im Sinne der poſitiven Religion religiöſeſten Geiſter die im allgemeineren Sinne irreligiöſeſten ſind. Das wirkliche Leben, die wirkliche Entwicklung, der thatſächliche Zuſtand, wie er iſt und von jeher war, erſcheint dem frommen Beſchauer als ein Wirrſal von Grauſen und Tyrannei, und ſtatt ſich mit Reſignation in das Daſein zu fügen, wie es an uns heran tritt, ſtatt darauf hinzuarbeiten, daß es für nachfolgende Geſchlechter freundlicher werde, entrüſtet er ſich über die beſtehende Weltordnung und bildet ſich zum Erſatz dafür eine fingirte. Wie oben, argumentirt Kierkegaard auf Grund einer feſten Vorausſetzung, die er nicht erhärtet, weil er ſie als offenkundige Wahrheit betrachtet. Er fordert den Philoſophen auf, zu erklären, weshalb Gott verſchwenderiſch mit den Individuen umgehe, weshalb Gott ſich nicht mehr beeile. Wie, wenn ihm der Philoſoph antwortete, daß er keine Offenbarung in Betreff Gottes und ſeines Verfahrens erhalten habe, daß aber die Erfahrung ihm und jedem Beobachter zeige, die Natur gehe verſchwenderiſch mit den Individuen um, und die geſchichtliche Entwicklung ſcheine ſich nun einmal nicht nach unſeren Wünſchen zu richten oder ſich ſonderlich zu be-

eilen? Das Unglück ist, daß der Naturbegriff der modernen Wissenschaft Kierkegaard völlig fremd ist, und er deshalb genöthigt ist, seinen Gegnern seinen eigenen theologischen Gottesbegriff aufzuzwingen.

Diesen Mangel an Naturauffassung konnte man schon im Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn auf einem Punkte verspüren, der oben aus anderen Gründen hervorgehoben ward, den man aber jetzt in einem neuen Zusammenhange erblicken kann; ich meine Kierkegaard's Angriff auf Andersen's Ansichten vom Genie. Andersen meinte, das Genie bedürfe vor Allem freundlicher Pflege; Kierkegaard entgegnete, es müsse jede Art von Widerwärtigkeiten oder Widerstand überwinden können, und die Entgegnung war in seinem Munde erklärlich genug. Aber in Wirklichkeit hat der eine der Streitenden nicht mehr Recht, als der andere. Die Natur benimmt sich, wenn vom Menschenleben die Rede ist, ganz eben so wie bei den niedrigsten Thier- und Pflanzenarten, sie säet Tausende von Keimen aus, von denen es nur durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände einzelnen der lebenskräftigsten glückt, zur höchsten Blüthe zu gelangen.

Da nun jeder Blick nach außen, auf die Ziele der Menschheit, auf das Geschichtliche, dem Einzelnen untersagt ist, da das Individuum einzig nach innen, mit Inbrunst nach Inbrunst streben soll, folgt schon hieraus, daß es für Kierkegaard keine objektive Wahrheit giebt. Es ist unmöglich, die Wahrheit der Bibel, die Existenz des Bibelgottes objektiv zu beweisen.*) Was nützte es außerdem,

*) „Ich betrachte die Natur, um Gott zu finden, ich nehme ja auch Allmacht und Weisheit wahr, aber ich gewahre zugleich vieles Andere, was mich ängstigt und verwirrt. Summa summarum davon wird die objektive Ungewißheit". Johannes Climacus.

wenn Einer gedankenlos und leidenschaftslos und plappernd, oder wie ein Erasmus Montanus in leerer Eitelkeit, objektive Wahrheiten hersagte? Wäre er wohl in der Wahrheit, wenn sein Verhältniß zu diesen Wahrheiten nicht wahr wäre? Nein, ohne Aneignung, ohne Inbrunst giebt es für den Menschen keine Wahrheit. Und „wenn nur das Wie dieses Verhältnisses in der Wahrheit ist", heißt es in der „Abschließenden Nachschrift", „so ist das Individuum in der Wahrheit, selbst wenn es sich solchermaßen zur Unwahrheit verhielte."

Mit Recht scheint man einwenden zu können, daß bei der nur subjektiven Bestimmung der Wahrheit Tollheit und Wahrheit nicht von einander zu scheiden sind. Kierkegaard parirt den Einwand durch die Bemerkung, daß das Fehlen der Inbrunst ebenfalls Tollheit sei. Und um dieselbe zu charakterisiren, erzählt er eine Anekdote aus einem Irrenhause. Ein Patient in einem solchen beabsichtigt zu entweichen, und springt in der That aus dem Fenster. Er befindet sich jetzt im Garten der Anstalt und ist eben gescheit genug, um zu überlegen, daß man ihn wahrscheinlich zurück transportiren werde, wenn er nicht durch das Vorbringen einer unzweifelhaften, objektiven Wahrheit jeden ihm Begegnenden hinlänglich überzeugen kann, daß sein Verstand ganz in Ordnung ist. Indem er hierüber nachdenkt, sieht er eine Kegelkugel auf der Erde liegen. Er hebt dieselbe auf, steckt sie in die Tasche seines Rockschoßes, und jedes Mal, wenn sie gegen sein Gesäß schlägt, sagt er: „Bums, die Erde ist rund!" Gerade Dies wird der Anlaß zu seiner Wiederergreifung. „Aber", ruft Kierkegaard aus, „ist denn die Erde nicht rund? fordert das Irrenhaus noch ein Opfer um dieser Annahme willen, wie zu jenen Zeiten, wo Alle sie für so platt wie einen

Pfannkuchen hielten?“ Nein, aber da sieht man, wie wenig das Aussprechen einer objektiven Wahrheit für die persönliche Stellung des Individuums zum Wahren bedeutet.

Aus Furcht vor diesem Extrem stürzt sich Kierkegaard daher in das entgegengesetzte: die Subjektivität ist die Wahrheit, oder wenn er schon durchaus eine Definition geben muß, so antwortet er: „Die Wahrheit, die höchste Wahrheit für einen Existirenden ist die objektive Ungewißheit, festgehalten in der Aneignung der leidenschaftlichsten Inbrunst.“ Aber diese Definition der Wahrheit ist nur eine Umschreibung für Glaube. Glaube ist eben der Widerspruch zwischen der unendlichen Leidenschaft der Inbrunst und der objektiven Ungewißheit. Die objektive Ungewißheit sind die 70,000 Faden Wasser, auf denen der Gläubige sich oben hält, und — das Paradox glaubt. Aber was ist das Paradox? Es ist: daß die ewige Wahrheit in der Zeit erschienen, daß Gott in die Welt gekommen, geboren, gewachsen ist u. s. w.

Für Kierkegaard liegt das höchste Gewicht darauf, daß geglaubt werde, alles Dies sei historisch und äußerlich geschehen. Man sollte meinen, für einen Denker dieses Ranges müßte es gleichgültig sein, ob er einen sogenannten historischen Christus oder nur einen idealen Christus hätte. Er selbst sagt ja in den „Stadien“: „Fördert es nun den Glauben an das Große, daß man weiß, es sei historisch? Nein, durchaus nicht. Dies Wissen verhilft Einem nur zu einem Sinnenbetrug, der sich vom Stofflichen bethören läßt. Was ist Das, was ich historisch weiß? Es ist das Stoffliche. Die Idealität weiß ich durch mich selbst, und weiß ich sie nicht durch mich selbst, so weiß ich sie gar nicht, alles historische Wissen nützt mir dazu

Nichts.“*) So ſagt er ſelbſt zuweilen; aber wenn er ſo ſpricht, denkt er nur an die ſogenannte Profan-Geſchichte: Die „heilige“ Geſchichte gehört für ihn einer anderen Welt an. Und nun entwickelt er auf hundert und aber hundert Seiten, wie der Umſtand, daß die ewige Seligkeit des Individuums in der Zeit durch das Verhältniß zu etwas Hiſtoriſchem, das obendrein nur kraft des Abſurden hiſtoriſch iſt, das ganze Leben des Individuums umbilden ſoll und muß. Eine objektive Wahrheit giebt es nicht; denn die Wahrheit iſt Inbrunſt, und da ſich keine leidenſchaftlichere Inbrunſt denken läßt, als die, welche dazu erfordert wird, ſein Leben für ſeine Ueberzeugung hingeben zu wollen, ſo gelangt er folgerichtig zum Martyrium als dem eigentlichen Zeugniſſe für die Wahrheit.

Allein dies Kriterium dürfte ein gerade ſo ſchlechtes ſein, wie die objektive Richtigkeit des einzelnen Satzes. „Die Erde iſt rund“ kann gewiß auch ein Irrſinniger ſagen; allein Tauſende von Mormonen haben mit Heldenmuth ihren Geiſt für eine aus Albernheiten zuſammengeſetzte Religion aufgegeben. Es beſteht, ideal angeſehen, kein Zwieſpalt zwiſchen Dem, was an und für ſich wahr iſt, und Dem, was Wahrheit für mich iſt. Denn zu etwas an und für ſich Wahrem, das ſolches nicht für unſere Auffaſſung iſt, kann der Menſchengeiſt unmöglich vordringen. Was ich daher zu denken nicht unterlaſſen kann, ohne daß mein Bewußtſein geſtört wird und mein Weſen in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt geräth, iſt eben Das, was für den Menſchengeiſt das an und für ſich Wahre iſt. Für das Paradox iſt kein Raum.

*) Vgl. die „Abſchließende Nachſchrift“, S. 246, wo der Satz wiederholt wird, und Renan: Etudes d'histoire religieuse, pag. 214, wo derſelbe Gedanke ſich ausgeſprochen findet.

Für Kierkegaard erfüllte dasselbe jedoch bald den ganzen Horizont.

22.

Ich habe den Ausdruck gebraucht, daß seine Vernunft getauft war. Es ist kaum möglich, das Dogmatische in seinen Untersuchungen kürzer zu bezeichnen. Die erstaunliche Gabe zu scharfem und folgerichtigem Denken, welche er besaß, wandte er ausschließlich dazu an, korrekte Schlüsse aus seinen fixen Voraussetzungen zu ziehen, und der Widerwille gegen das Dogmatische, den philosophisch-kritische Anlagen naturgemäß mit sich führen, und den er beständig empfand, lenkte ihn, da der Autoritätsglaube es ihm untersagte, Dogmen anzugreifen, ausschließlich auf das Dogmatische in der Mittheilungsweise hin, das er unablässig persifflirt und als ein unfehlbares Kennzeichen von Geistlosigkeit und Dummheit charakterisirt. So kam es, daß er in einem so undogmatischen Vortrage, wie möglich, einen rein dogmatischen Inhalt formulirte.

Will man sich seine Begrenzung klar machen, so braucht man nur den Blick auf sein Verhältniß zur Natur und zur Geschichte in seinen reiferen Mannesjahren zu richten.

Es entwickelte sich schnell bei ihm jener Haß gegen die Natur und die natürliche Entwicklung, welchen die Liebe zum Paradoxen und Naturwidrigen erzeugt. Am eigenthümlichsten verräth sich dieser Haß in der dogmatischen Abhandlung „Der Begriff Angst". Hier tritt Kierkegaard wie der reine Joseph de Maistre auf, nur

ausgerüſtet mit einem Scharfſinn und einer pſychologiſchen Beobachtungsgabe, hinter denen de Maiſtre weit zurück ſteht. Inmitten tiefſinniger pſychologiſcher Entwicklungen entfallen die größten dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten wie Dintenklexe ſeiner Feder. Er gelangt hier zu der Entſcheidung, daß die Abſtammung von mehreren Menſchenpaaren unmöglich ſei, daß die Sprache einen übernatürlichen Urſprung habe, daß der Tod die Strafe für die Sünde ſei, daß durch das Verſpeiſen der Frucht der Erkenntniß „der Unterſchied zwiſchen gut und böſe, zugleich aber der geſchlechtliche Unterſchied als Trieb in die Welt gekommen“ ſei. Ja, er ſpottet darüber, daß man in unſeren Tagen „ſentimental und empfindſam“ bei dem Gedanken werde, daß es keine Hexenproceſſe oder Inquiſitionsſcheiterhaufen mehr giebt. Das Mitleid mit der Seele, der Wille, die Rettung derſelben durch alle Mittel zu ſichern, aus denen jene ſtrengen Maßregeln hervorgingen, ſcheint ihm viel würdiger, ſittlich „von einer beſſeren Güte“, als das Mitleid „unſrer aufgeklärten Zeit“ mit den Leiden der Opfer, und er preiſt Auguſtinus, weil Dieſer noch zu unbekannt mit dem Toleranzbegriffe der modernen Zeit war, um ein ſo ſchlaffes Gefühl zu hegen. „War es nicht Auguſtinus, welcher Strafe, ja Todesſtrafe gegen Ketzer empfahl? Fehlte es ihm an Mitleid, oder lag der Unterſchied ſeines Benehmens von dem unſerer Zeit nicht vielmehr darin, daß ſein Mitleid ihn nicht feig gemacht hatte?“ Und er vergleicht den Widerwillen unſerer Zeit gegen eine Kirche, welche inquiſitoriſche Gewalt beſitzt und anwendet, mit der Angſt, „ſich vom Arzte ſchneiden und brennen zu laſſen“, wenn es die Heilung eines kranken Gliedes gilt.

Es wundert Einen nicht, daß ein Mann, der ſo weit gehen konnte, Autodafés ehrwürdig zu finden, eine ſtets

zunehmende Antipathie gegen die Naturwiſſenſchaft empfinden mußte, welche denn auch Kierkegaard als „die allerfadeſte“ Wiſſenſchaft unter allen erſchien. Nicht ohne Grund ſchreibt er mit unterſtrichenen Worten in ſein Tagebuch: „Alles Verderben wird zuletzt von den Naturwiſſenſchaften herkommen,“ — alles Verderben nämlich für ſeinen poſitiven Glauben. Die Entdeckung des Mikroſkops verſetzt ihn in einen Zuſtand krampfhafter Erbitterung: „Wenn man die Erfindung des Mikroſkops als ein bischen Amüſement, ein bischen Zeitvertreib anſieht, mag es recht gut ſein, aber als Ernſt iſt es unſäglich albern.“ Wenn Gott, ſagt er in ſeinen hinterlaſſenen Papieren, mit einem Stock in der Hand umher ginge, würde er ihn beſonders auf die Rücken Derer herabfallen laſſen, die mit Hilfe des Mikroſkops Beobachtungen anſtellen. Daß der Naturforſcher heuchleriſch ſei, verräth ſich nach ſeiner Anſicht ſchon dadurch, daß, „wenn man ihm ſagen wollte, daß jeder Menſch doch an dem Gewiſſen und Luther's kleinem Katechismus Genug habe, der Naturforſcher die Naſe rümpfen würde.“ Weshalb? „Weil er vornehm Gott zu einer ſchnippiſchen Schönheit, zu einem Tauſendſaſa von Künſtler machen will, den nicht Jeder verſtehen kann.“ Und dieſer antinaturwiſſenſchaftliche Obſkurantismus kulminirt in der Wendung, daß „der Naturforſcher das Mikroſkop wie der Geck die Lorgnette gebrauche“, nur daß die Frechheit unendlich viel größer ſei, da er ſeine Lorgnette „gegen Gott“ gebrauche. Hätte Kierkegaard den Darwinismus erlebt, ſo kann man leider gewiß ſein, daß er, ohne einen Blick für die Größe dieſer auf allen Gebieten der Natur und des Geiſtes orientirenden Hypotheſe, einer der Eifrigſten geweſen ſein würde, Witze über die Abſtammung des Menſchen vom Affen und die

übrigen vereinzelten Stichworte zu reißen, die aus den Arbeiten der Naturforscher dem theologisch erzogenen großen Haufen zu Ohren gekommen sind. Jeder, der in seinem eigenen Gemüthe vergebens mit den Gedanken und Vorstellungen gerungen hat, welche durch jene Hypothese klar werden, Jeder, der nach dem Studium von Kant's „Kritik der Urtheilskraft" über die Zweckmäßigkeit in der Natur gegrübelt hat, ohne sich bei Kant's Beantwortung des großen Problems beruhigen zu können, hat gewiß die Darwin'sche Theorie bei ihrem Erscheinen wie das erlösende und befreiende Wort begrüßt, nach dem er geschmachtet hatte; Kierkegaard hätte sich umgekehrt dieselbe nicht aneignen können, ohne die Auffassung von Natur und Geschichte aufzugeben, in der er die Lösung aller Räthsel gefunden.

Denn wie der obskurantistische Widerwille gegen die Naturwissenschaft seine eine Schranke ist, so ist der völlige Mangel an Sinn für den Entwicklungsgang der Geschichte die zweite. Er hatte ja in seinen „Brocken" entwickelt, daß eine Philosophie der Geschichte unmöglich sei, und damit war schon der Begriff einer historischen Entwicklung geleugnet. Der kulturgeschichtliche Fortschritt mußte ihm schon aus dem Grunde ein Unding sein, weil mit der Einführung des Christenthums in die Welt das Höchste erreicht war. Und so hatte er es sich eigentlich selbst unmöglich gemacht, geschichtliche Erscheinungen in ihrem Verhältniß zu den Voraussetzungen, welche sie vorbereiteten, und in ihrem gegenseitigen Zusammenhange zu erblicken. Das zeigt sich in all seinen Urtheilen über große Schriftsteller, denen es an jeder literaturgeschichtlichen Grundlage gebricht, und die daher oft im höchsten Grade irrthümlich und falsch sind. Selbst für eine so tief eingreifende historische

Thatſache, wie die ſtufenweiſe Emancipation der modernen europäiſchen Literaturen von den bibliſchen Anſchauungen und dem kirchlichen Geiſte iſt er völlig blind. Ich bemerkte oben, daß er als Kritiker ſeinen Gegenſtand gänzlich aus dem hiſtoriſchen Zuſammenhange losriß und ihn auf einen Iſolirſchemel ſtellte, um ihn zu würdigen; man begreift jetzt die Urſache davon. Er ſah nicht die großen Strömungen in der Geſchichte der Literatur und Kunſt, nur die einzelnen iſolirten Punkte, die für ſein Auge keine Geſtalt bildeten. Die großen freigeborenen Geiſter in den modernen Literaturen muß er entweder verdammen oder ihnen ſeine eigene Anſchauungsweiſe unterſchieben, um ſich ihnen vertraulich nähern zu können.

Die Schlegel-Tieck'ſche Shakeſpeare-Ueberſetzung lieſt er ein Mal über das andere, er verſteht das Pathetiſche bei Shakeſpeare wie Wenige, aber er verſteht Nichts von dem Geiſte der Renaiſſance in ihm, und ſpricht daher wiederholt ſeine Verwunderung darüber aus, daß dieſer König der Dichter ſich nie darauf eingelaſſen habe, die eigentlich religiöſen Konflikte und Kämpfe zu ſchildern. Er hat keinen Blick für die Größe in Shakeſpeare's Geiſte, die ihn ſo hoch über die konfeſſionellen und religiöſen Zänkereien ſeines Zeitalters erhob.

Unerſchöpflich iſt er in ſeinen Aeußerungen der Liebe und Dankbarkeit gegen Leſſing. Er fühlte eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dieſem überlegenen Denker und Dichter, deſſen Natur es widerſtrebte, ſich dogmatiſch und docirend auszuſprechen, ſo lange Das, was er auf dem Herzen hatte, ſich eben ſo gut als eine Frage, einen Zweifel, einen Scherz, eine Fabel ausdrücken ließ. Aber wie hat er in ſeiner Darſtellung die Lebensanſchauung Leſſing's um und um gekehrt, und das direkte Gegentheil aus derſelben heraus

gekünſtelt! In ſeiner Darſtellung wird Leſſing zu einem in ein tiefes Inkognito gehüllten Selbſtdenker, von dem man beſtändig annehmen kann, daß er im Grunde ſeines Herzens Chriſt war. Leſſing, der offene, kühne, furchtloſe Leſſing! Spinoza's Schüler, Mendelsſohn's Freund, Goethe's Lehrer! Leſſing, deſſen unſterbliche Ehre es iſt, Voltaire's Kampf in Deutſchland gekämpft zu haben, ohne ſich von der Leidenſchaft des Kriegers hinreißen zu laſſen wie Voltaire!

Und die Ungenauigkeit der Auffaſſung wiederholt ſich im Kleinen, wie im Großen. Lichtenberg wird entſtellt, wie Leſſing. Er wird einmal in den „Stadien" citirt, und das Citat verändert den Ausſpruch: „Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, zum Erſatz dafür bildet der Menſch Gott nach dem ſeinigen"; allein im Original ſteht nicht: „zum Erſatz bildet der Menſch", ſondern „Das heißt vermuthlich, der Menſch bildet", was ein bedeutender Unterſchied iſt*). Kierkegaard kann weder, noch will er verſtehen, daß die Geſchichte der neueren Literatur identiſch mit ihrer Befreiung von den moraliſchen und religiöſen Vorſtellungen der Tradition iſt.

Aus derſelben Urſache ſpricht er, der ſonſt mit ſeinem Reſpekte eher verſchwenderiſch iſt, mit ſo geringem Reſpekt von Goethe, ja, er giebt ſogar in Wolfgang Menzel'ſchem Stile ein Zerrbild von ihm als einem unmoraliſchen und irreligiöſen Schriftſteller. Er läßt ſeinen Aſſeſſor von ihm ſchreiben, daß „dieſer vergötterte Heros, den man den König im Reiche des Gedankens nennt, ſo mild wie möglich ausgedrückt nur Titularkönig im ewigen Reiche der

*) Lichtenberg's „Vermiſchte Schriften", Bd. I, S. 162. Vgl. im Uebrigen Feuerbach's „Weſen des Chriſtenthums", dritte Auflage, S. 151.

Religioſität iſt". Er rückt ihn vor, daß er „vornehm über Klopſtock lächelt, weil es Dieſen ſo angelegentlich beſchäftigte, ob Fanny, ſeine erſte Liebe, die ſich mit einem Andern verheirathet hatte, in einem künftigen Leben ihm angehören würde". Er nimmt keinen Anſtand, einen Geiſt wie Goethe zu tadeln, daß derſelbe die bibliſch-mythiſchen Vorſtellungen, die ihm in ſeiner Kindheit eingeprägt worden, nicht bis zu ſeinem Tode bewahrt, daß er „ſich zurückgezogen habe, wo es galt, ſich ſelber in ſeinen Kindheitseindrücken treu zu bleiben, wo es galt, nöthigenfalls bis zur Verzweiflung, unter Verzicht auf jeden Anſpruch an das Leben oder an eine bedeutende Exiſtenz, für das theure Andenken der Eltern, für die Gemeinſchaft des Glaubens mit den Verſtorbenen zu kämpfen". Es iſt ihm augenſcheinlich unfaßbar, daß es hinſichtlich überlieferter Glaubensſätze eine höhere Pflicht, als die der Pietät, geben könne. Er tadelt Goethe, daß Derſelbe nicht wie er gehandelt, ſich nicht der ganzen modernen Kulturentwicklung entgegen geſtemmt hat, ſtatt ihr Hauptträger ſeit den Tagen der Renaiſſance zu werden — er denkt ſich die Möglichkeit, daß Goethe ſich zu Dem, was er ward, ja zu Mehr als Dem, was er ward, hätte entwickeln können, wenn er, ſtatt die ganze Entwicklung des deutſchen Geiſtes durch Leſſing und Winckelmann, Bürger und Wieland, Herder und Kant in ſich aufzunehmen, ſtatt als der Alles verdunkelnde Mittelpunkt in dem Sternbilde zu ſtrahlen, das von Schiller, Hölderlin, Kleiſt, Heine und den anderen freigeborenen Geiſtern gebildet wird, ein Magus wie Hamann, ein Heiliger wie Lavater oder ein Barde wie Klopſtock geworden wäre, die Alle ihren religiöſen Kindheitseindrücken treu blieben, aber deren Werke jetzt nur vom Literarhiſtoriker als Kurioſitäten angeſchaut werden.

Eben so wenig wie Kierkegaard einen Blick für die religiöse Bewegung der Gegenwart hatte, eben so wenig Sinn hatte er für ihre politische Entwicklung. Was er ein Mal über das andere als „Zeitforderung" verspottet, sind nicht bloß die Lächerlichkeiten, die sich in allen Zeitaltern mit diesem Namen blähen, sondern das moderne Geistesleben selbst. Seine Verachtung der großen und kleinen Propheten der Zeit hindert ihn jedoch nicht, dann und wann selbst zu weissagen; er weissagt falsch, und Das hindert ihn wieder nicht, sich der Richtigkeit seiner Weissagungen zu rühmen. Die aprioristischen Denker jener Zeit machten sich Wenig aus einem Dementi, das ihnen die vulgäre Welt der Thatsachen zu Theil werden ließ. Hegel selbst begann ja seine wissenschaftliche Laufbahn damit, eine Dissertation über die Planeten zu verfassen, worin er die Kepler'schen Gesetze a priori beweisen wollte, und worin er auch so klar, wie 2 mal 2 gleich 4 ist, bewies, daß zwischen Jupiter und Mars kein Planet liegen könne. Nichtsdestoweniger ward gerade zur selben Zeit der Planet Ceres von dem Italiäner Piazzi entdeckt, ohne daß Hegel sich durch diesen unglücklichen Zufall von seiner wissenschaftlichen Methode abbringen ließ. In Kierkegaard's Broschüre über Frau Gyllembourg's Roman „Zwei Zeitalter", welche das politische Treiben der Gegenwart als leeres Geschwätz und gänzlich bedeutungslos schildert, kommen die Worte vor: „Ein Aufstand würde in der Gegenwart das Allerundenklichste sein; eine solche Kraftäußerung würde der berechnenden Verständigkeit unserer Zeit als lächerlich erscheinen". Dies schrieb er im März 1846. Im März 1848, genau zwei Jahre nachher, war bekanntlich „das Allerundenklichste" in Paris, Berlin, Wien, Rom, Ungarn, Polen, Dänemark geschehen. Trotzdem rühmt Kierkegaard

ſpäter (in den beiden Broſchüren über ſeine Schriftſtellerthätigkeit) jene Abhandlung über die „Zwei Zeitalter“ gerade, weil ſie „ein Bild der Zukunft enthält, welches das Jahr 1848 nicht zur Unwahrheit machte“*).

Jener Mangel an Sinn für die geſchichtliche Entwicklung ward ſolchermaßen zum Mangel an Wirklichkeitsgefühl ſeiner Zeit gegenüber. Er hatte von den modernen Literaturen nur diejenige Deutſchlands, beſonders die romantiſche Literatur in ihren verſchiedenen Verzweigungen, ſtudirt, und wenn er Shakeſpeare kannte, kam Das nur daher, weil die Romantiker dieſen Dichter ſo eifrig ans Licht gezogen und begünſtigt hatten; im Uebrigen waren England und Frankreich für Kierkegaard zwei große verſchloſſene Bücher. Er kannte nicht die Wiſſenſchaft dieſer Länder, er kannte noch weniger ihre Romane; deshalb bemerkte er auch nicht, daß die Pſychologie und Ethik der neuen Zeit in ihnen hervorbrach. Die Pſychologieen kommen immer in der Darſtellung der Lebensanſchauung und Seelenkunde eines Zeitalters lange nach den Romanen. Kierkegaard fühlte nicht, daß in Romanen wie denjenigen Auerbach's und George Sand's eine neue Weltanſchauung

*) Aus demſelben Jahre 1848 findet man in den „Hinterlaſſenen Papieren“ Kierkegaard's eine in ſeinem Munde verblüffende Aeußerung: „Die Schuld an dem Ganzen trägt eine eingebildete, halbſtudirte, durch Zeitungsſchmeicheleien demoraliſirte Bourgeoiſie, welche in ihrer Eigenſchaft als Publikum regieren zu müſſen vermeinte. Aber vielleicht niemals in der Geſchichte hat man die Nemeſis ſo ſchnell eintreten ſehn; denn in demſelben Augenblick, mit demſelben Glockenſchlage, als die Bourgeoiſie entſcheidend die Macht an ſich zu reißen ſuchte, erhob ſich der vierte Stand. Jetzt ſoll freilich dieſer der Schuldige ſein, aber Das iſt unwahr, er iſt nur das unſchuldige Opfer, über das man herfällt, man ſchießt ihn nieder, verwünſcht ihn — und Das ſoll Nothwehr ſein“.

ausgesprochen und dargestellt ward, in Vergleich zu welcher die in der gleichzeitigen dänischen Literatur zu Worte gelangende beschränkt und veraltet war.

Bei diesem Mangel an einem Verhältnisse zur Welt, wurde Dänemark, oder bestimmter Kopenhagen, seine Welt. Abgeschieden lebend, entwickelte er sich dazu, ein großes Phänomen in der Abgeschiedenheit zu werden. Er theilte die abergläubische Ueberschätzung alles Dänischen, welche damals seinen Landsleuten eigen war. Er glaubte (wie er es zuweilen gegen Professor Bröchner aussprach), daß Dänemark in Mynster den größten Kanzelredner des Zeitalters besäße, in Heiberg den größten Aesthetiker, in Madvig den ersten Philologen der Gegenwart, und, was er nicht sagte, aber zuweilen doch auch zu verstehen gab: in ihm den größten zeitgenössischen Prosaschriftsteller, — eine Behauptung, die sich noch eher, als die übrigen, vertheidigen ließ. So Viel ist gewiß, daß er zu groß für sein Heimatland war. Bald sollte er Das mit bitterem Schmerz erfahren.

23.

Es war im December 1845. Kierkegaard hatte das ganze Manuskript der „Abschließenden Nachschrift“ in die Druckerei geliefert, und die Hauptarbeit seiner literarischen Thätigkeit lag hinter ihm. Außer der langen Reihenfolge der oben erwähnten pseudonymen Schriften, hatte er noch „Achtzehn erbauliche Reden“ verfaßt, die unter seinem eigenen Namen gleichzeitig neben den Pseudonymen erschienen. Kierkegaard hat mit besonderem Eifer diesen Umstand betont, aus Furcht, man möchte den Schein erregen, daß er als Schriftsteller als eine Art Byronianer begonnen hätte, und dann mit den Jahren religiös geworden sei. Aber wir haben schon gesehen, wie er von frühester Jugend auf seine Geistesgaben in den Dienst des Christenthums gestellt hatte. Wenn er hin und wieder Anfechtungen hatte, ob es sich auch vom christlichen Standpunkte vertheidigen ließe, Abhandlungen wie das Tagebuch des Verführers und dergleichen zu schreiben, so beruhigte er sich selbst dadurch, daß er gleichsam zur Buße dafür erbauliche Reden verfaßte. Die Form der geistlichen Rede lag ihm nahe; denn als theologischer Student hatte er sich förmlichen Uebungen und Probeversuchen darin unterziehen müssen; er bewunderte Mynster als Kanzelredner, studirte ihn und strebte ihn zu übertreffen, was ihm bei seinem

ſo ungleich ſchärferen pſychologiſchen Blicke nicht ſchwer fiel. Allein abgeneigt, wie er war, ſich ſelbſt einen Chriſten zu nennen, und mehr in chriſtlicher Richtung das Heil ſuchend, als eigentlich ſeines Glaubens gewiß, hatte er den Reden, die er veröffentlichte, einen mehr allgemein erbaulichen, als ſtreng konfeſſionellen Charakter gegeben.

Aſſeſſor Wilhelm ſagt in „Entweder — Oder“: „Gegen Erbauungsſchriften und gedruckte Predigten habe ich eine Idioſynkraſie.“ Selbſt wenn man im Allgemeinen dies Gefühl theilt, lieſt man Kierkegaard's erbauliche Reden mit Reſpekt. Es waltet ein edler, maßvoll beherrſchter Geiſt darin. Es macht einen ergreifenden Eindruck, denſelben Mann, der ſich zum Dolmetſch der wildeſten Leidenſchaften machen konnte, ſo ſchlicht, ſo gemeſſen, ſo bekümmert zu ſeinen Mitmenſchen reden und ihnen den beſten Troſt, der ihm zu Gebote ſteht, auf die Reiſe durchs Leben mitgeben zu hören. Es erweckt Ehrfurcht, ihn mit ſo unerſchütterlicher Feſtigkeit in jeder ſeiner Vorreden, gleichgültig gegen die Gleichgültigkeit oder Aufmerkſamkeit der Menge, aus dem großen Haufen „jenen Einzelnen“ hervorheben zu ſehen, „den er mit Freude und Dankbarkeit ſeinen Leſer nennt.“ Und es rührt ſelbſt Den, welchen die Rede nicht rührt, die ſtereotyp wiederholte Dedikation zu erblicken: „Dem verſtorbenen Michael Pederſen Kierkegaard, früher Wollwaarenhändler in dieſer Stadt, meinem Vater, ſind dieſe Reden gewidmet.“

Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Reden ſelbſt die Mängel haben, welche überhaupt dieſer ganzen Art von Literatur anhaften. Es ſind pſychologiſche Unterſuchungen, auf einer mangelhaften und konventionellen Pſychologie begründet: es wird von der Annahme ausgegangen, daß Leib und Seele zwei verſchiedenartige, in Einem In-

dividuum zuſammengekoppelte Weſen ſind; es wird unabläſſig ein übernatürliches Eingreifen in das Leben der Seele geſchildert; es werden unnatürliche und oft vergebliche Anſtrengungen gemacht, den Ausdruck eines alten Bibelüberſetzers in Einklang mit gewiſſen beſtimmten ſeeliſchen Zuſtänden zu bringen, an welche der bibliſche Autor vielleicht niemals gedacht hat; es werden, um gewiſſen vieldeutigen Worten eine gewiſſe beſondere Bedeutung aufzuzwingen, Anſtrengungen gemacht, die an die ſpitzfindige Geſetzauslegung ſchlauer Juriſten erinnern. Ich weiſe z. B. auf die Rede über „den Pfahl im Fleiſche“ hin. Dies gezwungene Verhältniß zum Bibeltexte hemmt die Freiheit der Rede in Betreff der pſychologiſchen Analyſe. Sie darf, als erbaulich, niemals aufhören, bibliſch zu ſein, darf alſo niemals angewandte Wiſſenſchaft ſein.

Andererſeits darf ſie, als erbaulich, niemals dichteriſch, niemals Poeſie werden. Sie darf alle Seelenzuſtände ſchildern, aber niemals individuell, niemals mit der feſſelnden Lebendigkeit der Realität. Da ſie nun weder allgemein wie die Wiſſenſchaft, noch individuell wie die Poeſie ſein darf, ſo bleibt ihr nur eine Baſtardart der Darſtellung: die halb allgemeine, halb individuelle. Die Rede ſchildert nicht, was Unrecht heißen will, ſie ſchildert auch nicht das Leben eines Einzelnen, dem Unrecht widerfahren iſt, ſondern ſie wählt das Dazwiſchenliegende: das Daſein „*Deſſen, dem* Unrecht geſchehen iſt“, auszumalen. Man leſe z. B. die Rede über „die Heilsbeſtätigung im inneren Menſchen“, deren verſchiedene Abſchnitte beginnen: „Betrachte ihn, den Bekümmerten, — betrachte ihn, an den die Verſuchung herantrat, — betrachte ihn, den Begünſtigten“, — und ſich ſolchermaßen unmöglich von Gemeinplätzen fernhalten können.

Und doch ist ein scharfer, strenger Stil in diesen Reden. Nicht selten erreichen sie stellenweise die Höhe von Kierkegaard's pseudonymer Produktion; ja, diejenige unter ihnen, welche den Titel „Bei Gelegenheit einer Trauung" führt, und der Abhandlung über die Ehe in „Entweder — Oder" entspricht, steht in ihrer Gesammtheit an Adel und Geist bedeutend höher, als das pseudonyme Plaidoyer.

Gegen Ende des Jahres 1845 hatte seine ganze Schriftstellerthätigkeit also einen vorläufigen Abschluß erreicht.

Es war die letzte Zeit der Regierung Christian's VIII., die Zeit, welche in Paludan-Müller's „Adam Homo" geschildert wird. Auf dem Throne, hoch oben: Eitelkeit, Dilettantenthum, Halsstarrigkeit und Schwäche. Bei der Geistesaristokratie: Verachtung der politischen Bewegung in den Mittelklassen. Bei der Jugend: ein ungeduldiger Drang nach politischer Freiheit. Der bessere Theil der Presse fruchtlos oppositionell, und zu unterst der ausgelassene Muthwille im „Korsaren". Was war „Der Korsar"? Er war ein Organ jener Art, das seine Freunde ein Witzblatt, seine Gegner ein Schmutzblatt nennen, und das eine Zeitlang das allgemein beliebte und gehaßte Aergerniß in einer Stadt sein kann. Das Blatt hatte den großen Vorzug, in einem freisinnigen Geiste redigirt, direkt gegen das Perückenwesen und den Autoritätsglauben des Absolutismus gerichtet zu sein, und hatte hierin eine ähnliche Entschuldigung für seine Ausschreitungen, wie sie z. B. Rochefort's „Lanterne" für die ihrigen bei ihrer Opposition gegen das zweite Kaiserthum in Frankreich hatte. Es neckte heute die Majestät, und brachte morgen Karikaturzeichnungen von den Privatpersonen, denen die Redaktion Eins versetzen wollte Ein wahrer Ernst lag

dem Witz nicht zu Grunde, so wenig wie eine tiefere Freiheitsbegeisterung der Opposition zu Grunde lag; aber das Blatt schaffte Luft, machte Platz und jagte zu jener Zeit, wo man noch davor zitterte, „in die Zeitung zu kommen", der herrschenden Spießbürgerlichkeit einen heilsamen Schreck ein. Sein Witz war häufig beißend und amüsant, sein Pathos fast immer affektirt und hohl. Es war besonders durch seine Portraitzeichnungen eine Macht; es ward überall gelesen, vom Portier gehalten und von der Herrschaft gelesen.

Es war, wie erwähnt, im December 1845. Kierkegaard's erster Drang zur Produktivität war gestillt. Jenes erste Faktum, „das ihn zum Dichter machte", hatte die ganze Reihe von Werken hervorgerufen, zu denen es den Anlaß gab; er hatte dem Sokratisch-Griechischen, dem sein früheſtes wissenschaftliches Interesse gegolten, das Christlich-Paradoxe, an das er zuerst und zuletzt geknüpft war, gegenüber gestellt, und er hatte zwischen dem stürmischen und leidenschaftlichen Allegro seiner Produktion geistige Rast in dem ruhigen und sanften Adagio-Takte der erbaulichen Reden gesucht. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er der Welt zeigen wollte, daß es ihm Ernst mit dem Religiösen, daß er nicht der „interessante und pikante Schriftsteller" sei, für den das Publikum den Verfasser von „Entweder — Oder" hielt, daß er nicht Aufsehen noch Ruhm erstrebe — jetzt wollte er Prediger werden, am liebsten irgendwo drüben auf der jütländischen Haide, in der abgeschiedensten Einsamkeit, wo die Kirche Sonntags nur von ein paar einzelnen Zuhörern besucht würde. Mit seiner Schriftstellerei war er fertig. Was er auf dem Herzen hatte, Das hatte er ausgesprochen.

Da geschah es, daß P. L. Möller's Zeitschrift „Gäa"

in einer literariſchen Korreſpondenz eine verletzende Kritik der ſo eben erſchienenen „Stadien auf dem Lebenswege“ brachte. Es war ein leichtfertiger und unehrenhafter Aufſatz; leichtfertig, weil der Verfaſſer desſelben gar keinen Verſuch gemacht hatte, ſich mit Dem, worüber er ſchrieb, vertraut zu machen; unehrenhaft, weil er ſich (unter dem Schein, Kierkegaard's Schriftſtellerei zu würdigen), wie derartige Artikel zu thun pflegen, auf den Straßenklatſch über ſein Privatleben bezog, den Helden des Tagebuchs beſchuldigte, „ſeine Braut auf die experimentale Folterbank zu legen, ſie bei lebendigem Leibe zu ſeciren, ihr die Seele tropfenweis auszuquälen“, lauter Anſchuldigungen, die gegen Kierkegaard ſelbſt gerichtet ſchienen.

Kierkegaard, der immer an einer brennenden Luſt, zu repliciren, litt, wenn er angegriffen ward, ließ ſich zu einer höhniſchen und beißenden Erwiderung hinreißen, welche damit ſchloß, einige Stellen in P. L. Möller's Artikel als „einen jener widerlichen Korſaren-Angriffe auf friedliche, reſpektable Männer“ zu bezeichnen, und welche, mit Bezugnahme auf ein (an und für ſich zuverläſſiges) Gerücht über P. L. Möller's Mitarbeiterſchaft am „Korſaren“, den Wunſch ausſprach, in dieſem Blatte geſchmäht zu werden, das bisher die Kierkegaard'ſchen Pſeudonyme in den höchſten Tönen gelobt, ja den Victor Eremita als „für immer unſterblich“ bezeichnet hatte. Der Artikel nennt Dies eine Beſchämung und einen Schimpf, welcher dem Dichter der Pſeudonyme widerfahren ſei, und erklärt es „hart für einen armen Schriftſteller, ſo hervorgehoben zu ſein, daß er der Einzige wäre, der im Korſaren nicht geſchmäht würde“. Dieſen Artikel unterzeichnete er „Frater Taciturnus“ und zog dadurch unverſtändig und in unglücklicher Weiſe ſeinen Pſeudonymus aus der ſtillen Welt,

in der er, wie man sich denken mußte, lebte, ans helle Tageslicht.

Dann folgte die Fehde Goldschmidt contra Kierkegaard. Der Redakteur des „Korsaren“ fühlte sich verpflichtet, den Handschuh um seines Mitarbeiters und seiner selbst willen aufzunehmen. Kierkegaard, der als treuer Diener und Soldat der Autorität den „Korsaren“ als eine durchaus widerwärtige Erscheinung betrachten mußte, hat offenbar geglaubt, diesem durch seinen Artikel einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Er hat sich gedacht, Goldschmidt, der sich öffentlich als sein größter Bewunderer ausgesprochen hatte, könne unmöglich wagen, ihm jetzt mit Spott zu erwidern, eben so unmöglich könne er fortfahren, ihn zu loben, aber auch zu der Herausforderung nicht schweigen, ohne sein Prestige einzubüßen, kurzum, der Schlag müsse ihn zu Boden fällen. Als gewandter Polemiker umging Goldschmidt indeß alle Schanzen, die Kierkegaard aufgeführt hatte, er ließ das eigene Lob, seine Bücher seinen Witz, seine Weltanschauung u. s. w. ganz außer Betracht, und ging direkt auf seine Privatperson los. Er setzte ihn ins Blatt, wie er auf der Straße stand und ging, mit den dünnen Beinen, mit den Hosen von ungleicher Länge, die hagere Gestalt mit dem Regenschirm unter dem Arme, er ließ ihn auf dem Rücken eines Kindes reitend als Frater Taciturnus zeichnen, der sein Mädchen „trainirt“, und jetzt folgten ein paar Monate hindurch im „Korsaren“ gutgeschriebene kleine Arkikel über die Kierkegaard'schen Pseudonyme, in denen Goldschmidt mit großer Geschicklichkeit die verschiedenen Blößen benutzte, die sein Gegner sich gegeben. Kierkegaard hatte sich vollständig verrechnet, wenn er sich darauf verlassen hatte, daß sein Charakter Goldschmidt Respekt einflößen würde; nicht ein-

mal die Rückſicht, daß „Der Korſar“ hier dem bedeutendſten zeitgenöſſiſchen Proſaſchriftſteller Dänemarks — ſeit Holberg überhaupt der bedeutendſte, den Dänemark hervorgebracht hatte — gegenüber ſtand, ſcheint in Betracht gekommen zu ſein.

Es war nicht günſtig für Kierkegaard, daß ſein Artikel in dem Journal „Fädrelandet“ veröffentlicht ward, das lange mißgünſtig auf ſeinen jüngeren und glücklicheren Kollegen geblickt hatte und mit Freuden einen Artikel gegen den viel mehr geleſenen „Korſaren“ aufnahm*).

Allein Goldſchmidt's Situation war doch weit minder beneidenswerth. Es iſt etwas Albernes, einen Mann, deſſen Lob man ſo eben geſungen hat, herunter zu reißen, obendrein auf ſeine eigene Beſtellung, und es iſt etwas Häßliches, einen ſeltenen Mann als Karikatur zu zeichnen und die Eigenheiten ſeines Aeußern und ſeiner Kleidung dem Gelächter Derjenigen preiszugeben, die immer mit dem Spaßmacher und über die geiſtige Vornehmheit lachen.

Blickt man jetzt mit den Augen unſerer Zeit auf Dergleichen, ſo dünkt Einem die ganze Sache kaum erwähnenswerth. Oeffentliche Perſönlichkeiten ſind heut zu Tag ſo gewohnt, in der ſogenannten ernſthaften Preſſe heruntergeriſſen zu werden, daß man auf Dergleichen möglichſt wenig Gewicht legt. Hervorragende Männer ſind es ſo gewohnt, in den Schmutzblättern attaquirt und lächerlich

*) „Der Korſar hatte eine ſo enorme, für das Land unverhältnißmäßige Verbreitung erlangt, daß Alle unter dieſer Tyrannei ächzten. Und im Bureau des ‚Fädreland‘ hieß es längſt: es muß Etwas geſchehen . . . Da handelte ich; es war der größte Dienſt, den ich in jenem Augenblicke dem ‚Fädreland‘ erweiſen konnte, Gjödwad kam zu mir gerannt, um den Artikel zu erhalten, und ſtand neben mir, während ich die Schlußzeilen ſchrieb“. Kierkegaard's „Hinterlaſſene Papiere“, Bd. II, S. 314.

gemacht zu werden, daß sich Niemand über die Thätigkeit härmt, die man entfalten sieht von

Herrn Schnüffelmeier,
Herrn Ehrendieb, Herrn Laus, Herrn Niedertracht,
Herrn Gallengelb und anderm Pack daneben,
Die von des Volkes besten Namen leben*).

Damals scheint jedoch „Der Korsar" zum mindesten die Macht gehabt zu haben, wie in unseren Tagen die herrschende quasi-seriöse Presse. So sieht man z. B. aus den Nachlaßpapieren des Barons Rosenkrantz, daß „Der Korsar" fast die Karrière eines Mannes vernichten konnte. Daß Kierkegaard in den „Korsaren" kam, und zwar auf eine geschickte Weise, ward für ihn ein Ereigniß. Daß „Der Korsar" die Stimmung der Stadt gegen ihn einnahm, ward für ihn eine jener wenigen Erfahrungen, von denen er Jahre seines Lebens hindurch zehrte, ohne jemals all die Bitterkeit und die Lehre zu erschöpfen, welche für ihn darin lag. Er, der einem Ei ohne Schale glich, empfindlich für die geringste Schramme oder Brausche, fühlte sich wie von einem Dolchstiche ins Herz getroffen. Er suchte zuerst, die Sache bei sich selbst leicht zu nehmen, wie es ihm gelang, sie leicht zu nehmen, wenn er mit Anderen davon sprach; aber seine Seele schloß sich über diesem neuen Eindruck zusammen, wie gewisse Pflanzenblätter sich über einem Insekt schließen, und jetzt begann ein inneres Verarbeiten des Eindrucks, ein förmlicher Behandlungsproceß, der nur sein Seitenstück in der Verarbeitung hatte, der er das Verhältniß zu seiner Jugendgeliebten unterworfen; sein Gemüth ward wieder produktiv, es hatte von Neuem eins jener an und für sich unansehnlichen und vulgären Wirklichkeitselemente in sich aufge-

*) Aus Paludan-Müller's „Adam Homo", neunter Gesang.

nommen, deren es bedurfte, um daraus die köſtlichſten Gedankenſtoffe zu ſpinnen.

Zuerſt ward dies neue Faktum in ſeinem Leben ſelber, Faden nach Faden, zerfaſert, nach allen Seiten hin und her gewandt. Die Tagebuchsaufzeichnungen darüber bilden nicht weniger als zwanzig verſchiedene Artikel, die zuſammen über 200 Druckſeiten füllen. Wer ſich darüber wundert, möge bedenken, daß Dies in Wirklichkeit das erſte Bemerkenswerthe war, was Kierkegaard ſeit dem Beginn ſeiner Schriftſtellerlaufbahn in äußerlichem Sinne erlebt hatte. Er lebte wie ein Eremit; er ſchrieb vom Morgen bis zum Abend ohne andere Raſt, als die, welche er auf ſeinen Ausflügen zu Wagen und auf ſeinen Spaziergängen fand, die er obendrein dazu verwandte, ſeine Schriften im Kopfe auszuarbeiten; er erlebte nicht einmal die Beſprechung eines ſeiner Bücher, oder vielmehr er erlebte eine einzige: Heiberg's flüchtig hingeſudelte Beurtheilung von „Entweder — Oder", und dieſer verdanken wir denn auch nicht Weniger, als eine lange Folge geplanter und zum Theil ausgeführter Journalartikel, ſo wie die vorzüglichſten Abſchnitte der „Vorreden". In einem an Ereigniſſen naturgemäß ſo dürftigen Leben machten die Karikaturzeichnungen des „Korſaren" und die Stimmung, welche ſie hervorriefen, Epoche.

Kierkegaard hatte im Begriff geſtanden, ſeine Feder niederzulegen, um als Dorfprediger auf's Land zu ziehen. Ihm war zu Muthe geweſen wie Demjenigen, der geſagt hat, was zu ſagen ſeine Abſicht und ſeine Aufgabe war. Jetzt erwachte ein neuer Produktionsdrang in ſeiner Seele. Zu der Zeit, wo er ſich als Anfänger noch ungewiß über ſein Talent und ſeine Ziele fühlte, war ein „Faktum" in ſein Leben getreten, und dies Faktum hatte ihn zum Dichter

gemacht. Jetzt, wo er das Dichterſtadium ſeiner Bahn durchlaufen hatte, trat ein neues Faktum ein, und dasſelbe erwies ſich gerade als die äußere Befruchtung, deren er bedurfte, um ſich eine neue Bahn als chriſtlicher Schriftſteller zu brechen.

24.

Ich habe ſein Leben auf Straßen und Gaſſen geſchildert, habe erzählt, wie er als der wunderlich ausſehende große Schriftſteller bekannt war. Selbſt wenn man ihn nicht kannte, mußte Einem ſein Blick auffallen. Derſelbe war ungewöhnlich ausdrucksvoll. Er pflegte ſchon von fern ſeinen Bekannten mit einer kleinen grüßenden Bewegung des Auges zu winken; aber er vermochte mit dieſem Blick, der bald ſanft und zärtlich, bald reizend und herausfordernd ſein konnte, auch jeden ihm unbekannten Fremden zu nöthigen, ihn anzuſehn. Es amüſirte ihn, ſich ſolchermaßen mit jedem Fremden „in Rapport zu ſetzen", jedes Kind, dem er begegnete, lächeln zu machen, jeden Erwachſenen durch einen Erwiderungsblick verrathen zu laſſen, was pſychiſch in ihm vorgehe; kurzum, er machte pſychologiſche Studien auf der Straße, ſelbſt wenn er nicht, wie es ſeine Gewohnheit war, mit einem ſeiner vielen Bekannten ein Geſpräch anknüpfte.

Die bewußte Abſicht dieſer Lebensweiſe war, wie oben erwähnt, eine religiöſe, nämlich die, den Eindruck ſeiner Bedeutung dadurch zu verwiſchen, daß er ſich in

eine ganz alltägliche Erſcheinung verwandle. Immer wieder kommt Kierkegaard auf die Stelle in der Bergpredigt zurück: „Wenn Du aber faſteſt, ſo ſalbe Dein Haupt und waſche Dein Angeſicht, auf daß Du nicht ſcheineſt vor den Leuten mit Deinem Faſten“, in welcher er die Verſteckheit, die Myſtifikation, die teleologiſche Suſpenſion des Ethiſchen vorgeſchrieben findet, — eine Bibelſtelle, die er auch in ſeinem Exemplar des Neuen Teſtamentes ſtark unterſtrichen hatte. Immer wieder kommt er ferner auf Heinrich's IV. Worte zu Prinz Heinrich bei Shakeſpeare zurück, welche ihm die Formel jener Lebensklugheit zu enthalten ſcheinen, die anwenden zu wollen er zu ſtolz war:

Hätt' ich ſo meine Gegenwart vergeudet,
So mich den Augen Aller ausgeboten,
So dem gemeinen Umgang gäng' und feil:
So wär' die Meinung, die zum Thron mir half,
Stets dem Beſitze unterthan geblieben,
Und hätte mich in dunklem Bann gelaſſen,
Als Einen, der Nichts gilt und Nichts verſpricht.
Doch, ſelten nur geſehn, ging ich nun aus,
So ward ich angeſtaunt wie ein Komet.

Dieſe Worte ſind's, welche Kierkegaard beſtändig vorſchwebten, und deren Grundgedanke entſcheidend für die Einrichtung ſeines täglichen Lebens war. Er hatte ſtets das Gefühl gehabt, ein Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit zu ſein, gewiß in viel höherem Grade, als es der Fall war. Je mehr er ſich in ſeine eigenen Gedanken einſpann und ſeine Thätigkeit als das Wichtigſte oder vielmehr als das einzig Wichtige anſah, was in Dänemark geſchah, deſto mehr ſtellte er ſich vor, daß Aller Augen auf ihm ruhten. Er bildete ſich nun ein, daß es ihm, wenn er auf der Östergade in allerlei wenig angeſehener Geſellſchaft einherginge, wenn er ſich dann und

wann im Theater zeigte, gelingen würde, für einen Tagedieb und Flaneur zu gelten, und er freute ſich mit dem kränklichen Hang ſeines Gemüthes, ein ſtärkendes Bad in Verachtung, „in einer faſt beſeſſenen Aeußerlichkeit", zu nehmen, daß ihm der Betrug ſo gut glückte, und daß man ihn für einen pikanten Schriftſteller ohne wahren Ernſt hielt.

Und jetzt, als wirklich viel von ihm geſprochen, in Kreiſen und Klaſſen, die früher kaum je ſeinen Namen gehört hatten, von ihm geſprochen ward, jetzt glaubte er in Aller Augen den „Korſaren"-Spott über ſein wunderliches Aeußere, ſeine ſchiefe Geſtalt, ſeine Hoſen von ungleicher Länge, ſeine dünnen Beine zu leſen. Gewiß ſehr häufig mit Unrecht. In ſeinen hinterlaſſenen Papieren ſchreibt er z. B. als Beweis des demoraliſirenden Einfluſſes des „Korſaren" auf die Schuljugend eine Notiz nieder, wie der Huſarenlieutenant Barth, der ihm mit ſeinem kleinen Sohne an der Hand begegnet ſei, ihn ſo höflich gegrüßt habe, daß der Knabe, wenn er nicht gewußt hätte, wer er ſei, nothwendig den Eindruck hätte empfangen müſſen, daß er etwas ganz Außerordentliches ſei. „Allein der Junge kannte mich offenbar, er war ein Leſer des ‚Korſaren'". Herr Cand. polyt. J. C. Barth, der hier erwähnte Sohn des Lieutenant Barth, hat mir ſelbſt mitgetheilt, daß er ſich nicht erinnere, als Kind jemals vom „Korſaren" reden gehört zu haben, und daß er im Gegentheil von früheſter Jugend an eine lebhafte Bewunderung für Kierkegaard gehegt habe. Das Kind hat wahrſcheinlich den fremden Mann angeſtarrt, den der Vater ſo ehrerbietig grüßte, und Kierkegaard hat „Korſaren"-Spott in dem Blicke geleſen. War aber ſein Argwohn auch in dieſem Fall übertrieben und ſelbſtquäleriſch, ſo hatte er doch nicht Unrecht, die öffentliche Stimmung gegen ihn umgeſchlagen zu ſehen, ſeit

„Der Korsar“ seine Person lächerlich gemacht. Denn die Ausfälle des „Korsaren“ waren das Signal für Alles, was an heimlicher Feindseligkeit gegen ihn vorhanden war, sich ans Licht zu wagen, und es schleicht immer viel heimliche Feindseligkeit, viel Privathaß und Neid gegen einen bedeutenden Mann herum. Aus dem vornehmen, reservirten Schriftsteller, „der ohne Makel, ohne den geringsten Flecken dastand, den Keiner bisher anzugreifen oder selbst nur anzutasten gewagt hatte“, sah sich Kierkegaard in eine halb komische, halb verrückte Personnage verwandelt, die auf einem Paar lächerlich dünner, lächerlich bekleideter Beine durch die Stadt lief, von der sich daher Diejenigen, welche sich fürchteten, selbst an den Pranger gestellt zu werden, scheu zurückzogen. Adam Homo, der Kopenhagener Spießbürger, wollte so ungern in den „Korsaren“ kommen und mußte fürchten, daß gar seine Kinder denselben in einem „Haus-Korsaren“ nachäfften. Zum zweiten Mal in seinem Leben war Kierkegaard dem Stadtgeklätsch in Kopenhagen verfallen, und der Eindruck war nicht schwächer, als der erste.

Die unmittelbare Wirkung der „Korsaren“-Angriffe war sein Entschluß, auch fernerhin Schriftsteller zu bleiben. „Es war stets meine Absicht gewesen,“ heißt es in seinen „Hinterlassenen Papieren“, „meine anstrengende Schriftstellerarbeit mit einer stillen Verschollenheit in einem Pfarrhause auf dem Lande zu beschließen . . . Jetzt nehme ich an, daß es mein Beruf ist, auf dem mir angewiesenen Platze auszuharren.“

Allein dann begann die Grübelei über das Ereigniß selbst. Alle verschiedenen Momente desselben wurden, wie zu ihrer Zeit die der Verlobungsgeschichte, eins nach dem andern hervor gezogen.

Zuerſt das Unrecht, das ihm geſchehen war. Wie alle mit leidenſchaftlichem Rechtsgefühl ausgeſtattete Menſchen, vermochte ſich Kierkegaard ſchon aus ethiſchen Gründen nicht darein zu finden, Unrecht erleiden zu ſollen; die von ihm ſelbſt angeprieſene Reſignation verſchwand vor dem einfachen, geſunden Gefühl: es darf kein Unrecht geſchehen, nicht einmal gegen mich ſelber. Und ihm war Unrecht geſchehen, Das fühlte er, man mißbrauchte die Kleinheit des Landes, ihn wie ein gejagtes Wild zu quälen, dem jeder Ausweg verrammelt war. „Ich leide," ſchreibt er, „hier daheim förmlich Unrecht, weil meine ganze Produktivität eigentlich auf einem ſo kleinen Theater nicht im rechten Licht erſcheinen kann, während eine alberne und neugierige und neidiſche und trotzige Zeitgenoſſenſchaft im Grunde Zwang gegen mich üben will, weil ſie meinen, ich ſei nun einmal durch die Schranken der Sprache gebunden." Es ward ihm klarer und klarer, daß es in einem kleinen Volke nur möglich ſei, ein einigermaßen menſchenwürdiges und glückliches Daſein zu führen, wenn man ſo wenig wie möglich hervortrete. In ſolchen Augenblicken ſagte er ſich ſelbſt: „Dein Leben iſt im Grunde verſpielt, Du biſt ſchließlich Etwas geworden . . . und in Dänemark lebt man nur glücklich, wenn man Nichts iſt", oder mit einer anderen Variation: „Kopenhagen iſt die angenehmſte Stadt, die man ſich als Wohnort für einen Jeden denken kann, der Nichts oder noch Weniger iſt." Er erkannte, was ſein eigenes Leben ihn perſönlich nicht früher gelehrt hatte, daß in kleinen Gemeinſchaften eine Art Verſchwörung der Mittelmäßigkeiten gegen den Selbſtändigen ſtattfindet, der die Meinung der Andern nicht annehmen will, ſondern ſo impertinent iſt, ſie Etwas lehren zu wollen: „Im Grunde iſt das Verhältniß dies, daß die

Meiſten eine heimliche Vorſtellung davon haben, ich ſei doch wohl der Mann; aber ſie denken: Wenn wir Alle überein kommen, ihn zu hänſeln, ſo muß er doch klein beigeben. Eine ſolche negative Konſpiration iſt nur in einem kleinen Lande denkbar . . . Es wäre doch möglich, daß ich trotz all meiner Kleinheit vor Gott, für meine Nation ‚eine Gabe Gottes' wäre; Gott weiß, ſie haben mich übel genug behandelt, ja mich mißhandelt, wie Kinder ein koſtbares Geſchenk mißhandeln." Und je mehr er darüber nachſann, deſto tiefer fühlte er den Stachel des Unrechts; denn weshalb hat er dasſelbe erlitten, weshalb iſt er als ein Opfer dem Gelächter der Menge preisgegeben? Weil er das Schlechte herausforderte, und weil dieſer Schritt „etwas zu hoch, etwas zu ritterlich war, in den Kram der herrſchenden Mittelmäßigkeit zu paſſen"; und unbekannt, wie er iſt, mit der ſchnöden Behandlung, welche die großen ausländiſchen Schriftſteller dieſes Jahrhunderts (ein Shelley, eine George Sand, ein Victor Hugo) erlitten haben, ruft er aus: „Man wird kaum in der Literatur irgend eines anderen Landes einen Schriftſteller aufweiſen können, welcher Dergleichen erlebt hat."

Sodann die eigenthümliche Art dieſes Unrechts: daß es unmöglich war, dasſelbe zu bekämpfen und zu beſiegen. Er hatte gewiß Vertrauen zu ſeinen Geiſtesgaben trotz Einem; er hatte, wie er ſelber ſagt, nie daran gezweifelt, daß auch das Tollkühnſte, wenn er es ſich vornähme, ihm gelingen würde; er hatte bisher das faſt Unglaubliche vollbracht, hatte in vier Jahren eine Schriftſtellerthätigkeit entfaltet, zu der ein däniſcher Schriftſteller nach der Regel zwanzig gebraucht haben würde, hatte mit der Feder in der Hand die Kränklichkeit ſeines Körpers und die Schwermuth ſeiner Seele überwunden, hatte Philoſophen und

Theologen zum Schweigen gebracht, und hatte, als Heiberg, der allmächtige Rhadamanth der däniſchen Literatur, ſich ihm in den Weg ſtellte, ihn wie eine Seifenblaſe beiſeit geblaſen — und jetzt ſcheiterte er hier an dem Unperſönlichen, Anonymen, Verantwortungsloſen, Allgegenwärtigen, das er nicht treffen konnte, weil ſein Name Legion oder Menge war — an der Preſſe! Solchergeſtalt lernte er praktiſch eine der Formen der modernen Unperſönlichkeit und Unverantwortlichkeit, die er früher nicht ſtudirt hatte, die Hauptform dafür, kennen, und ſeine Leidenſchaft für die Kategorie „der Einzelne" empfing einen neuen Hochdruck. Er ſchreibt: „Die Tyrannei der Journalliteratur iſt die erbärmlichſte, die kleinlichſte aller Tyranneien... Wenn man ſich einen eminent polemiſchen Schriftſteller, wie er noch nie exiſtirt hat, denken und ihn einem Journal gegenüberſtellen will, muß er verlieren, er müßte denn ſelbſt wieder ein Blatt herausgeben, und in ſolchem Fall hat er auch verloren, inſofern er von einem Schriftſteller zu einem Journaliſten herabgeſunken iſt. Alſo, der Strauß beginnt: jener ausgezeichnete Polemiker ſchlägt zu, und es entgeht nicht dem Journaliſten ſelbſt, daß der Schlag tödtlich und entſcheidend iſt. Die klägliche Replik des Journaliſten zeigt, welch ein klaffender Abgrund der Unendlichkeit zwiſchen ihnen liegt. Mittlerweile iſt der Journaliſt ſeiner Sache ganz ſicher, er raiſonnirt ſo: ein Schriftſteller kann ſich nicht herbeilaſſen, häufig auf dieſelbe Sache zurück zu kommen, er hört alſo auf — und dann beginne ich. Ich fahre nun fort, alle Tage oder alle acht Tage einen Artikel loszulaſſen, Das wird ſchon auf's Publikum wirken."

Alſo nicht allein, daß das ihm widerfahrene Unrecht groß, daß es unerhört war, ſondern es war auch ſo

mächtig, daß es ſich nicht von Dem bekämpfen ließ, der ſich ſonſt ſo ſtark wie kein Anderer fühlte. Und dazu kam ferner noch das Moment, daß er es auch nicht mit Hilfe Anderer bekämpfen konnte. Weshalb? Weil ſich Niemand fand, der ihm beiſtand. Ein ſeltſamer Gedanke für ihn! Während, wie er niemals müde wird, ſich ſelbſt zu wiederholen, „jeder Gebildete, unbedingt Jeder, im Privatgeſpräche der Meinung war, daß es mit dem ‚Korſaren' nicht mehr auszuhalten ſei," beobachteten die Freunde „das tiefſte Schweigen" von dem Augenblick an, wo er für die Andern gehandelt hatte. So Wenig hatte Kierkegaard äußerlich erfahren, daß er es erſt in ſeinem vierunddreißigſten Jahre erlebte, bei einer ehrenhaften und Allen zu Nutze kommenden Fehde gründlich in Stich gelaſſen zu werden — und der Eindruck hievon war gewaltig. Aber derſelbe ward noch geſteigert; denn nicht genug, daß man ſchwieg, nein, wie er immer von Neuem bemerkt, man führte ſeine Handlung ſelbſt auf Eitelkeit und Hochmuth zurück, betrachtete ſie halb als Unverſtand, halb als Wichtigthuerei, und erhielt ſo, ſtatt mit ſich ſelbſt ins Gericht zu gehen, gar eine Gelegenheit, ihn und ſeine Handlung zu beurtheilen. Das war alſo der Lauf der Welt: erſt das Urtheil: Es muß gehandelt werden; dann Schweigen, wenn das Leiden, das der guten, weltlich unklugen Handlung folgt, eintritt; dann zuletzt das Urtheil: Er hat nur aus Hochmuth gehandelt, er liegt, wie er ſich gebettet hat; mag er ſich ſelbſt helfen! — Verallgemeinerte man den einzelnen Fall, ſo ließ ſich eine ganze chriſtlich peſſimiſtiſche Weltanſchauung daraus herleiten. Und größere, immer größere Proportionen nahm die Sache vor ſeinen Blicken an. Indem er ſie unter ſeinem beobachtenden Auge wie unter einem Mikroſkop ſah, ward

ſie derſelben Verwandlung unterworfen, wie die Kunſtwerke, die er kritiſiren wollte. Die inneren Verhältniſſe der Sache blieben, aber ſie nahmen unnatürliche Größe an, und alle Verhältniſſe der Sache nach außen, zur Umgebung wurden durch den gigantiſchen Umfang, den das Ereigniß für ſein Auge erhielt, vollſtändig verrückt.

Zuerſt und zuvörderſt ward „Der Korſar“ vor ſeinen Blicken umgebildet.

Er war „die Preſſe der literariſchen Eitelkeit, welche eine furchtbare, unverhältnißmäßige Verbreitung erlangt hatte“; er war als „Unflath-Literatur“ ein „Phänomen der Auflöſung in Dänemark“, er war „Dänemarks inneres, im Grunde ſein einziges Unglück.“ Was that er denn? Er verübte „Abſcheulichkeiten“: der angegriffene Mann hielt ſich vielleicht ſtolz aufrecht, aber ſeine Frau litt, ſein Kind erfuhr die Kränkung, in abſcheulicher Art von dem Vater reden zu hören. Er hat geſehen, „wie man vom Blick des Ertrunkenen ſagt, jenem faſt gebrochenen Blick eines Unglücklichen, der umſonſt den Schlächter um Gerechtigkeit anfleht, umſonſt, er ward geopfert, geopfert, um mit ſeinem Leid zu kitzeln — barmherziger Gott! — die Lachluſt zu kitzeln.“ Er hat geſehen, „wie das Grab ſich über Einem ſchloß, den dieſe Preſſe gemordet.“

Daher würde er ſich geſchämt haben, nicht zu handeln, „während eine ſo unverhältnißmäßige Preß-Niedertracht Menſchen ins Grab beförderte, wenn nicht ſtets die Angegriffenen, ſo doch ihre Frauen, Kinder, Verwandten und Freunde verletzte und erbitterte, ſich beſudelnd in Alles, ſelbſt in die Verhältniſſe des intimſten Privatlebens, ſelbſt in das Geheimniß der Schule, ſelbſt in das Heiligthum der Kirche eindrängte, Lüge, Verleumdung, Frechheit, Narrenpoſſen ausſpie: Alles im Dienſte verderblicher Leiden-

ſchaften und elender Geldgier.“ Wie man ſieht, iſt „Der Korſar“ nicht weit davon entfernt, der leibhaftige Antichriſt zu werden.

Begreift man alſo jetzt, daß er ſich demſelben entgegen warf? Indem er auf ſeine Handlung zurück blickt, wächſt dieſelbe für ihn nach demſelben Maßſtabe, wie die Furchtbarkeit des „Korſaren.“ Allgemein menſchlicher Muth konnte dazu nicht ausreichen. Mit dem Maßſtabe der nur humanen Moral gemeſſen, erſcheint eine ſolche Handlung wie Raſerei, aber der Chriſt, welcher die Freiwilligkeit gewahrt, mit der hier Leid und Verfolgung übernommen ward, erkennt, daß dieſe That das Gepräge des paradoxen Chriſtenthums trägt. Den Zeitgenoſſen, ſagt er, mußte der Umſtand, daß er „ſich freiwillig Alledieſem ausgeſetzt, ſich darin hinein geſtürzt hat“, als „eine Art Wahnſinn“ vorkommen, und er fährt fort: „O ja, ſo haben gewiß auch die Zeitgenoſſen über jenen Römer geurtheilt, der ſeinen unſterblichen Sprung that, um das Vaterland zu retten; eine Art Wahnſinn, o ja, und nochmals o ja, denn es war, dialektiſch genau, chriſtliche Selbſtverleugnung.“ Es war eine Wohlthat, welche „von Denen, um derentwillen ich mich ſo exponirte, belohnt ward, wie eine Liebesthat gern in der Welt belohnt wird, und welche mittels dieſes Lohnes eine wahre chriſtliche Liebesthat ward.“

So ſind wir alſo bis zur Selbſtopferung des Marcus Curtius für den römiſchen Staat und bis zur chriſtlichen Selbſtaufopferung gelangt, die einen kleinen modernen Staat von „ſeinem einzigen inneren Unglück“ erretten will, — Alles auf Grund jenes Zeitungsartikels gegen den „Korſaren“. Er iſt alles Dies, Das heißt: er bedeutet für ihn alles Dies.

Von jetzt an wird seine Grundauffassung vom Wesen des Christenthums langsam modificirt. Bisher hatte er das Christenthum immer vorwiegend von der intellektuellen Seite aufgefaßt; es war ihm das für den Verstand Paradoxe. Jetzt tritt diese intellektuelle Seite mehr und mehr hinter der passionellen zurück. Das theoretische Wesen des Christenthums, das die erste Periode seiner religiösen Schriftstellerthätigkeit ausgefüllt hatte, interessirt ihn von jetzt an weniger, als dessen praktischer Charakter. Das Paradox schwindet vor der Passion. Christ sein, bedeutet von jetzt an das Martyrium.

25.

Der tiefe Pessimismus in Betreff der Auffassung des irdischen Lebens, der, wie Schopenhauer richtig empfand, gleich vom ersten Auftreten des Christenthums an durch seine schneidende Wahrheit demselben so viele Anhänger gewonnen hat, nimmt ganz sein Gemüth gefangen. Diesen Pessimismus, welcher eins der wahrsten Elemente des Christenthums ist, ohne darum selber die ganze Wahrheit zu sein, verkündet er von jetzt an mit einer Energie und Erhabenheit, die man in seiner ersten Periode nicht bei ihm fand. Das Leben erscheint ihm als eine Bahn der Leiden für Den, welcher für die Wahrheit zeugt: „Die Welt bleibt im Grunde stets eben so klug, d. h. eben so dumm. Wenn dann ein von seiner Zeitgenossenschaft mißverstandener, verhöhnter, verfolgter, bespöttelter Mann für

eine Wahrheit gestritten hat, so entdeckt die nächste Generation, daß er groß war, und bewundert ihn. Und falls dann in der nächsten Generation ein Begeisterter ist, der jenen Todten wirklich versteht, . . . so wird dieser Begeisterte wieder verfolgt, bespöttelt, mißachtet".

Er fühlt selbst, eine wie große Bedeutung die Karikirung seiner Person für die Entwicklung dieser Lebensanschauung bei ihm gehabt hat. „Wer von Kind auf eine polemische Vorstellung vom Dasein gehabt hat, und jetzt in der letzten Zeit ein Weilchen in der besonderen Pflege des ‚Korsaren' gewesen ist, von Dem kann man annehmen, daß er gute Voraussetzungen im Verhältniß zur Zeit besitzt!" Sein eigenes Martyrium bestimmt er dahin, „Genie in einer Kleinstadt zu sein", und 1848 schreibt er: „Es wird wieder Blut erforderlich sein, aber nicht das der zu Tausenden hingemetzelten Schlachtopfer, nein, das kostbarere Blut, das der Einzelnen, — der Märtyrer".

Es läßt sich ganz deutlich verfolgen, daß Kierkegaard auf dieselbe Weise, wie er sich von Anbeginn seinen Begriff vom Glaubenszustand aus der persönlichen Krise seiner Jugend bildete, mit ihrer vermeintlich nothgedrungenen Pflicht, in weltlichem Sinne Unrecht zu thun, sich zu verstellen und zu schweigen, — es läßt sich deutlich nachweisen, daß er eben so jetzt noch bestimmter seinen Begriff vom Christenthume und vom christlichen Martyrium, das fortan immer dahin definirt wird, verspottet, verlacht, verfolgt, angespieen zu werden, aus dem Umstande herleitet, daß er im „Korsaren" karikirt worden ist. Wie er nach der Auflösung des Verhältnisses zu seiner Geliebten den opfernden Abraham sich direkt gegenüber sah, so erblickt er jetzt nach der Auflösung des Verhältnisses zum Kopenhagener Publikum die Spur des leidenden Christus vor

ſich und ſetzt ſeine Füße in dieſe Spur. Durch ſein Verhältniß zu Kopenhagen und zum „Korſaren“ verſtand er erſt gründlich das Leben Chriſti.

Die Erbauungsſchriften, welche er jetzt veröffentlicht, ſtehen alle hoch über jener erſten Serie erbaulicher Reden, die zugleich mit der erſten Reihe pſeudonymer Schriften erſchienen. Das Gedämpfte und Sanfte ſtimmte nicht zu ſeiner Natur; mit der ſtärkeren und ſtrengeren Auffaſſung des Lebens erwachten wieder all ſeine Kräfte. In den „Thaten der Liebe“ ſprach er aus, was in ſeiner Seele an tiefem Mitleid mit dem gefallenen Geſchlechte und an kräftiger Arznei für die Unglücklichen und die Schlaffen vorhanden war. Dies Buch iſt die Orgel in dem großen Concert ſeiner Werke. Hier ſchildert er die „Liebe zum Nächſten“, welche ſeiner Lebensweiſe im Alltagstreiben zu Grunde lag: „Es iſt viel leichter und viel bequemer, durchs Leben zu ſchleichen, indem man in vornehmer Zurückgezogenheit lebt, wenn man ein Vornehmer, oder in unbemerkter Stille, wenn man ein Geringer iſt, ja es könnte ſcheinen, als richte man mehr durch dieſe ſchleichende Lebensweiſe aus, weil man ſich nämlich viel geringerem Widerſtande ausſetzt“. Allein es gilt, ſagt er, nicht den Widerſtand zu vermeiden, ſondern den Nächſten zu lieben. Er gedenkt auch hier des „Korſaren“: „O, es giebt Verbrechen, welche die Welt nicht Verbrechen nennt, welche ſie belohnt und faſt ehrt — und dennoch, dennoch wollte ich lieber, was Gott verhüte, aber ich wollte dennoch lieber mit drei bereuten Mordthaten auf meinem Gewiſſen in der Ewigkeit anlangen, denn als ein ausgedienter Verleumder mit jener grauſigen, unüberſehbaren Laſt von Verbrechen, die Jahr nach Jahr aufgehäuft wären, die nach einem faſt undenklichen Maßſtabe um ſich gegriffen, Menſchen ins

Grab befördert haben könnten u. ſ. w.“*) Die Strenge in ſeiner Auffaſſung nimmt zu, weil er überhaupt, wie ſchon von Höffding in ſeiner „Humanen Ethik“ richtig bemerkt worden iſt, in jeder Seelenregung des Menſchen einen Willensakt erblickt, theologiſch beim Egoismus als Thatſache ſtehen bleibt, ohne zu unterſuchen, wie und warum das Ich egoiſtiſch wird.

Die „Erbaulichen Reden in verſchiedenem Geiſte“, welche in demſelben Jahre (1847) erſchienen, gipfeln in einer Schilderung des Hohns und der Verfolgung, denen der Wahrheitszeuge ausgeſetzt ſei, und wie man Gott ein angenehmes Werk zu erweiſen glaube, indem man ihn martere. Dann wird hervorgehoben, wie viel beſſer Dies doch für den Wahrheitszeugen ſei, als mit dem Zuckerbrot der Bewunderung gefüttert zu werden und ein Leben zu führen, das geſchmacklos werde, weil es ihm an Salz fehle. Deshalb hätten ſich auch die Apoſtel darüber gefreut, gegeißelt zu werden.

Der letzte Abſchnitt der „Erbaulichen Reden“ hieß „Das Evangelium der Leiden“. Hieran ſchließen ſich die im Jahre 1848 veröffentlichten „Chriſtlichen Reden“, in denen man vorzugsweiſe die Rede: „Es iſt doch ein ſelig Ding, um einer guten Sache willen Hohn zu erleiden“, beachten muß, welche den Uebergang zu Kierkegaard's ſpäterer Produktion bildet. Der Gehöhnte, heißt es hier, wird wie ein Ausſätziger gemieden; obſchon er ein Zeuge der Wahrheit iſt, hat er nie als ein Gegenſtand der Ehre und des Anſehens gelebt, er ward verachtet, verfolgt, verſpottet, ſo lange er lebte. Und als er lebte, waren es die Geehrten und Angeſehenen, die ihn verachteten, „wie

*) In den „Hinterlaſſenen Papieren“ wird Dies ausdrücklich auf den „Korſaren“ bezogen.

es jetzt die Geehrten und Angesehenen sind, die seinen Namen preisen". Kierkegaard hebt das Entsetzliche hervor, welches darin liege, daß es ein stehender Witz geworden sei: Christus würde, wenn er heute wieder zur Welt käme, abermals gekreuzigt werden; und doch „fällt es Niemand ein, auf dies Blendwerk von der Christenheit aufmerksam zu werden". Er betont daher die Nothwendigkeit, das Christliche nicht in der Entfernung zu halten, sondern es der Mitwelt recht gegenwärtig zu machen.

In der „Einübung im Christenthum" löste er selbst die Aufgabe, welche er gestellt hatte.

Ich halte dies Buch für eine seiner vorzüglichsten Schriften, und es ist überhaupt ein durch Scharfsinn und Wahrheitsliebe ausgezeichnetes Werk. Wer nicht Zeit zu finden vermag, Viel aus der letzten Periode Kierkegaard's zu lesen, müßte wenigstens dies Buch gründlich lesen; er findet dann darin seinen ganzen Gedankengang und sein innerstes Gefühlsleben. Kierkegaard besaß, zum Ersatz für seinen Mangel an historischem Sinn, das schärfste, genialste Vermögen, sich lebendig in jede Situation zu versetzen. Während der Sinn für die Lokalfarbe ihm völlig abging, war der entwickelte Sinn für die abstrakte Situation eine seiner bewundernswerthen Eigenthümlichkeiten. Es war derselbe Sinn, welchen die römischen Geschichtschreiber und die französischen Dichter der klassischen Zeit besaßen. Auf Grund dieses Sinnes sympathisirte er mit Scribe. Und diesen Sinn bethätigte er in seiner Schilderung Abraham's in „Furcht und Beben", wo die mangelnde Zeit- und Ortsfarbe durch die Kraft ersetzt wird, mit der die Situation geschildert ist. Mit derselben Kraft stellte er das Leben Christi dar.

Der Christus, den er malt, ist nicht der verklärte,

nicht das Götterkind Rafael's oder Thorwaldsen's hehrer Versöhner, sondern ein Christus, wie ihn Rembrandt gemalt hat: der Mensch aus niederem Stande, der Freund der mit Arbeit und Mühsal Beladenen, im Kostüm aus des Malers eigener Zeit.

Der Christus, welcher bei ihm sagt: „Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Frieden geben", ist nicht der verherrlichte Sohn Gottes, nein, er ist der erniedrigte Jesus, „geboren von einer verachteten Jungfrau, sein Vater ein Zimmermann, verwandt mit anderen schlichten Leuten der untersten Volksklasse". Man lese nur die Urtheile der Zeitgenossen über ihn: daß er sich einfältig betrage, da er, „statt die Menschen im Abstande der tiefsten Unterwürfigkeit von sich zu halten, Allen zugänglich sei"; man höre Kierkegaard von ihm sprechen wie von „einer Art mauvais sujet, einem verlorenen Menschen", dessen „revolutionärer Hochmuth die ganze Intelligenz und Tüchtigkeit des Bestehenden verschmäht, um ganz und gar von Neuem und von vorn zu beginnen mit Hilfe von — Fischern und Handwerkern, so daß es wie ein Motto zu seiner ganzen Existenz im Verhältniß zum Bestehenden klingt, daß er ein uneheliches Kind ist!" Anfangs ist er kurze Zeit ein Gegenstand der Neugier, später sieht man ihn nur in Gesellschaft von „Zöllnern und Sündern, Aussätzigen, Irrsinnigen, Kranken und Elenden, Armuth und Kümmerlichkeit". — Kommt jetzt her, Alle, die ihr mühselig und beladen seid!

Es scheint kein Sinn darin zu liegen; aber, sagt Kierkegaard, „wenn man nun einen zierlichen Mann in seidenem Gewande Dies mit einer angenehmen, wohlklingenden Stimme sagen hört, so daß es schön in den Kirchgewölben wiederhallt, einen seidenen Mann, den anzuhören

Ehre und Ansehen bringt", so scheint Sinn darin hinein zu kommen. Gewiß, lautet die Antwort, aber ein Sinn, welcher dem Christenthume so unähnlich wie möglich ist; denn denkt an Den, welcher die Einladung spricht, an ihn, der „zwischen einem Maurergesellen und einem Bürstenbinderlehrling" herangeschritten kommt, geringgeschätzt „wie eine Art mißrathenes Genie", verachtet und gehaßt als „ein Verführer, Betrüger, Gotteslästerer", nur umringt von „einem jauchzenden Pöbelschwarm". Und diese, zur Beurtheilung der Wahrheit so kompetenten Instanzen, diese Fischer, Schneider und Schuster, sie vergöttern ihn in des Wortes buchstäblichster Bedeutung.

Von kritischem Gesichtspunkte ist es hiebei am interessantesten, Kierkegaard die Christusgestalt aus lauter idealisirten Zügen erschaffen zu sehen, die er aus seinem eigenen Leben kennt und entnimmt.

Erstens: Christi Unkenntlichkeit. Das Inkognito des Gottes als Mensch wird durch ein menschliches Inkognito als solches verstanden und erklärt. Selbst von der Fleischwerdung abgesehen, ist der Erhabene unkenntlich theils durch allzu viel Sichtbarkeit, da er sich täglich in der zufälligsten Gesellschaft auf der Straße blicken läßt, theils durch die anscheinende Niedrigkeit, in die er gehüllt ist. Sollte ein Mensch wie dieser, „ein schlecht gekleideter Mensch", der Erwartete sein?

Zweitens: Die Unmöglichkeit der direkten Mittheilung. Sicherlich kann Christus geradezu sagen: „Ich bin Gott; der Vater und Ich sind Eins". Aber wenn Der, welcher Das sagt, ein einzelner Mensch ist, anscheinend ganz wie Andere, dann ist diese Mittheilung doch nicht so direkt. Die Worte sind freilich direkt genug, aber daß er Etwas

ſagt, was den Widerſpruch herausfordert, macht die Mittheilung zu einer indirekten. Um deutlich zu machen, daß man aus Liebe zu einem Andern eine Inbrunſt verhehlen und etwas Anderes ſcheinen kann, als man iſt, bedient ſich Kierkegaard zweier Exempel. Das eine, welches nur angedeutet wird, iſt das Verfahren eines Majeutikers, der nach ſokratiſcher Methode eine dialektiſche Doppelheit hervorbringt, um einen Andern in ſich gekehrt zu machen und ihm Freiheit zu geben, — ſeine eigene literariſche Mittheilungsform. Das zweite, weiter ausgeführte Exempel iſt dem Verhältniſſe zwiſchen zwei Liebenden entnommen. Er ſetzt den Fall, der Liebende bekäme den Einfall, ſeine Braut auf die Probe ſtellen zu wollen, ob ſie an ihn glaube. „Was thut er dann? Er enthält ſich aller Mittheilung, verwandelt ſich ſelbſt in eine Doppelheit; es ſieht in der Möglichkeit täuſchend aus, als könnte er möglicherweiſe eben ſo gut ein Betrüger wie ein treu Liebender ſein.“ — Chriſti Glaubensforderung wird durch ſeine eigene Stellung der Geliebten gegenüber als ein Räthſel, Das heißt als die lebendige Frage, ob ſie an ihn glaube oder nicht, illuſtrirt.

Drittens: Die Freiwilligkeit der Leiden. Das Entſcheidende beim chriſtlichen Leiden iſt, daß man es freiwillig „um des Wortes, um der Gerechtigkeit willen u. ſ. w.“ auf ſich nimmt. Und Kierkegaard braucht, um Dies zu erläutern, ein uns wohlbekanntes Beiſpiel. Er zeigt, wie albern es iſt, wenn der Pfarrer, weil Jemandem ſeine Frau geſtorben iſt, von Abraham, der ſeinen Sohn Iſaak opfert, predigen will und den Wittwer gleichſam mit Abraham in Parallele ſtellt. Denn die Pointe bei Abraham's wie bei den chriſtlichen Leiden iſt die unendlich geſteigerte Anſtrengung und Freiwilligkeit — freiwillig hatte er mit

der Geliebten gebrochen, freiwillig den „Korsaren“ herausgefordert.

Viertens: Die Gleichgültigkeit gegen alle weltlichen Zwecke. Das Buch ist im Jahre 1848 verfaßt, also gerade zu einer Zeit, wo eine starke nationale Bewegung das Volk durchzuckte. Kierkegaard fühlte sich ganz außerhalb derselben stehend. Ihn interessirte nur Eins: die Idee seines Lebens. Deshalb schreibt er von Christus: „Das kleine Volk, dem er angehörte, stand unter fremder Herrschaft, und, wie natürlich, beschäftigten sich Alle mit dem Gedanken, das verhaßte Joch abzuschütteln.“ Man weist Jesu den Zinsgroschen, er giebt seine ausweichende Antwort, und Kierkegaard ruft aus: „O weltliche Parteileidenschaft, und selbst wenn du heilig und national genannt wirst, nein, so weit reichst du nicht, daß du seine Gleichgültigkeit gefangen nehmen kannst! Er fragt: ‚Wessen Bild ist auf die Münze geprägt?‘ Man antwortet: Das Bild des Kaisers. ‚So gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist‘. Unendliche Gleichgültigkeit! Ob der Kaiser Herodes oder Salmanassar heißt, ob er Römer oder Japanese ist, ist ihm das Gleichgültigste von der Welt“.

Dann wird Christi Leiden und Tod geschildert; Pilatus fragt: Was ist Wahrheit? Und Kierkegaard antwortet treffend und konsequent: Die Wahrheit ist nicht, die Wahrheit zu *wissen*, sondern die Wahrheit zu *sein*. Christus war die Wahrheit, und für die Jetztlebenden ist sie: ihm nachzufolgen. Allein hierin liegt denn auch, daß das Christenthum in der Christenheit „ganz buchstäblich entthront“ ist; und ist es Das, so ist es „abgeschafft“. Nur die streitende Kirche ist Wahrheit, nur der Nachfolger, nicht der Bewunderer von Christi Leben ist der wahre

Chriſt. Nur wer in der Lage des Zeitalters gegenüber der leidenden Wahrheit ſich an dieſe halten und die Folgen davon auf ſich nehmen will — und dieſe Folgen ſind zu allen Zeiten die gleichen, — nur Der kann ein Wahrheitszeuge genannt werden. „Und wenn alle Pfaffen, mögen ſie nun in Sammt, in Seide, in Tuch, in Bombaſſin einhergehn, etwas Anderes ſagen wollten, ſo werde ich ſagen: ihr lügt, ihr betrügt die Menſchen mit euren Sonntagspredigten!“

26.

In den religiöſen Schriften aus dieſer Periode war Kierkegaard der Geiſtlichkeit und ihrem Hauptvertreter in Dänemark, dem Biſchof Mynſter, immer drohender auf den Leib gerückt. Ein paar dämpfende Einleitungsworte waren in der „Einübung im Chriſtenthum“ die einzige Schirmwand, welche den Angriff auf das Officielle in der Chriſtenthumsverkündigung der däniſchen Staatskirche verdeckte. Faſt gleichzeitig mit dieſem Buche erſchien „Das zu Tode Krankſein“, eins der tiefſten und am ſorgfältigſten durchgearbeiteten Werke Kierkegaard's, klar und leicht zu überblicken wie ein trefflich geordnetes Lazareth, worin er von Neuem das Problem der Verzweiflung vornimmt, das die Abhandlung über das Ethiſche in „Entweder — Oder“ nur ſo unvollſtändig beantwortet hatte, und wo er eine Antwort darauf giebt, deren Tiefſinn ſelbſt ſeine verknöcherte Orthodoxie nicht zu verhüllen vermag. Wenn

man den Schluß des Buches lieſt, kann man zwar nicht umhin, des Satzes zu gedenken, auf den Kierkegaard ſo häufig zurückkommt, daß es kein großes Genie ohne einen Funken von Wahnſinn giebt, allein man muß einräumen, daß hier ſelbſt in der Tollheit Methode iſt. In dieſem Buche, das 1849 herauskam, wird eine Charakteriſtik von dem geiſtlichen Redner geliefert, ſo anzüglich gegen die Geiſtlichkeit, ſo direkt auf ihr Oberhaupt ſelber, den Biſchof Mynſter, gemünzt, daß man faſt nicht begreift, wie ſie ohne Erwiderung bleiben konnte. Hier wird das unendlich Komiſche geſchildert, welches darin liege, daß Der, welcher eben noch auf der Kanzel „mit einem Aplomb der Erſcheinung, mit einer Kühnheit im Blick, einer Korrektheit der Pas, die bewundernswerth ſind“, alle Mächte der Hölle unter die Füße trat, faſt in demſelben Augenblick, faſt noch „mit der Samarie angethan“, dem kleinſten Ungemach feig aus dem Wege rennen kann. „O wenn man Einen ſieht, welcher verſichert, durchaus verſtanden zu haben, wie Chriſtus in Geſtalt eines niederen Dieners einher ging, arm, verachtet, verſpottet, wie die heilige Schrift ſagt: angeſpieen — wenn ich dann denſelben Mann ſo ſorglich dorthin eilen ſehe, wo es weltlich gut ſein iſt, ſich dort aufs behaglichſte einrichten, wenn ich ihn ſo ängſtlich, als handele es ſich um das Leben, jedem Hauch eines ungünſtigen Windes von rechts oder links entfliehen ſehe, ſo glückſelig, ſo äußerſt glückſelig, ſo herzensfroh, ... von Allen, unbedingt Allen geehrt und geſchätzt zu ſein, dann habe ich mir oft bei mir ſelber geſagt: Sokrates, Sokrates, Sokrates! ſollte es möglich ſein, daß dieſer Menſch verſtanden hat, was er verſtanden zu haben behauptet?“

Fünf Jahre vergingen. Kierkegaard's Schriftſtellerei

war zu dem Punkte gelangt, daß er ſie als ein Ganzes überblickte. In ſeinen „Kommunionsreden am Freitag“ führte er dieſelbe, ſo zu ſagen, an den Fuß des Altares, und gab dann in einer kleinen Broſchüre „Ueber meine Schriftſtellerthätigkeit“ dem Publikum ſeinen Rückblick über das Ganze, worin Alles auf die Idee: „der Einzelne“ hingeführt wird. Offen und ehrlich ſagt er: „So verſtehe ich jetzt das Ganze; von Anbeginn habe ich nicht ſo überſchauen können, was ja zugleich meine eigene Entwicklung geweſen iſt.“

Da brach er im December 1854 ſein jahrelanges Schweigen als Schriftſteller. Biſchof Mynſter war geſtorben. Martenſen hatte ihn in ſeiner Grabrede „einen Wahrheitszeugen, einen der rechten Wahrheitszeugen, ein Glied in der heiligen Kette“ genannt. Im Februarmonat ſchrieb Kierkegaard ſeinen berühmten Artikel dagegen: „War Biſchof Mynſter ein Wahrheitszeuge, einer der rechten Wahrheitszeugen — iſt Das Wahrheit?“ und ließ ihn dann neun Monate lang ungedruckt liegen. Er, der in ſeiner Jugend ſo ungeduldig war, hatte jetzt gelernt, einen Entſchluß langſam reifen zu laſſen. Im December ſchleuderte er nach beendigter Ueberlegung den Artikel in die Oeffentlichkeit. Martenſen, der wenig ahnte, was bevorſtand, gab eine ablehnende Antwort, in welcher er Kierkegaard als einen Therſites bezeichnete, der auf dem Grabe des Helden (d. h. Mynſter's) tanze. Dann erwiderte Kierkegaard, und hiemit begann ſeine großartige Agitation wider die ganze beſtehende Staatskirche und die ganze Chriſtenheit der heutigen Welt.

27.

Als die römiſchen Miſſionäre, nachdem ſie die Angelſachſen in Northumberland zum Chriſtenthume bekehrt hatten, ſie aufforderten, die Götzenbilder, welche ſie bisher angebetet, ſelbſt umzuſtürzen, wagte Keiner die Hand an die Geſtalten zu legen, die ſo lange ein Gegenſtand des Glaubens und des Gebets geweſen. Da erhob ſich inmitten des allgemeinen Zögerns ein Prieſter und fällte mit einem Axthiebe das Götzenbild, deſſen Nichtigkeit er beſſer als irgend Jemand kannte. Der Angriff, den der geiſtlich Gebildete wider die Kirche richtet, hat immer einen eigenthümlichen Charakter von Beſtimmtheit und Kälte; man fühlt an den Schlägen, die er ertheilt, daß die Hand eine Sicherheit beſitzt, welche die Hand des Laien nicht leicht zu erlangen vermag *).

Kierkegaard hatte der Geiſtlichkeit zu nahe gelebt, um den Reſpekt bewahren zu können. Der treue Ritter der Autorität ward zu dem Manne, der ihr den Todesſtreich verſetzte. Der Dichter, der Denker, der Prediger, der Reformator, der ſeinen Stolz und ſeine Ehre darein geſetzt hatte, in einer hunderttauſendmeiligen Entfernung von der Endlichkeit und dem Augenblicke zu wirken, ward in einen Agitator verwandelt. Allein was ihn dazu um-

*) Ernest Renan: Essais de morale et de critique, pag. 141.

wandelte, war der zutiefst in seiner Natur liegende Hang, mit der Entrüstung der Pietät seine Verachtung auszusprechen. Es hatte freilich stets etwas Agitatorisches in seiner Thätigkeit gelegen, in so fern er nach seiner eigenen Erklärung immer dahin strebte, „Unruhe mit der Absicht auf Verinnerlichung“ zu erwecken. Allein diese Definition selber schloß ja zugleich jede Absicht auf die Erweckung von Unruhe nach außenhin aus. Der Mann jedoch, welcher selbst mit Recht das Charakteristische seiner Schriftstellerei dahin bestimmte: aufmerksam zu machen, war naturgemäß besonders zum Agitator geschaffen; denn diese Worte bezeichnen das nächstliegende Ziel jeder großen und vornehmen Agitation.

Und er war ein großer Agitator — er, dessen Seele von einer so lebhaften Entrüstung erfüllt war, der die Sprache so vollständig in seiner Gewalt und durch den erbaulichen Vortrag sein Vermögen, zum Verständniß des gemeinen Mannes zu reden, ausgebildet hatte, der endlich einen solchen Köcher voll scharfgespitzter, stachlichter Pfeile besaß. Er war der Mann, eine Agitation zu leiten, wie sie nur selten in unserm Jahrhundert ins Werk gesetzt worden ist, er, welcher das Selbstgefühl Lassalle's mit der Beredsamkeit eines O' Connell und dem schneidenden Hohn eines Swift verband.

Es nützt Nichts, sein Verfahren zu schildern. Man muß ihn selbst die Verachtung im sprachlichen Ausdruck meißeln, das Wort zurecht hämmern sehn, bis es sich zur größtmöglichen, zur blutigsten Injurie formt, — ohne daß es jedoch einen Augenblick aufhört, Träger einer Idee zu sein. Man lese seine ersten Artikel wider die Geistlichkeit in der Gesammtausgabe seiner „Zeitungsartikel“, welche auch die Repliken gegen ihn von den verschiedenen

Repräſentanten des Beſtehenden — meiſt Anonymis in der „Berling'ſchen Zeitung", „Fädrelandet" und „Dagbladet" — enthält, um die Flammenſchrift ſeiner Begeiſterung auf dem Hintergrunde von Schlaffheit, leerem Geſchwätz und Grimaſſenſchneiderei der Zeitgenoſſen, der die unentbehrliche Folie dafür bildet, leuchten zu ſehn. Man begreift leicht, daß die Geiſtlichkeit ſofort in Alarm gerieth, da in öffentlichen Journalen und von einer ſolchen Feder geſchrieben ſtand, der religiöſe Zuſtand im Lande ſei der: „Das Chriſtenthum exiſtirt gar nicht" (26. März 1855), oder, wie es zwei Tage ſpäter hieß: „Hier iſt Nichts zu reformiren; worauf es ankommt, iſt, ein Jahrhunderte lang fortgeſetztes . . . chriſtliches Kriminalverbrechen zu beleuchten." Man antwortete, ſo gut man vermochte, mit Ueberlegenheit, mit Entrüſtung, mit Salbung, mit Strenge. Da jedoch Dies auf den vermeſſenen Angreifer der Staatskirche nicht mehr Eindruck machte, als hätte er auf einem andern Planeten gewohnt, ſo verſtummte allmählich all dieſe Beredſamkeit, und man hörte Sören Kierkegaard's Stimme allein.

Was für eine Sprache führte dieſe Stimme? Sie rief:

Das Chriſtenthum iſt ausgebreitet. Weshalb? Weil der Staat, wenn Einer Nichts mit dem Chriſtenthume zu ſchaffen haben will, hilfreich hinzu tritt: „Wie! Fühlſt Du keinen Drang zum Chriſtenthume, ſo fühlſt Du vielleicht einen großen Drang, Nichts zu werden; denn ohne daß Du Chriſt biſt, ſind Dir alle Wege in der Geſellſchaft verrammelt. — Ah! Das kam der Praxis des Predigers zu Statten." — „Habt Dank, ihr Seide- und Sammt-Prediger, die in ſtets zahlreicherem Schwarme zu Dienſt ſtanden, als es ſich zeigte, daß der Profit auf Seiten des Chriſtenthums war, habt Dank für euren chriſtlichen Eifer!"

Das Thema, das Kierkegaard hier wieder und wiederum variirte, war: so lange es in Dänemark tausend königliche Stellen für Lehrer im Christenthum gebe, sei alles Christenthum im Lande nothwendigerweise verderbt. „Nehmt ein Beispiel, sagt er. Wenn es dem Staat einfiele, alle wahre Poesie verhindern zu wollen, wie hätte er Das anzufangen? Er brauchte nur tausend Stellen für königliche Dichter-Beamte einzurichten; dann wird das Land bald mit schlechter Poesie so überfluthet sein, daß wahre Poesie fast zur Unmöglichkeit wird. Nehmt ein anderes Beispiel, sagt er. Gesetzt, der Staat käme auf die Idee, die Religion einzuführen, daß der Mond aus einem grünen Käse gemacht sei, und gesetzt, er richtete zu dem Ende tausend Stellen für einen Mann mit Familie ein, mit regelmäßigem Avancement, gleichem Range mit Kanzleiräthen, — zweifelt man daran, daß dann nach einigen Generationen ein Statistiker müßte bestätigen können, jene Religion (der Mond ist aus einem grünen u. s. w.) sei die herrschende im Lande?“

Und er faßt seinen Angriff auf die Staatskirche in den energischen und rücksichtslosen Satz zusammen: „Dafern' Du glaubst, und Das glaubst Du ja doch, Stehlen, Rauben, Plündern, Huren, Verleumden, Schlemmen u. s. w. sei Gott zuwider: das officielle Christenthum und dessen Gottesdienst sind ihm unendlich widerwärtiger.“

Er bespricht die wichtigsten Momente des Gottesdienstes, eins nach dem andern, und löst sie alle in Possenspiel auf.

Die Taufe. Sie wird nach seiner Vorstellung nur durch die Geldgier der Pfaffen aufrecht erhalten. „Die Pfaffen, diese heiligen Männer, verstehen schon ihr Geschäft, und eben so, daß, wenn es geschähe, wie das Christen-

thum und jeder vernünftige Menſch es unbedingt verlangen muß, daß man erſt, wenn man großjährig und mündig wird, ſich entſcheiden dürfte, welcher Religion man angehören will — die Pfaffen wiſſen ſehr gut, daß es dann um ihre Erwerbsquelle ſchlecht ſtünde. Und deshalb drängen ſich dieſe heiligen Wahrheitszeugen in die Wochenſtuben ein."

Die Konfirmation. Sie wird nach ſeiner Vorſtellung beibehalten, weil die Pfaffen, die „ſelbſt Meineidige ſind", ein Intereſſe haben, dahin zu arbeiten, daß „die ganze Geſellſchaft zu Meineidigen wird". Und es iſt „gleichſam hierauf berechnet", fünfzehnjährige Knaben religiöſe Verſprechungen ablegen zu laſſen. Man ſieht alſo leicht, ſagt er, die Konfirmation iſt ein noch größerer Unſinn, als die Kindertaufe, eben weil die Konfirmation Anſpruch darauf macht, Das ergänzen zu ſollen, was bei der Kindertaufe fehlte: eine wirkliche Perſönlichkeit.

Das Abendmahl. Das nach ſeiner Auffaſſung Anſtößige in der Art und Weiſe, wie das Sakrament ertheilt wird, erörtert er durch die Schilderung eines Gewerbtreibenden, deſſen wirkliche Religion die iſt: Jeder iſt Spitzbube in ſeinem Gewerbe. „Zwei oder vier Mal im Jahre legt dann dieſer Mann ſchöne Kleider an — und geht zum Altare. Dort erſcheint dann ein Pfaff, ein Pfaffe, der (gerade wie die Pelzmännchen, die, wenn man auf eine Feder drückt, aus einer Doſe ſpringen) herbei ſpringt, ſo bald er ‚einen blauen Zettel' erblickt*). Und darauf wird die heilige Handlung gefeiert, von welcher der Gewerbreibende oder beide Gewerbtreibende (der Pfaff und der Bürger) zu ihrer gewohnten Lebensweiſe heimkehren, nur

*) Die däniſchen Fünf-Reichsbankthaler-Noten waren von blauer Farbe.

daß man von dem einen derſelben (dem Pfaffen) nicht ſagen kann, er kehre zu ſeiner gewohnten Lebensweiſe heim; er iſt ja nicht von derſelben abgewichen, ſondern vielmehr als Gewerbtreibender in Thätigkeit geweſen."

Die Trauung. Kierkegaard hebt nachdrücklich den Umſtand hervor, daß das Neue Teſtament den ledigen Stand anempfehle, und die Ehe höchſtens als ein nothwendiges Uebel betrachte. Gegen die populäre Auffaſſung, daß die Ehe durch die Gegenwart des Prieſters geheiligt werde, ruft er aus: „Von chriſtlichem Standpunkte müßte man ſagen: gerade der Umſtand, daß ein Prieſter dabei mitwirkt, iſt das Schlimmſte bei der ganzen Sache. Willſt Du Dich verheirathen, ſo ſuche doch lieber, von einem Schmiede getraut zu werden!" Denn „der Schmied und die beiden Liebenden haben doch keinen Eid auf das Neue Teſtament abgelegt"; aber ein Spott auf das Chriſtenthum wird die Trauung, „wenn der Pfaff mit ſeiner — heiligen Gegenwart hinzu kommt".

Angriffe von dieſer Art waren, ſo viel mir bekannt, ſeit den rückſichtsloſeſten Tagen der franzöſiſchen Revolution nicht gegen den chriſtlichen Kultus gerichtet worden. Kein freidenkender Schriftſteller dieſes Jahrhunderts hat ſich auf Dergleichen eingelaſſen, einestheils weil die Freidenker, von der Toleranzidee ausgehend, ſich in die inneren Angelegenheiten der Religionen nicht einmiſchen, ſondern ſich damit begnügen, die ſociale Gleichſtellung mit den poſitiv Gläubigen, auf welche die Civiliſation des Jahrhunderts ihnen ein Recht giebt, zu verlangen, anderntheils weil die wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Weſens der Religionen in den letzten ſiebzig Jahren die Polemik wider herausgegriffene Dogmen oder gegen die Einzelheiten des kirchlichen Kultus gänzlich verdrängt hat.

Und wie die Freidenker ſelber nicht ſolche Angriffe gemacht haben, ſo haben ſie auch ihrer nicht bedurft, als ſie kamen; ſie haben Nichts aus ihnen gelernt, und ſie fühlen keinen Drang, ſie wieder aufzunehmen. Nur dann würde Anlaß ſein, ſie von Neuem geltend zu machen, wenn die officielle Geiſtlichkeit das Auftreten Kierkegaard's wirklich in dem Grade der Vergeſſenheit anheimgefallen wähnte, daß ſie ſich zu Gunſten der Kirche auf ihn berufen könnte, — auf ihn, für den die Geiſtlichen, „ohne eine einzige Ausnahme" Meineidige, ja, wie er ſich ausdrückt, Menſchenfreſſer waren, in ſo fern ſie nämlich von den Leichen der Märtyrer leben, ein jährliches Salär, ſilberne Tafelaufſätze, Ritterkreuze, geſtickte Lehnſtühle u. ſ. w. erhalten, um die Leiden und den Opfermuth derſelben zu ſchildern.

Statt in die leidenſchaftlichen Kriegsrufe der Kierkegaard'ſchen Agitation gegen die in Dänemark beſtehende Staatskirche einzuſtimmen, will ich leidenſchaftslos auf zwei entſcheidende Punkte in den Auslaſſungen aus ſeiner letzten Lebenszeit aufmerkſam machen.

Der erſte Punkt iſt ſein ſtarkes Betonen des Umſtandes, daß die Chriſtenheit gar nicht chriſtlich, daß das Chriſtenthum überhaupt gar nicht in die Welt eingedrungen ſei; es ſei bei dem Vorbilde und ein paar Apoſteln verblieben. Hierin ſtimmt Kierkegaard genau mit Allem überein, was die moderne Wiſſenſchaft in Betreff des Mißverſtändniſſes klar gemacht hat, das Ausdrucksweiſen wie chriſtlicher Staat, chriſtliche Kunſt, chriſtliche Geſellſchaft zu Grunde liegt. In allen denkenden Ländern iſt man jetzt zu der Einſicht gelangt, daß ſolche Mächte wie Staat, Recht, Geſellſchaft und Kunſt von rein humaner Natur ſind, auf einer rein humanen und nicht auf irgend einer konfeſſionellen Grundlage beruhen.

Der zweite Punkt ist sein, durch seine ganze Schriftstellerei hindurchlaufendes bestimmtes Betonen, daß er selber kein Christ sei, bald mit der Wendung, daß er es noch nicht sei, am häufigsten mit der Wendung, daß er nur oder beinahe nur ein Dichter sei, der wisse, was Christenthum sei, bald, wie in der Zeitschrift „Der Augenblick", mit der Wendung, daß er sich selbst nicht zu der christlichen Lebensauffassung zu erheben vermöge, sondern sich mit „einer weit leichteren, einer jüdischen", behelfe. Sein Standpunkt in diesem Streite — und Das ist es, was ihn hier so groß macht — ist kein konfessioneller oder sektirerischer, sondern der der Wahrheitsliebe. Daher kommt es auch, daß er, als er von Gegnern gefragt wird, was er wolle, nicht antwortet, er wolle dies oder jenes Einzelne, sondern: „Ganz einfach, ich will Redlichkeit ... ich bin nicht eine christliche Strenge gegenüber einer herkömmlichen christlichen Milde. In keiner Weise; ich bin weder Milde, noch Strenge — ich bin: menschliche Redlichkeit."

Es ist nicht möglich, seinen Standpunkt auf eine edlere und humanere Weise zu formuliren. Und kraft dieses, über allen konfessionellen Kämpfen erhabenen menschlichen Beweggrunds darf Kierkegaard hier auch wagen, sich in so extremer Art auszudrücken, daß er sagt:

„Ich will Redlichkeit. Ist es Dies, was die Generation oder die Mitwelt will; will sie ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradezu sich wider das Christenthum empören, zu Gott sagen: ‚Wir können, wir wollen uns nicht unter diese Macht beugen' — aber wohlgemerkt, daß es ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradezu geschehe: nun wohl, wie seltsam es erscheinen möchte, ich bin mit dabei; denn Redlichkeit will ich". Diese Worte

(vom 31. März 1855), die eine neue Perſpektive zu eröffnen ſcheinen, ſind vielleicht nur ein auf die Spitze geſtellter Ausdruck einer glühenden Wahrheitsliebe, aber ſie zeigen, daß Kierkegaard, wenn Alles, was zu lieben werth war, genannt wurde, ein „magis amica veritas“ hinzuzufügen vermochte.

Die großartige Kierkegaard'ſche Agitation, welche ſchon als Agitation betrachtet ſo mächtige Vorzüge hatte, beſaß einen erheblichen Grundfehler, nämlich ihre Gewaltſamkeit. Der rechte Agitator darf nicht ſeine ganze Kraft, vielleicht kaum die Hälfte derſelben aufwenden; man muß ihn wie ein Drohgewitter für die Zukunft empfinden. Kierkegaard dagegen ſetzt ſolchermaßen das ganze Leben ein, kämpft mit einer ſo äußerſten Anſtrengung, wie kein Mann ſich ihr unterziehen kann oder darf, der ſich nicht unmittelbar darauf hinlegen und ſterben will.

28.

Das war — leider! — ſeine Abſicht und ſein Loos.

Er ſehnte ſich fort von der Erde, fort aus dieſer Welt, die er als „eine jämmerliche, eine verderbte, eine böſe Welt, nur berechnet auf Buben und auf Gewäſch“, erfand und bezeichnete. Er ſehnte ſich fort von Kopenhagen, wo er jetzt nicht mehr nur beneidet und gehaßt war, ſondern wo es Pflicht gegen Gott und alles Heilige war, ihn als Feind der Kirche und der Geiſtlichkeit zu verabſcheuen. „O unſchätzbare Kleinſtadt, wie unbezahlbar biſt du, wenn

du die Samarie anlegst, heilig wirst, wenn sich jedem widerlichen Gelüst des Neides, der Rohheit, der Pöbelhaftigkeit hinzugeben, zugleich der Ausdruck einer Verehrung Gottes wird!" Er sehnte sich fort von seinem armen, gequälten, leidenden Körper, der durch Schlaflosigkeit erschöpft war und von heftigen Krankheitsanfällen gefoltert ward. Vermochte er bisweilen in Gegenwart Anderer seine körperlichen Schmerzen nicht zu beherrschen, so sagte er: „Erzählt es nicht weiter; wozu brauchen die Leute zu wissen, was ich erdulde!" Er sehnte sich „nach der Ewigkeit".

Er beschleunigte selbst seinen Tod durch die alle Schranken und Rücksichten zerbrechende, aufreibende Agitation. Aber er scheint das Herannahen desselben gerade zu der Zeit, wo er ihn fortriß, geahnt zu haben. Von dem Vermögen, das er von seinem Vater ererbt hatte, war Nichts mehr übrig. Er hatte kurz nach dem Tode des Vaters sein ganzes Kapital seinem Schwager, dem Justizrath Lund, mit der Bitte übergeben, ihm dasselbe aufzubewahren, d. h. nicht so, daß es verzinst würde — denn Kierkegaard hielt es bei seiner altväterischen Erziehung für Sünde, für Wucher, Zinsen zu nehmen, — sondern so, daß er sich jährlich eine gewisse Summe des Kapitals auszahlen ließe. Daher kam es, daß das Kapital, einerseits durch Kierkegaard's nicht eben sparsame Lebensweise, andererseits durch seine gutherzige Wohlthätigkeit, vollständig aufgezehrt wurde. Es fanden sich nach seinem Tode nur 250 Reichsbankthaler in baarem Gelde vor.

Im Oktober 1855 ließ er sich nach dem Frederikshospital bringen.

Unter den ordnungsmäßigen Journalen des Frederikshospitals befindet sich eins, worin eine Abtheilung mit den Worten eröffnet wird: „Dr. Sören Kierkegaard (42 Jahre

alt) aufgenommen 2./10. 1855, geſt. 11./11. 55 um 9 Uhr Nachm.“

Der junge Kandidat der Medicin, welcher das Journal führte, hat ſich nicht mit rein ärztlichen Aufzeichnungen begnügt, ſondern ſich an einzelnen Stellen bemüht, allgemeine Aeußerungen des Kranken wiederzugeben, z. B. gleich am erſten Tag folgende Worte: „Er hält ſeine Krankheit für tödtlich; ſein Tod ſei nothwendig für die Sache, auf deren Löſung er ſeine ganze Geiſteskraft verwandt, für die er einzig gewirkt habe, und für die er nur geſchaffen ſei; daher das ſcharfe Denken in Verbindung mit einem ſo zarten Körper. Bleibe er am Leben, ſo müſſe er ſeinen religiöſen Kampf fortſetzen, allein derſelbe werde dann ermatten, wogegen er durch ſeinen Tod ſeine Stärke, und, wie er meint, ſeinen Sieg behaupten werde“. Und unterm 12. Oktober heißt es wieder im Journal: „Er behauptet immer noch ſeinen nahe bevorſtehenden Tod“.

So kurzgefaßt und wenig inhaltsreich dies Journal ſonſt iſt, giebt es doch ein deutliches Bild von zwei in pſychologiſcher Hinſicht intereſſanten Charakterzügen: erſtlich von der asketiſchen Tendenz des Kranken, der es ſich „auf Grund religiöſer Anſichten“ zuweilen ausbittet, von dem einen oder andern Erfriſchungs- oder Linderungsmittel dispenſirt zu werden; ſodann von der jungfräulichen Verſchämtheit oder Schamhaftigkeit des Patienten, die ihm hier bei mehrfachen Gelegenheiten zur Plage wird, und von welcher der ärztliche Kandidat nach einer Unterhaltung mit ihm ſchreibt: „Er glaubt, dieſer Fehler habe einen durchgreifenden Einfluß auf ſein Leben gehabt und ihn zum Sonderlinge gemacht.“

Am Abend des elften November verſchied er.

Man hat gesagt, er sei zur rechten Zeit gestorben. Wenn man so redet, betrachtet man sein Leben ästhetisch: sein letztes Auftreten war ein fünfter Akt, und was bleibt dem Helden der Tragödie nach dem fünften Akte übrig, als zu sterben? Ich vermag Kierkegaard's Leben und Tod nicht als ein Schauspiel anzusehen. Ein großer Genius, der mit 42 Jahren stirbt, stirbt niemals zur rechten Zeit für seine Mitwelt. Ich wünsche, er wäre am Leben geblieben.

Schon der Umstand, daß er am Leben geblieben wäre, hätte ihn zum Aussprechen neuer schlagender und stets wahrerer Gedanken genöthigt. Unmöglich hätte er auf dem Punkte stehen bleiben können, auf dem er bei seinem Tode stand, er hätte neue Konsequenzen ziehen müssen, — und diese hätten ihn nothwendigerweise immer weiter von der in Dänemark herrschenden Kirchlichkeit entfernt; denn alle anderen Wege waren ihm verrammelt.

In der Abhandlung „Der Begriff Angst" kommt an einer Stelle beiläufig die Wendung vor: „Diese Anschauung, welche man christlich nennen mag oder wie man will, ist sicherlich die richtige." Man könnte sich eine solche Wendung durch seinen ganzen Gedankengang durchgeführt denken. Denn wir sehen ihn noch in den siegreichsten Augenblicken seiner Agitation sich gehemmt fühlen, weil er genöthigt ist, nicht die Wahrheit, sondern die orthodoxe Korrektheit seiner Anschauung darzuthun, und sich auf die ganze Misère des Citirens von Bibelstellen einlassen mußte. Er findet nun eine Bibelstelle pro, die Gegner eine contra, da es ihm natürlich nicht gelingt, etwas so Ungleichartiges wie das Alte und das Neue Testament unter das System Einer Lebensanschauung zu bringen. Ja, er citirt bisweilen willkürlich, bisweilen unrichtig aus lauter Eifer, sich auf

eine Bibelſtelle berufen zu können*). Man könnte ſich denken, daß der Augenblick eingetreten wäre, wo er deſſen müde geworden.

Er war in den letzten Monaten ſeines Lebens auf dem Wege dazu, aber der Weg war nicht gut. Wie andere große, zu Tode gehetzte Reformatoren, erblickte er zuletzt das verkannte Recht ſeiner Perſönlichkeit als das einzige in der Welt. Selbſt wenn er ſich auf die Bibel berief, berief er ſich in Wirklichkeit auf ſeine Auslegung derſelben, auf ſich ſelbſt. Wie der Abſolutismus geſagt hatte: „Der Staat bin ich", ſo dachte er jetzt: „Die Wahrheit bin ich." Die Wahrheit richtete ſich nach ihm, nach ſeinem Leben. Zu der Zeit, als er ſelbſt zuweilen in der Frauenkirche predigte, war die Kirche ehrwürdig und heilig; jetzt war jede Kirche „ein zweideutiger Ort". Vor wenigen Jahren hatte er die Gemeinde eindringlich aufgefordert, in den Kirchen und an ihren Altären das Heil zu ſuchen; jetzt, da er ſelbſt erklärte, lieber die ärgſten Verbrechen begehen, als eine Kirche betreten zu wollen, jetzt ſollte es plötzlich Allen einleuchtend ſein, daß die Wahrheit nicht im Schooße der Kirche zu finden ſei.

Und er beſtimmte nicht nur die Wahrheit, ſondern auch den Moment, da die Zeit erfüllt ſei. So lange er es ſelbſt paſſend und recht fand, bei jeder Gelegenheit den Biſchof Mynſter zu ehren, mußten auch alle Andern Mynſter den tiefſten Reſpekt erweiſen. Er wartete, ſagt er, mit

*) In Magnus Eirikſon's tüchtigem und gewiſſenhaftem Werke „Gott und der Reformator" findet man eine Darſtellung von Kierkegaard's Inkonſequenzen dem Bibelwort gegenüber. Seine Willkür in der Behandlung von Bibelſtellen hat Erik Bögh in Betreff der Art und Weiſe nachgewieſen, wie Kierkegaard die Legende von Jonas benutzt.

ſeinem Angriff auf Mynſter und die Geiſtlichkeit, bis Martenſen, den er „eine ſubalterne Perſönlichkeit“ nennt, Biſchof von Seeland geworden war; denn er dachte ſich, es könne Martenſen unangenehm ſein, wenn der Angriff erfolgt wäre, ſo lange „er Kandidat für dieſen Poſten ſei“. Aber wenn er ſelbſt nun vorher geſtorben wäre! er, der ſelber ſagt, daß er oft nur von einem Tage auf den anderen lebte! Und nach gewöhnlichen menſchlichen Vorſtellungen müßte man denken, daß, wenn Martenſen wirklich ſo „ſubaltern“ war, wie Kierkegaard meinte, es dann doch beſſer geweſen wäre, ihn nicht in Ruhe den oberſten Biſchof des Landes werden zu laſſen. Allein Kierkegaard entſcheidet ſelbſt, wann der geeignete Augenblick gekommen iſt. Er weiß, daß Gott mit ihm iſt, und daß Das, was er ſchreibt, Gottes allerhöchſtes Gefallen hat.

Das war die einzige Form, unter welcher dies große, religiös erzogene Genie, wie Pascal, wie Lamennais, eine Befreiung vom Joch der Kirche zu Wege brachte. Allein er befreite ſich, wie es in ſeinem Vermögen lag. Von der Chriſtenheit kämpfte er ſich in jedem Falle los.

Von ſeiner früheſten Jugend an waren zwiſchen ihm und der geiſtigen Freiheit alle erdenklichen Schranken aufgethürmt. Er war durch Erziehung, durch Pietät, durch Lebensſchickſale in die beſtehende Kirche eingeſchloſſen, wie Der, welcher in einen Kerker durch einen Ring von Gefängnißmauern nach dem andern eingeſchloſſen iſt. Er arbeitete ſich dennoch durch alle hindurch, und gelangte ans Tageslicht hinaus. Dieſer Kampf iſt's, den die Journalartikel in der Wahrheitszeugen-Fehde und vor Allem die Zeitſchrift „Der Augenblick“ bezeichnen, und deshalb wird „Der Augenblick“ ſich in der Literatur erhalten als das kürzeſte Reſumé Deſſen, was er dachte und wollte,

als die eigentliche und entſcheidende That ſeines Lebens. Dies allein unter all ſeinen Werken iſt tief ins Herz des däniſchen Volkes gedrungen, es iſt gegenwärtig eins der bedeutſamſten Gährungselemente in der Arbeiterbewegung, es wird vielleicht mit der Zeit einmal eins der kräftigſten Gährungselemente in einer Bewegung werden, die das ganze Volk umfaßt; dann wird auch jene Trennung von Kirche und Staat, welche die Entwicklung des Jahrhunderts immer eindringlicher fordert, und welche mit größerer Energie und größerem Talent als irgend ein anderer ſeiner Landsleute verlangt zu haben Kierkegaard's unverwelklicher Ruhm iſt, in Dänemark eine Wirklichkeit werden.

Es iſt Kierkegaard's große Bedeutung für das ſtaatskirchliche Geiſtesleben Dänemarks, daß er die Probe darauf gemacht hat. Der beſtehende religiöſe Zuſtand war, von außenher, vom humanen Standpunkte der Wiſſenſchaft aus betrachtet, längſt als werthlos erkannt worden. Durch ihn ward derſelbe von innenher, von ſeinem eigenen Ideal aus, angegriffen, mit ſeinem eigenen Maße gemeſſen, und durch ſeinen Mund beurtheilte und verurtheilte er ſich ſelbſt.

Als Kierkegaard ſeine Laufbahn begann, ſchien er der freien Wiſſenſchaft der gefährlichſte aller Gegner werden zu ſollen. Ein Denker von dieſem Range — und zugleich ein Prediger! ein Philoſoph, ſo groß angelegt wie keiner zuvor in Dänemark — und Biſchof Mynſter's demüthiger Bewunderer! In ihm ward die Probe auf das Exempel gemacht. Er endete damit, ſelber die Axt wider ſein Gottesbild zu erheben. Durch ihn ward das däniſche Geiſtesleben zu jenem äußerſten Punkte hingedrängt, von wo ein Sprung geſchehen muß, ein Sprung in den ſchwarzen Abgrund des Katholicismus hinab, oder hinüber auf die Landſpitze, von welcher die Freiheit winkt.

In Kierkegaard gipfelt und mit ihm schließt die dänische Literatur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und was auf ihn in der zweiten Hälfte desselben gefolgt ist, ist entweder zu geringfügig oder zu jung, um irgendwie gegen seine Werke ins Gewicht zu fallen. Es giebt keine Maßstäbe in der Literatur. Es giebt kein Loth, mit welchem man die geistigen Tiefen ergründen kann, kein Thermometer, welches die Wärme der Leidenschaft anzeigt, keinen Höhenmesser für den Schwung des Geistes. Aber gäbe es Dergleichen, so würde es sich zeigen, daß kein Schriftsteller in unserer Literatur tiefer in die Abgründe des Menschenherzens hinabgetaucht ist, daß keiner inniger gefühlt, schärfer gedacht oder einen höheren Schwung in seiner Begeisterung für die Ideale der Reinheit und Festigkeit genommen hat.

Seine Persönlichkeit ist zu reich und sein Werk zu vielseitig, als daß man ihn und dieses durch eine Formel charakterisiren könnte. Er war auch nicht, wie man unverständigerweise gesagt hat, von Anfang an „innerlich fertig". Im Gegentheil, er läßt sich nur dann verstehen, wenn man sich die Geschichte seines Genius aus den ersten Keimen der Charakterbildung und Produktion klar zu machen sucht, und wenn man die verschlungenen, einander kreuzenden Linien seiner Entwicklung so gut, wie möglich, von den ersten Anlagen bis zu den letzten Resultaten verfolgt, ohne einen Ausgangspunkt oder ein Zwischenglied zu überspringen, aber auch ohne konsequenter oder gradliniger als die Natur sein zu wollen.

Ein Versuch dazu ist hier gemacht worden.

Leipzig.
Druck von Metzger & Wittig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright
Office
Library of Congress

THE COPYRIGHT LAW OF THE UNITED STATES (TITLE 17, U.S. CODE) GOVERNS THE MAKING OF REPRODUCTIONS OF COPYRIGHTED MATERIAL. UNDER CERTAIN CONDITIONS SPECIFIED IN THE LAW, LIBRARIES AND ARCHIVES ARE AUTHORIZED TO FURNISH A REPRODUCTION. ONE OF THESE CONDITIONS IS THAT THE REPRODUCTION IS NOT TO BE "USED FOR ANY PURPOSE OTHER THAN PRIVATE STUDY, SCHOLARSHIP, OR RESEARCH." IF A USER MAKES A REQUEST FOR, OR LATER USES, A REPRODUCTION FOR PURPOSES IN EXCESS OF "FAIR USE," THAT USER MAY BE LIABLE FOR COPYRIGHT INFRINGEMENT.